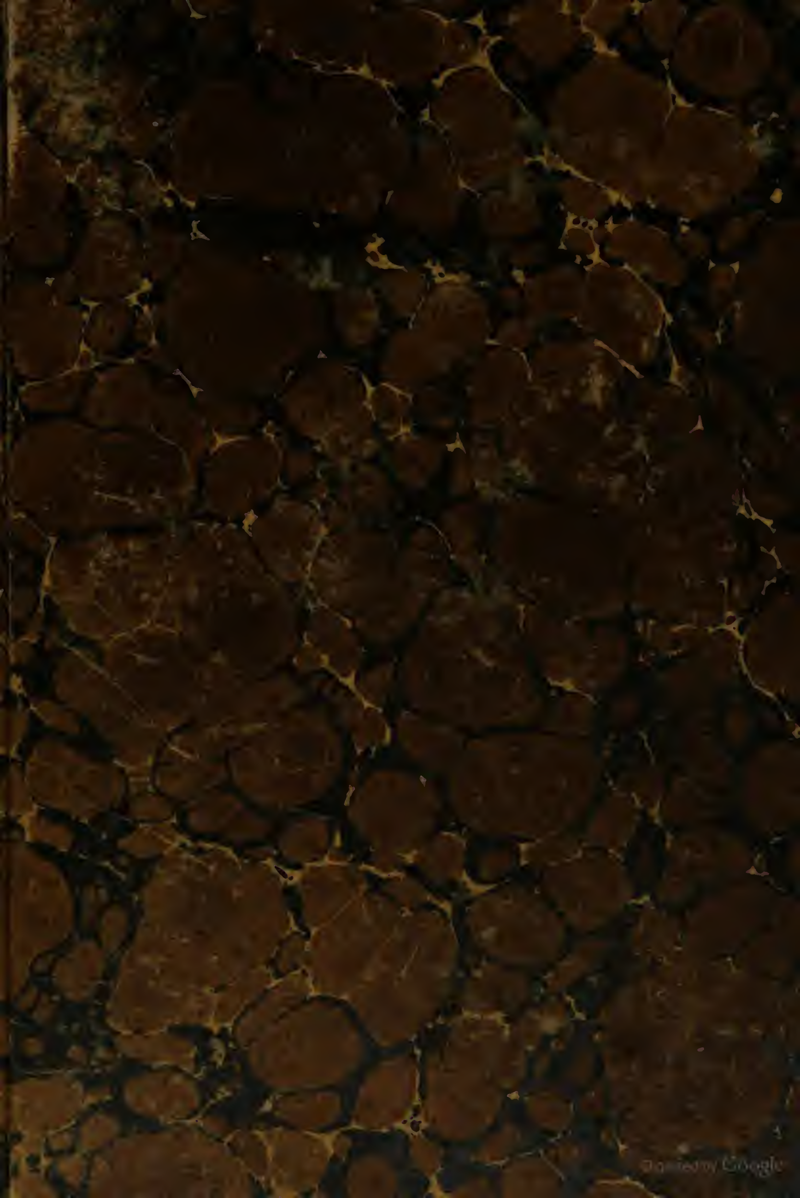


(Luther)
Hase



<36632271370010



Wormser Luther-Buch

zum

Feste des Reformations-Denkmals

von

Dr. Carl Alfred Hase,
Collaborator an der Hofkirche zu Weimar.

Mainz,

C. G. Kunze's Nachfolger.

1867.

Wormser Luther-Buch.

Inhalt.

Vorwort.

An den Stufen des Heldendenkmals der Reformation, welches bald zu Worms sich erheben wird, lege ich ehrerbietig dies Lutherbuch nieder und widme es Allen, die gerne halfen, dies Zeugniß für evangelische Wahrheit aufzurichten. Luther's Leben in Luther's Worten erzählt dies Buch dem deutschen Volke. Keiner Partei, nur der Wahrheit will es dienen, aber es dankt seinen Ursprung der Liebe und Verehrung für Luther. Mag es die Gemeinde fördern in dem Sinne, dem Luther's Leben galt, und da stehen, wo Luther in unseren Tagen stehen würde.

Weimar am 8. April 1867.

Erstes Kapitel.

Das Denkmal.

Martin Luther hat sich selbst ein Denkmal bereitet, welches unvergänglicher ist als Erz, in seinem Werk und in der Liebe seines Volkes. Manch ehernes Ehrenbild ist ihm schon errichtet worden: von nun an wird sein hehres Denkmal in Worms sich erheben, wo er vor Kaiser und Reich Worte sprach, die vom Werk und Wesen der Reformation, zugleich von seinem Heldenmuth und seiner Treue zeugen.

Dieses Denkmal stellt ihn dar als Gipfel des reformatorischen Dranges, der vor ihm war, und als Mittelpunkt seiner Zeit. Auf 18 Fuß hohem Postament steht er in allbekannter Gestalt und Tracht, das Haupt kühn erhoben, mit dem Finger auf Gottes Wort in heiliger Schrift weisend. „Das Wort sie sollen lassen stahn!" An den vier Ecken des Postaments sitzen die Vorläufer der Reformation, vier Männer verschiedener Jahrhunderte und Völker: Waldus aus Frankreich, Wycliffe aus England, Hus aus Böhmen, Savonarola aus Italien.

Petrus Waldus lebte um die Mitte des 12. Jahrhunderts als ein reicher Bürger von Lyon. Ihm

drängte sich im Gottesdienst der Wunsch auf, den lateinisch verlesenen Bibeltext zu verstehen. Mit Hülfe zweier Priester läßt er Stücke der heiligen Schrift in die romanische Volkssprache des südlichen Frankreichs übertragen und viele Aussprüche von Kirchenvätern und Heiligen in eine Spruchsammlung bringen. Da ergreift ihn das Bild der apostolischen Kirche in ihrer Armuth und Reinheit. Er gibt all seine Habe den Armen und will als Bußprediger umherziehen und das Evangelium, welches die Kirche verschweigt, zumeist den Armen predigen. Dazu sucht er und findet Genossen. Sie predigen auf den Gassen und in den Häusern; wo sie dürfen, auch in der Kirche nach der Messe. Frauen gleichen Sinnes gesellen sich zu ihnen und predigen wohl auch. Immer enger schließen sie sich aneinander und suchen das Urbild der apostolischen Kirche in evangelischer Vollkommenheit wieder herzustellen.

Waldus und die Seinen, Waldenser, auch die armen Leute von Lyon genannt, dachten nicht an eine Losreißung von der Kirche: aber ihre Forderung des Lehramts für alle Gläubige brachte ihnen den Fluch der Kirche durch den Mund des Papstes. Aus Lyon vertrieben, wandten sie sich zumeist nach den südlichen Küsten von Frankreich, dann weiter sich ausbreitend, ließen sich manche in den savoyischen Alpenthälern und in Piemont nieder; später werden sie auch im südlichen Deutschland, in Böhmen, im Elsaß getroffen.

Oft ohne feste Wohnsitze, wandern sie barfuß je zwei umher, in der Gestalt kleiner Händler mit Nadeln und Messern suchen sie Einlaß in die Häuser, bieten die heilige Schrift in Auszügen und Uebersetzungen und Spruchbüchlein zum Kauf an oder lesen daraus vor. Sie hatten kein Bedenken, die Sakramente der Kirche zu empfangen, wenn sie ihnen gereicht wurden: so konnte mancher lange ungestört seinem evangelischen Glauben leben. Nur in Zeiten der Verfolgung verwalten sie selbst die Sakramente. Ihre Kinder lassen sie vom römischen Priester taufen: aber ein Kind, welches ungetauft stirbt, glauben sie nicht verloren. Das Abendmahl der Kirche ist heilig, doch nicht der Priester verwandelt Wein und Brot in Leib und Blut des Herrn, sondern die Wandlung erfolgt im Munde des gläubig Genießenden. Das Leben eines jeden Christen soll sich nach dem Buchstaben der Bergpredigt gestalten. Eide schwören ist verboten, die Lüge Todsünde. Sie verehren die Heiligen, ohne zu ihnen zu beten. Gebete, Almosen und Messen für Todte verwerfen sie mit dem Fegefeuer, das nur in den Prüfungen dieses Lebens besteht. Die Absolution nach der Beichte ertheilt Gott, der allein Sünden vergeben kann. Die Vergebung der Sünden fordert sühnende Werke, meist Wiederholungen des Vaterunsers, 80 bis 100 mal oder bis zur Ermattung und zum Schlaf. Es gibt nur zwei Wege: der eine zur Hölle, der andere zum Himmel. Ein waldensisches Lehrgedicht la nobla leyczon in romanischer Sprache legt in geschichtlicher Er-

zählung den Heilsplan Gottes dar, wie er sich im Alten und Neuen Testament, in der christlichen Kirche apostolischer und gegenwärtiger Zeit offenbart, mit der Aufforderung zur Buße und zur Nachfolge des armen Lebens Christi.

Das Reformatorische in Waldus und den Waldensern ist die Rückkehr zur heiligen Schrift, das Lesen derselben in der Volkssprache und die Umgestaltung des Lebens nach der Vorschrift des Evangeliums.

Johannes von Wycliffe ist in der Grafschaft York geboren, seine Kindheit und Jugend ist vergessen. Er lehrte an der Universität zu Oxford Philosophie und Theologie. Als der König und das Parlament den Lehnzins verweigerten, den einst ein tyrannischer und volksverhaßter König dem Papst verwilligt hatte, vertheidigte Wycliffe das Recht der Verweigerung. Desgleichen das Recht des Staats, als eine nothwendige Vermehrung des Staatseinkommens nur durch Besteuerung des Kirchengutes erreicht werden konnte. Sein Gegensatz wider die römische Kirche war zunächst kirchenrechtlicher Art.

Aber auch ihm ward die heilige Schrift zum Schild und zum Schwert gegen die römische Hierarchie. Er verwarf den Ablaß, den Götzendienst der Heiligen, Mönchthum, Fegefeuer und ungerechten Bann; seine Schriften streiten wider ein Papstthum, welches die Kirche verrottet. Er war hochgeehrt als Professor, im Besitz einer reichen Pfarrei, der Freund der Prinzen und Großen, nur von den Priestern gehaßt. Aus Avignon,

wo damals die Päpste Hof hielten, kamen 1377 vier Bullen Gregors XI, in denen 19 Sätze Wycliffes als ketzerisch verdammt werden. Aber die Vormundschafts-regierung für Richard II und der hohe Adel traten für ihn ein, mit ihnen das Volk; Londoner Bürger unter-brachen gewaltsam die Gerichtsverhandlungen.

Die Doppelgestalt des Papstthums von Avignon und von Rom verhöhnte die Einheit und Unfehlbarkeit der Kirche. Immer kühner griff Wycliffe ihre Miß-bräuche an. Er sprach auch gegen die katholische Wan-delungslehre: Christus sei nicht nach Fleisch und Blut, sondern nur geistig im Abendmahl gegenwärtig.

Da bestieg der hierarchisch gewaltthätige Courtenay den erzbischöflichen Stuhl und berief zur Verurtheilung Wycliffes eine Versammlung von Bischöfen und Doctoren des Landes nach London. Sie haben 24 Sätze aus seinen Predigten und Schriften als irrig und ketzerisch verurtheilt. Als die Versammlung zu Ende ging, er-schütterte ein Erdbeben die Kirche, in der sie gehalten wurde: Wycliffe und seine Freunde sahen darin ein Gottesgericht über ihre Richter.

Die Universität sagte sich nunmehr von ihm los, seine Freunde unter den Professoren wurden vertrieben oder zum Widerruf gebracht. Doch ungekränkt in seiner persönlichen Freiheit, lebte Wycliffe die letzten zwei Jahre seines Lebens bis 1384 auf seiner Pfarrei Lutterworth.

Immer reformatorischer gestaltet sich seine Lehre: er dringt auf den Glauben, der eine Gabe Gottes aus

Gnaden dem Menschen gegeben wird. Aus diesem Glauben folgt das sittliche Leben, vor allem die Demuth. Er verkündet das allgemeine Priesterthum der Christen: nicht in Clerus und Laien ist die Kirche zu scheiden, sondern in einen wahren und einen gemischten Leib Christi. Der erste umfaßt nur die Wiedergeborenen, der andere auch die Sünder. Ausgegangen von kirchenrechtlichen Reformen zu Gunsten des Staates, erfüllt ihn immer mehr das Seelenheil jedes Einzelnen. Er sendet arme Priester aus, welche zumeist den Armen das Evangelium predigen sollten. Hatte die heilige Schrift ihn zur Wahrheit geführt, so soll jetzt Schrift und Wahrheit das Gemeingut Aller werden. Darum übersetzt er die Schrift ins Englische: sie soll Allen frei und wahr gepredigt werden. Er selbst las einst an der Universität über Bücher der heiligen Schrift und predigte oft in der Volkssprache. Die Schrift ist ihm die unendliche Autorität und Richterin jeder andern Schrift; keine päpstliche Bulle vermag etwas wider sie. „Wenn es hundert Päpste gäbe, und alle Mönche würden in Cardinäle verwandelt, so dürfte man ihren Ansichten doch nicht beitreten, außer soweit sie sich auf die Schrift gründen.“ So gründete Wycliffe die Reformation, die er anstrebte, auf das Evangelium in heimischer Sprache, das Gemeingut Aller. Das Concil von Constanz hat sein Andenken verflucht, aber der Ehrenname Doctor Evangelicus ist ihm geblieben.

Johannes Hus, geboren 1373 in dem böhmischen Dorf Hussinecz, studirte in Prag, wo einige fromme Lehrer bereits die Klage erhoben über das tiefe Verderben der Kirche. Professor an der Universität, Prediger an der neugegründeten Bethlehems-Kapelle und Beichtvater der Königin Sophie, übte er Einfluß auf die academische Jugend, das Volk und den Hof. Bald vermochte die Bethlehems-Kapelle die zu seiner Predigt in böhmischer Sprache herbeiströmende Menge nicht mehr zu fassen. Die Reformation, welche seine Predigt forderte, galt dem Leben, nicht der Lehre. So lange er die Sünden der Laien strafte, sagte man, „der Geist Gottes spricht aus ihm.“ Als er aber den Papst, die hohe und niedere Geistlichkeit angriff, ihren Stolz, Habsucht, weltliche Pracht, Verkaufung der Kirchenämter und andere Laster rügte, stand die ganze Priesterschaft wider ihn auf und sprach: „Er hat den Teufel im Leibe und ist ein Ketzer.“ Böhmische Studenten hatten aus Oxford Wycliffes Schriften mitgebracht, in denen Hus nunmehr das ursprüngliche Christenthum fand. Schon klagten die Deutschen über die Wycliffitische Ketzerei in Böhmen. Hus vornehmlich hat es durchgesetzt, daß die Deutschen im Rath der Universität durch die Böhmen verdrängt wurden, weßhalb die deutschen Professoren und Studenten zu Tausenden Prag verließen. Der feindliche Clerus wandte sich an den Erzbischof: Hus lobe den Ketzer Wycliffe und nenne Rom den Sitz des Antichrist. Eine Bulle aus Rom vom 9. März 1410 forderte Auslieferung

der Schriften Wycliffes, verbot die Predigt in der volksbeliebten Kapelle und bannte Hus. Unwillig nahm das Volk, auch der Hof diese Bulle auf. Hus berief sich vom schlecht unterrichteten auf den besser zu unterrichtenden Papst. Johann XXIII, der unterdessen Papst geworden und vorher Seeräuber und Mörder gewesen war, an welchen Hus sich gewendet hatte, forderte ihn nach Rom. Durch Anwalte ließ er seine Sache in Rom vertreten. Im September 1411 brachte ein päpstlicher Legat eine Ablaßbulle für Alle, die wider König Ladislaus von Neapel, den Feind des Papstes, zu Felde zögen oder dazu Geld steuerten. Auf dem Markt unter Trommelschall ward der Ablaß verkündet, dieser Krieg ein Kreuzzug genannt, und in den Kirchen wurden die Becken für das Geld ausgestellt. Gegen diesen Ablaß und die Aufrichtung des Kreuzes zur Vergießung von Christenblut stellte Hus 121 Thesen und zeigte, daß nach der Bulle des Papstes der Teufel selbst, wenn er nur Geld spende, selig werden könne. Es gebe nur eine apostolische Bulle: das Wort des Petrus: „Thut Buße und lasse sich ein Jeglicher taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünden.“ Die päpstliche Bulle wurde verhöhnt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt. Drei junge Handwerker, die einen Priester um seiner Lügen willen in der Predigt unterbrochen hatten, beriefen sich auf Hus, wurden enthauptet und als Märtyrer bestattet. Nun wurde das Interdikt über den Ort, wo sich Hus aufhalte, vollzogen, zum letzten Mal

wurde geläutet, dann alle Kerzen in den Kirchen verlöscht; die Sakramente wurden nicht mehr ausgetheilt und das kirchliche Begräbniß wurde verweigert. Da verließ Hus, vom König gebeten, die Stadt, begab sich auf das benachbarte Schloß eines ritterlichen Freundes und berief sich von dem Papst auf den einzigen, unbestechlichen, gerechten und untrüglichen Richter, Jesus Christus.

Hus wollte auch ferner zur katholischen Kirche gehören, er wollte nichts Neues, aber eine Reformation der Sitten auf Grund der Schrift. Keinem Ausspruch eines Heiligen, an kein päpstliches Decret soll man glauben, es sei denn, daß es in der Schrift geschrieben oder doch sonst in ihr enthalten sei. Aber die Summe des Evangeliums, die Wiedergeburt und Rechtfertigung durch den Glauben, zugleich die Summe der Reformation, ward noch nicht gepredigt.

In Constanz war das große Concilium versammelt, das die Einheit der Kirche wiederherstellen und eine gesetzliche Reformation derselben vollziehen sollte. Ein Schreiben des Kaisers Sigmund forderte Hus vor das Concil und verhieß ihm sicheres Geleit. Hus antwortete, daß er bereit sei, demüthig seinen Hals daran zu setzen. Am 3. November 1414 kam er nach Constanz. Um eines von seinen Feinden erdichteten Fluchtversuchs willen ward er in einen unterirdischen Kerker geworfen, die Füße an Ketten, des Nachts die Hände an die Wand gefesselt. Nur schwere Krankheit, die sein Leben bedrohte, verschaffte ihm ein milderes Gefängniß.

Vergeblich forderte der böhmische Adel die Wahrung kaiserlichen Worts. Die Prälaten sagten, einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten. Die Anklage vor dem Concil lautete auf Leugnung der Lehre vom Abendmahl: er bekannte sich zum Glauben der Kirche; auf Wycliffitische Ketzerei: er konnte sie auf wenig Sätze, die nicht den christlichen Glauben bedrohten, beschränken. Aber Alles sollte er widerrufen, auch das, was er gelehrt zu haben leugnete. Der Kaiser sah in ihm einen Mann, der den Papst auf seinem Stuhl und den Kaiser auf dem Thron bedrohe. Um der heiligen Schrift und seiner Ueberzeugung treu zu bleiben, weigerte Hus den Widerruf. „Ich bitte und beschwöre euch, daß ihr mich nicht zwingen wollt zu dem, was ich nicht ohne Widerspruch meines Gewissens und ohne Gefahr der ewigen Verdammniß thun kann.“ An seinem Geburtstag, den 6. Juli, ward er noch ein Mal vor das Concil gebracht, nicht um gehört, sondern um verdammt zu werden. Da fiel er auf seine Knie und rief: „O Christus, dessen Wort von diesem Concil öffentlich verdammt wird, Dich rufe ich zum Richter an, der Du Deine Sache jenem gerechten Richter übergeben hast, damit auch wir nach Deinem Beispiel durch Unrecht unterdrückt zu Dir unsere Zuflucht nehmen.“ Nach Verlesung des Urtheils sprach er: „Herr Christus, verzeihe meinen Feinden, vergieb ihnen um Deiner großen Barmherzigkeit willen.“ Das geistliche Gewand wurde ihm unter Verwünschungen abgerissen und seine Seele dem Teufel übergeben. Auf

dem Wege zum Scheiterhaufen betete er Psalmenworte und sprach dort angekommen: „Herr, in Deine Hände befehle ich meinen Geist, Du hast mich erlöset, Herr Du treuer Gott!“ Schon loderten die Flammen, da rief er: „Jesu, Du Sohn Gottes, erbarme Dich meiner!“ Der Rauch erstickte seine Stimme, nur seine Lippen bewegten sich nach zum Gebet. Seine Asche wurde in den Rhein geworfen.

Als die Kunde nach Böhmen kam, stand das Volk auf, den Märtyrer zu rächen. Der Kelch des Abendmahls für Laien, als ein Vermächtniß Husens aus dem Gefängniß, wurde das Bundeszeichen der Husiten. Gegen 20 Jahr haben sie in Böhmen und Deutschland erbarmungslos gewüthet. Von den endlich Ueberwundenen und Aufgeriebenen hat eine kleine Schaar sich in Mähren niedergelassen, unter dem Namen böhmischer oder mährischer Brüder fest geschlossene Gemeinden begründet, um die apostolische Gestalt des Christenthums zu verwirklichen; sie haben ein frommes, ruhiges Leben geführt.

Savonarola, aus einem edlen Geschlecht von Ferrara, begehrte im Alter von 23 Jahren ohne Wissen seiner Aeltern Eintritt in das Dominikanerkloster von Bologna, weil seine Sünden und der Zorn Gottes, der Italien droht, ihm schwer auf dem Herzen liegen. Dann bittet er um den Trost des Vaters für die Mutter und Beider Segen für sich: er will für ihre Seelen beten, im Kloster schweigen und weinen. Nach 14 Jahren,

unter Studiren und Predigen im stillen Kloster verlebt, wird er 1489 von seinen Obern ins Dominikanerkloster San Marco nach Florenz geschickt, um den jüngeren Mönchen Vorlesungen zu halten. In Florenz herrschte damals Lorenzo der Erlauchte, der Enkel des prächtigen Cosimo Medici, aus reichem, gefürsteten Geschlecht; mit ihm der wiedererwachte Geist des Alterthums in edler Bildung und leichter Sitte, die Kunst, der Reichthum und die Ueppigkeit.

Das Concilium von Constanz, unter dem Fluche des gemordeten Hus, hatte die Reformation der Kirche nicht vollzogen, ein tiefes Gefühl ihrer Nothwendigkeit ging wie eine Weissagung durch die abendländische Christenheit. Savonarola predigte Buße in Florenz auf Grund der Offenbarung Johannis. Jeder muß Buße thun, wenn die Zeichen, mit denen Gott bereits droht, unerfüllt bleiben sollen. Er ruft Gott auf zur Reformation seiner Kirche: „Was thust Du, o Herr! Warum schläfst Du? Erhebe Dich und komme, Deine Kirche zu befreien aus den Händen der Teufel, der Tyrannen, der bösen Prälaten! Hast Du sie vergessen, ist sie Dir nicht mehr theuer!“ Er predigt den Grund aller Reformation von der heiligen Schrift hin zu Christus. Begeisterung und heiliger Ernst machen ihn zum gewaltigen Redner. Er schreckt die Gemüther mit Bildern, in denen mancher sein Geheimstes wiederfindet; er redet harte, drohende Worte. Der große Dom ist immer gefüllt, wenn er

predigt; das Volk kommt des Nachts vom Gebirg herein, um ihn am Morgen zu hören.

Er haßt Lorenzo, der den Bürgern das Vorbild der Sünde gibt und den Staat der Freiheit beraubt hat. Als er ein Jahr nach seiner Ankunft zum Prior von San Marco erwählt wurde, weigert er sich der Sitte, sich und das Kloster dem Fürsten zu empfehlen. „Hat mich Gott oder Lorenzo zu diesem Amte erwählt? Laßt uns das Kloster der Gnade des Höchsten empfehlen! — Sagt ihm, daß er Buße thue für seine Thaten und daß Gott ihn und die Seinen strafen will.“ Man spricht von Landesverweisung: „Ich sorge mich nicht darum, euer Land ist wie ein Linsenkorn gegen die übrige Erde. Aber auch das mag Lorenzo wissen: er ist Bürger und der Erste des Staats, ich bin ein fremder armer Mönch; doch ich werde bleiben und er davon gehen müssen.“ Lorenzo lag auf dem Sterbebett, als sie sich wiedersahen. Der Prior von San Marco hat ihm die Absolution verweigert, weil er dem Volk die Freiheit, die der Großvater ihm geraubt hatte, nicht zurückgeben wollte. Der zierliche Pietro ward der Nachfolger seines erlauchten Vaters.

Im August 1494 zog Carl VIII von Frankreich mit mächtigem Kriegsheer über die Alpen, gelockt vom schönen Neapel. Das Volk von Florenz, welches durch einen fremden Herrn die Befreiung von dem eigenen hoffte, jubelte ihm entgegen. Savonarola hatte sein Kommen geweissagt, wie Jesaias das des Cyrus. Er ging dem

König nach Pisa entgegen als dem von Gott zur Rettung Italiens und zur Reformation der Kirche gesandten Helden. Die Medici flohen, der Staat war herrenlos. Da ruft Savonarola das Volk in den Dom zusammen. „Gott allein will dein König sein, o Florenz, wie er nach dem alten Bunde der König von Israel war und zu Samuel sprach, als sie einen irdischen König wollten: hat dieses Volk denn mich verworfen? Im Frieden mit Gott, o Florenz, wirst du reich sein an zeitlichen und geistlichen Gütern, du wirst Rom, Italien und alle Lande reformiren, du wirst die Flügel deiner Größe ausbreiten über die Welt." Das Volk durchzog die Straßen unter dem Ruf: „Es lebe Jesus Christus unser König!" Auf alten geschichtlichen Grundlagen wurde eine freie Staatsverfassung, ein Volksregiment eingeführt. Alle Feindschaft soll vergessen sein. Jeder soll fromm sein und den Ernst des Lebens erkennen. Spiel und Tanz hat ein Ende, statt der Carnevalsfreuden wurde unter Psalmengesang auf einem hohen Holzgerüste eine Masse Tand und sündlicher Schmuck verbrannt. „Das ganze Volk von Florenz schien aus Liebe zu Christo närrisch geworden zu sein." Savonarola aber sprach: „Es gibt keine höhere Weisheit als diese Thorheit um Christi willen."

Vom Kloster San Marco aus wurde der Staat im Großen beherrscht. Als die Begeisterung matter wurde, erstand und erstarkte doch die Partei der Mediceer, die sich selbst die Wüthenden nannten, wider das Narren-

regiment des Mönchs. Größere Gefahr drohte von Rom. Der verbrecherische Papst Alexander VI bot dem Reformator den Cardinalshut für sein Schweigen; der aber begehrte keinen andern rothen Hut als den des Märtyrerthums, mit seinem eignen Blut gefärbt. Da machte man ihm seine Prophezeiungen in alttestamentlichen Bildern von der Geißel Gottes, die Italien bedrohe, zum Vorwurfe; er habe geweissagt mit Berufung auf himmlische Sendung, er habe gesagt: lüge er, so lüge Christus. Seine Weissagungen waren derart: „Eure Sünden machen mich zum Propheten. „O Italien, o Rom! spricht der Herr: Ich werde euch in die Hand von Leuten geben, die alles umstürzen. Ihr werdet sterben in besudeltem Land, in euren Sünden. Ich habe dich ermahnt von Seiten Gottes, Buße zu thun." Ueberall sieht er die Hand Gottes. Auch was zu Florenz geschehen, ist nicht Menschen, sondern Gottes Werk. Was kommen muß, das ahnet der Prophet, Niemand weiß, wann es kommen wird.

Das Volk ward des finstern Ernstes müde, die fürstliche Partei suchte durch einen Gewaltstreich den Mediceern die Thore zu öffnen. Es mißlang, und fünf Häupter aus edlen Geschlechtern fielen in der Stille des Gefängnisses, ohne daß ihnen vergönnt wurde, nach dem bestehenden Recht an die Volksversammlung zu appelliren; denn die Freiheit des Staates gelte mehr als das Gesetz. Diese That ward Savonarola zugerechnet. Hungersnoth und Pest verdüsterte die Gemüther. Da schleuderte der Papst

den Bann wider Savonarola als einen falschen Propheten. Wiederum ward Berufung eingelegt vom Papst an Christum. „Rom, du bist krank zum Tode, du hast Gott verlassen. Herr Jesus, Du bist mein Hirt, mein Prälat, mein Bischof, mein Papst!" Savonarola forderte die Könige der Christenheit auf, diesen Papst zu entsetzen. Alexander VI antwortete mit der Drohung, allen Gottesdienst in Florenz stille zu stellen, wenn die Stadt nicht von dem ketzerischen Mönch lasse.

Nach Art vergangener Zeiten sollte ein Gottesurtheil für oder wider Savonarola zeugen, der selbst Feuer vom Himmel gefordert hatte, ihn zu verzehren, wenn er Unwahrheit gepredigt oder geweissagt habe. Der Franziskanerorden erbot sich zur Feuerprobe gegen Savonarola; dieser nannte das Gott versuchen. Da erbietet sich ein Klosterbruder für den Prior einzutreten. Auch Viele aus dem Volk, selbst Frauen und Mädchen melden sich dazu. Zwischen zwei 40 Fuß langen brennenden Holzstößen soll der Kläger und der Vertheidiger durch die Flammen gehen. In feierlicher Procession unter Psalmengesang kamen die Mönchsorden gezogen. Ganz Florenz erwartete ein Wunder oder ein furchtbares Schauspiel. Die Parteien im Angesichte des sicheren Todes verloren wohl beide den Muth der Feuerprobe: über Streitigkeiten, ob das Crucifix, ob die geweihte Hostie mitzunehmen sei auf dem schweren Gange, ob die eine oder andre Partei sich durch Zaubermittel geschützt habe, vergingen die Stunden, ein Regen kam dazu, und die Behörde gebot endlich beiden Parteien

nach Hause zu ziehen. Die hochgespannte Volkserwartung sah sich betrogen, nur Savonarola hatte Uebernatürliches zu erweisen, an diesem Tage verließ das Volk seinen Propheten. Am nächsten Tage brach der Aufstand los und tobte bis zur Nacht. Savonarola wird in den Kerker geworfen: er soll seine Ketzereien gestehen. Sieben Mal ward er auf die Folter gespannt. „Betet inbrünstig für mich zu Gott, mich hat der Geist verlassen.“ Er gestand, was er nicht wußte und nicht gethan hatte.

Am Morgen des 23. Mai 1497 reicht er sich und zwei Ordensbrüdern, die mit ihm sterben sollen, das Abendmahl. Man nimmt ihnen das Ordensgewand und führt sie zum Volksplatz. Ueber einem Scheiterhaufen erhob sich ein Galgen in Form eines Kreuzes, an den Pfahl wurde Savonarola gebunden, an die beiden Kreuzesenden die Brüder gehängt. Dann schlugen die Flammen empor. Das Verhängnißvolle dieser Reformation lag in ihrer von Haus aus politischen Einmischung. Aber scheinbar vergebliche Opfer sind jedem an sich nothwendigen welthistorischen Ereigniß vorangegangen.

Vier große Standbilder umgeben weiter das mit den Gestalten seiner Propheten geschmückte Hauptbild Luthers: Förderer der Reformation. Rechts von Luther sein gnädiger Herr, der weise Churfürst von Sachsen mit dem Reichsschwert, hinter ihm der hochgelehrte Humanist Reuchlin; links Landgraf Philipp in Kraft und Eifer der Jugend, hinter ihm Melanchthon in seiner sinnig bescheidenen Weise.

Zwischen diesen Standbildern sitzen die symbolischen Frauengestalten dreier Städte, vor Andern Zeugen der Reformation. Im Hintergrund Speyer in protestirender Haltung an die muthige Glaubensthat erinnernd, von welcher die Evangelischen den Namen Protestanten erhielten und als Ehrennamen sich bewahrten. Zur Rechten Magdeburg, trauernd und mit zerbrochenem Schwert, wie es das Märtyrerthum der Zerstörung erduldete. Zur Linken Augsburg mit der Palme des Siegs und dem inhaltschweren Blatt der Augsburgischen Confession in den Händen. Dieses hehre Denkmal des Protestantismus, gedacht, im Geiste geschaut von dem Meister Ernst Rietschel, der noch den Luther mit seiner kunstreichen Hand gebildet, aber den Tag der Vollendung nicht erlebt hat, errichtet vom ganzen deutschen protestantischen Volke durch die Beiträge aller Derer, die sich in dieser Sache als Volksvertreter bewährt haben, es steht auf einem gewaltigen Stufenunterbau, umschlossen von Mauern und Zinnen mit den Wappen der Städte, welche zuerst die Reformation in ihren Mauern aufnahmen und schützten, es macht den Eindruck wie das Lied, welches der Gottesstreiter mitten in Kampf und Noth siegesbewußt gesungen hat:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.

Zweites Kapitel.

Kinder- und Klosterjahre.

Im Jahr 1483 am 10. November Nachts 11 Uhr wurde dem Hans Luther, einem ehrbaren Bergmann aus altem Bauerngeschlechte von seiner Ehefrau Margaretha, aus der Familie Lindemann, zu Eisleben ein Sohn geboren und am nächsten Tage getauft. Da es der Tag des heiligen Martinus war, empfing der Täufling den Namen dieses ritterlichen Heiligen. Die Aeltern waren vom Thüringer Wald aus Möhra gekommen. Der Vater verdiente ein karges Brot, Frau Margaretha trug auf dem Rücken das Holz herein; der Kinder waren viele.

Die Kinderzucht jener Zeit war rauh. Noch in später Zeit gedachte Luther dieser Strenge: „Mein Vater stäubte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und ward ihm gram, bis er mich wieder zu sich gewöhnte, und die Mutter stäubte mich einmal um einer geringen Nuß willen, daß das Blut hernach floß." Aber sie meinten es gut und konnten nur nicht die Geister unterscheiden.

Der Knabe hatte, was eben hier zu lernen war, Vaterunser, Kinderglauben, eine Kindergrammatik, einen gar wunderlichen Schulkalender und einige geistliche Ge-

sänge fleißig gelernt. Hierdurch ermuntert, dachte der Vater aus diesem Sohn einen studirten Mann zu machen und schickte ihn, 14 Jahr alt, nach Magdeburg auf die lateinische Schule. Er mußte sich ernähren wie andre arme Schüler durch Singen geistlicher Lieder auf der Straße, auch durch manche Verrichtung in der Kirche. Doch war die Nahrung dort so kärglich, daß er nach einem Jahre besseres Glück in Eisenach suchte, wo der Mutter Verwandte lebten. Seine helle, fromme Stimme gewann ihm das Herz der begüterten Frau Cotta, die nahm ihn an ihren Tisch: er vergalt es durch seinen Gesang und durch sein Flötenspiel. Rector der Schule war Johannes Trebonius. Der nahm vor seinen Schülern das Barett ab: „Denn, hat er gesagt, unter diesen Knaben sind Leute, aus denen Gott Doctores, Bürgermeister und andere obrigkeitliche Personen machen kann, obwohl ihr es jetzt nicht seht; solche sollt ihr wohl ehren."

Sein Lebelang hat Luther gern an seine liebe Stadt Eisenach gedacht und an diese kümmerlichen Schülerjahre. Gar Manchem ist sein Wort darüber ein Trost geworden: „Laß deinen Sohn getrost studiren und soll er auch dieweil nach Brot gehen, so gibst du unserem Herrgott ein fein Hölzlein, daß er dir einen Herrn ausschnitzen kann. Es wird doch dabei bleiben, daß dein und mein Sohn, das ist gemeiner Leute Kinder, werden die Welt müssen regieren, beide in geistlichem und weltlichem Stand."

Das Vermögen der Aeltern hatte sich gemehrt durch Arbeit und Gottes Segen. Der Vater ist noch Raths-

herr in Mansfeld geworden und Besitzer von zwei Schmelzöfen. Martinus, 18 Jahr alt, konnte die hohe Schule in Erfurt beziehen.

Die Absicht war, daß er die Rechtswissenschaft studire, wie sein Vater meinte, daß er ihm einmal Ehre machen solle in weltlichen Aemtern und Würden. Die Philosophie galt als Vorbereitung, doch war es mehr die Form als der Inhalt, auf die man Gewicht legte, ausgespitzt zu den feinsten Schulfragen. Daneben las Luther gern die lateinischen Schriftsteller des Alterthums. Sein Lebenswandel war einfach und fromm. Auf der Universitäts-Bibliothek fand er eines Tages ein großes Buch, die lateinische Bibel. Verwundert, daß sie noch mehr Bücher enthalte als die Evangelien und Episteln, vertieft er sich ins Alte Testament, und es wird sein größter Wunsch, der getreue Gott wolle ihm dermaleins solch ein Buch zu eigen bescheeren.

Es mag schon ein Mißbehagen sein am Studium der Rechte, daß er sich in die Philosophie vertiefte und als junger Magister Vorlesungen hielt über einzelne Theile der Philosophie des Aristoteles. Seine geistigen Anlagen, seine Kenntnisse erregten Aufsehen, er selbst aber ward immer stiller und trauriger. Er that, was er konnte und that sich doch nimmer genug. Düstere, ihm selbst unverständliche Schatten lagerten auf seiner Seele. Was ihn ängstete, war das Bewußtsein: die Menschen sind nicht, wie sie sein sollen; es ist eine tiefe Kluft zwischen der Heiligkeit Gottes und der Sünde der Menschen.

Gedanken, die kein Mensch ernsten Sinnes ungedacht lassen kann, ihn erfaßten sie mit erschütternder Gewalt. Sie blieben nicht nur in seinem Denken, sie erregten seine Phantasie und formten sich zu Schreckgestalten. Als Luther schon in Wittenberg war und das Wort gefunden hatte, das jene Schreckgestalten bannte, ergriff ihn beim Nachdenken über die Grundwahrheiten der Religion mitunter solche Angst, wie Melanchthon erzählt: „Ich sah ihn so tief betroffen, daß er im nahen Kämmerlein sich aufs Bett legte und in seinem Gebet immer wieder sich den Spruch vorsagte: Er hat Alles unter die Sünde beschlossen, daß er sich Aller erbarme."

Was tief im Innern vorbereitet lag, das brachte ein äußeres Ereigniß zum Durchbruch.

Ein Freund wurde durch den Tod von seiner Seite gerissen. Auf einsamer Wanderung begriffen, sammelte sich über ihm ein schweres Gewitter, ein Bild dessen, was er im Herzen trug. Da fuhr ein greller Blitz ihm nahe in den Boden, Gott erschien ihm gleichsam im Feuerbusche, aber als der Gott des Zornes. Er that ein Gelübde, künftig Gott allein zu leben. Dieses Gelübde war eine That, und in Herzensnoth ist eine That immer eine Wohlthat dem Herzen. Daß sie nicht die rechte war, den Sturm zu beschwichtigen, sollte bald sich zeigen. Das Grollen des Donners dauerte fort.

Den Abend des 17. Julius 1505 hat Luther mit seinen Freunden zugebracht bei Lautenspiel, Gesang und Wein; er will Abschied nehmen von der Welt. In dieser

Nacht noch klopft er an die Pforte des Augustinerklosters. Am folgenden Tag schreibt er den Freunden, er schickt Magisterkleid und Ring zurück. Auch seinen Aeltern meldet er, was geschehen. Des Vaters Hoffnung war dahin, er läßt in seiner Antwort den Sohn hart an, nennt ihn auch nicht mehr „Ihr“ wie er gethan seit der ein Magister geworden war, sondern „Du“ wie vordem.

Luther hatte gehofft, im Kloster Frieden für sein Herz, für seine unsterbliche Seele Heil zu finden. Er hat nachmals über sein Klosterleben geurtheilt: „Wahr ists, ein frommer Mönch bin ich gewesen und habe meinen Orden so streng gehalten, daß ich's nicht aussagen kann. Ist je ein Mönch in den Himmel gekommen durch Möncherei, so wollte ich auch hineingekommen sein.“ Alles, was man von ihm verlangt, thut er willig; bereit, sich auch den niedrigsten Handarbeiten zu unterziehen. Er hätte zwar am liebsten immerdar über der lateinischen Bibel gesessen, welche in rothes Leder gebunden, die Mönche ihm gegeben hatten, aber man schickte ihn oft mit dem Bettelsack zu den Bauern aufs Land. Vergißt er dann die Nacht hindurch studirend die vorgeschriebenen Horen abzuhalten, so quält er sich dafür mit strengem Fasten. Der Vater mußte sich zufrieden geben, kam auch am Tage, da der Sohn das Mönchsgelübde ablegte, zur Stadt und sagte: „Es gehe hin, Gott gebe, daß es wohl gerathe!“ Als er im Gespräch über Tisch die Worte sprach: „Ihr Gelehrten, habt ihr nicht gelesen in der Schrift, daß man Vater und Mutter ehren soll!“ da

erschrak der Sohn im tiefsten Innern. Damals erhielt er den Klosternamen Augustinus. Die Mönche verglichen das Klostergelübde mit der Taufe, die rein von Sünden macht. Als sein höchstes Ziel, das ihn hinausheben soll über die Menge der Menschen, empfing er am 2. Mai 1507 die Priesterweihe, und hielt seine erste Messe. Dazu hat er seinen Freund Braun aus Eisenach eingeladen, er möge für ihn Fürbitte thun, daß vor den Augen des Herrn sein Opfer angenehm sei. Als er den Kelch ergriff, überfiel ihn ein heftiges Zittern, denn er dachte: wie komme ich dazu, daß ich die hohe Majestät anreden soll, da die Menschen doch schon verzagen, wenn sie einen König anreden sollen.

Was ihn aus der Welt ins Kloster getrieben hatte, das fiel im Kloster mit immer größerer Gewalt ihn an. „Mein Leben" — sagt er von jener Zeit — „hatte vor der Leute Augen einen großen Schein, doch vor meinen Augen nicht, denn ich hatte einen gebrochenen Geist und war immer betrübt. Wo ich nicht wäre durch den Trost des Evangelii erlöset worden, so hätte ich nicht zwei Jahre leben können; also zermarterte ich mich und floh vor dem Zorn Gottes." Selbst die Schrift erregte ihm Grauen, denn noch versteht er sie nicht: das tiefe Geheimniß, daß Gott gerecht und zugleich gnädig sein könne, hat er in seinem Herzen noch nicht erfahren.

Man fand ihn ohnmächtig in seiner Zelle von Wachen, Studiren und Fasten. In schwerer Krankheit sucht ein alter Mönch vergeblich ihn zu trösten, bis der endlich die

Worte des apostolischen Bekenntnisses ihm vorsagt: Ich glaube eine Vergebung der Sünden. Doch immer von neuem überfällt ihn diese Schwermuth und Angst um das ewige Heil. So fand ihn Staupitz, der Generalvicar des Ordens, bei der Visitation des Klosters, einen jungen Mönch mit abgehärmtem Gesicht, niedergeschlagenen Augen, unstetem Schritt. Es ist nicht irgend eine besondere Schuld, die sein Gewissen ängstet, es ist nur das dunkle Gefühl, daß alle Klosterentsagungen nicht ausreichen vor Gott, es ist die allgemeine Sünde der Menschheit, die auf ihm liegt. „O meine Sünde! Sünde! Sünde!“ schrieb er an Staupitz. Der hat seine Beichte gehört und konnte ihm antworten: „Das sind Puppensünden! Du willst ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde!“ Wie noch in späten Jahren sein Beichtvater, Bugenhagen, einmal die Geduld verlor über Luthers schwermüthigen Klagen und ihn anfuhr: „Du bist ein Narr! Gott zürnt nicht mit Dir, sondern Du zürnest mit Gott.“

Doctor Staupitz war noch fest mit dem päpstlichen Kirchenwesen verwachsen, aber alles Christliche, das die katholische Kirche wie ein Geheimniß in sich verwahrt hat, es ist aufgenommen in sein liebereiches Herz, und ein Prophet der Reformation hat er Luther aufgerichtet mit seinem Evangelium, daß nicht durch Mönchstugenden das Heil zu verdienen sei, sondern der Glaube es empfange aus Gottes freier Gnade.

Damals vertiefte sich Luther auch in die Schriften des Kirchenvaters Augustin, seines Ordenspatrons. An dem erkennt er den rechten Grund der katholischen Kirche, und die Strenge dieses Geistes thut ihm wohl. Seinem Gemüthszustand entspricht es, dem Menschen Alles zu nehmen, selbst den freien Willen, um Gott allein die Ehre zu geben und Alles aus Gnaden unter dem Kreuze Christi wieder zu empfangen. Schon stoßen ihn die Scholastiker ab, und mit Vorliebe studirt er nur den Occam, der die Waffen der Scholastik gegen diese selbst kehrt und ihr den Untergang mit bereiten hilft. Er nährt sein Gemüth an der gottinnigen Mystik des Mittelalters, die aus dem Verderben der Papstkirche einige Seelen gerettet hatte in das innerste Heiligthum. Großes bereitet sich vor in der stillen Klosterzelle und in der tiefbewegten Brust des Mönchs. Aus Angst um das Heil der unsterblichen Seele, aus vergeblichem Suchen menschlicher Weisheit, aus dem befruchtenden Segen mittelalterlicher Mystik, aus dem Quell der heiligen Schrift sollte die weltbewegende und neugestaltende That geboren werden.

Doch zu innerer Bereitschaft muß die äußere Gelegenheit kommen, wenn Bedeutendes soll gewirkt werden.

Drittes Kapitel.

Die Universität Wittenberg und die Thesen.

Immer kräftiger entwickelte sich das geistige Leben deutscher Universitäten, ihre Stimmen entschieden in wissenschaftlichem Streite, die erwachten klassischen Studien brachten zum alten Ruhme neuen Glanz. Der Churfürst Friedrich von Sachsen erhob 1502 die Schule von Wittenberg, damals einer unansehnlichen Stadt, zur Universität, der er in der Stiftungsurkunde verhieß: er sammt allen umwohnenden Völkern werde sich dahin als ein Orakel wenden. Es galt, tüchtige Lehrer zu gewinnen. Staupitz, hiermit beauftragt, versetzte den Bruder Martinus gegen Ende des Jahres 1508 in das Augustiner-Kloster nach Wittenberg, zunächst um Vorlesungen über Physik und philosophische Sittenlehre zu halten. Als er zum Predigen aufgefordert ward, fand er in seiner Demuth immer neue Gründe dagegen: das sei nicht eine einfache Sache an Gottes Statt mit den Leuten zu reden. Er sagt zu Staupitz: „Herr Doctor, ihr bringt mich um mein Leben, ich werde es nicht ein Vierteljahr treiben.“ Der antwortete: „Wohlan, in Gottes Namen, dem sei gleich also!

Unser Herr Gott hat große Geschäfte und bedarf droben auch kluger Leute.“ So begann Luther zu predigen in einer Klosterkirche, die im Bau unterbrochen war und nur wenig Menschen faßte. Man verglich sie nachmals mit dem Stall zu Bethlehem: in dieser armen Kapelle hat Gott sein heiliges Evangelium und das liebe Kindlein Jesum lassen neu geboren werden. Dies Kirchlein ward bald zu eng, nun predigt er in der Stadtkirche. „Da war das Kind Jesus auch in den Tempel gebracht.“

Im folgenden Jahr erwarb er den Grad eines Baccalaureus, und durfte als solcher auch theologische Vorlesungen halten. Diese wurden doch schon 1510 durch eine Wanderung nach Rom unterbrochen, die er in Angelegenheiten seines Ordens, vielleicht auch in Folge eines Gelübdes unternommen hat. Seine Erinnerungen an Rom sind gemischter Art und versetzt mit den Gefühlen späterer Jahre. Als er auf der letzten Höhe ankam, vor der die wunderbare Stadt ausgebreitet liegt, in die sich Gott und der Teufel getheilt hat, fiel er auf seine Knie und rief: „Sei mir gegrüßt heilige Roma!“ Von den hehren Denkmalen des Alterthums, wie es scheint, ganz unberührt, hat er gläubig aller Pilgerpflicht genügt. Wir lesen in seiner Auslegung des 17. Psalms: „Ich war zu Rom auch so ein todter Heiliger, lief durch alle Kirchen und Klüfte, glaubte Alles, was daselbst erlogen und erstunken ist. Ich habe wohl eine Messe oder zehn in Rom gehalten, und war mir dazumal leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern

aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen und trefflichen Werken mehr." Und in der Schrift von den Winkelmessen: „Ich bin zu Rom gewesen nicht lange, und habe sehen viel Messen halten, daß mir graute. Da hörte ich unter andern groben Grumpen Curtisanen lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten und sprächen zum Brot und Wein: Brot bist du und Brot wirst du bleiben! Nun ich war ein junger und recht ernster frommer Mönch, dem solche Worte weh thäten. Was konnte mir anders einfallen, denn: solche Worte redet man zu Rom frei über Tisch, wie, wenn sie allzumal, Papst, Cardinäl sammt den Curtisanen so Messe hielten! Und zwar ekelte mir sehr darüber, daß sie so sicher und frei, rips raps, konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn ehe ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht und schrie mir zu: passa! passa! fort! fort! schaffe unsrer Frauen lieben Sohn bald wieder heim!"

Doch das Vertrauen zu des Papstes heiliger Macht ist ihm noch unverletzt geblieben. Als er aber die heilige Treppe, welche einst in Jerusalem zum Gerichtsstuhl des Pilatus hinaufgeführt haben soll, andächtig auf den Knieen hinaufrutschte, wie es Sitte ist und Vorschrift, um einen neunjährigen Ablaß zu erhalten, da hört er hinter sich wie eine Stimme: Der Gerechte lebt seines Glaubens!

Hat der Mönch erst diese Worte begriffen, dann hört er auf ein Mönch zu sein, dann wird er der Welt dies Wort zurufen und der Reformator der Kirche werden.

Luther war wieder heimgekehrt, er hatte seine Vorlesungen über die heilige Schrift wieder aufgenommen, da forderte Staupitz ihn auf, Doctor der Gottesgelehrsamkeit zu werden, der Churfürst wolle die Kosten tragen. Luther hatte wieder große Bedenken, er sei ein kranker Bruder, werde bald sterben, es sei der Mühe und Kost nicht werth. Staupitz entgegnete abermals: „Es läßt sich ansehen, unser Herr Gott wird bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viel junger arbeitsamer Doctores haben müssen, durch die er seinen Handel ausrichte. Ihr lebet nun oder sterbet, so gehorchet dem, was euer Orden euch auflegt.“ Er ist also am 18. October 1512 Licentiat, am folgenden Tage durch Dr. Andreas Bodenstein, genannt Carlstadt, unter Glockengeläut und mit großer Feierlichkeit Doctor der heiligen Theologie geworden.

Er sah darin ein großes Recht und eine große Pflicht: Gott und der Universität zu Wittenberg hat er einen theuren Eid geschworen, die heilige Schrift sein Lebelang zu studiren und zu predigen. Noch in späten Jahren erkennt er in dem Zwang, der ihm geschehen, die Hand Gottes, und wenn Teufel und Welt ihm will Angst machen, tröstet er sich seines Eides: „Ich bin dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doctor werden, ohne einen Dank aus lauter Gehorsam. Da habe ich das Doctorat müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen.“

Die nächsten Jahre sind äußerlich, wenn auch viel beschäftigt, doch ruhig und einfach, aber sie sind von großer Bedeutung für die innere Entwicklung, für den stillen Fortschritt zum Gegensatze wider das Bestehende. Die Vorlesungen, die er über die Psalmen und den Brief Pauli an die Römer hielt, waren für die Auslegung der heiligen Schrift nach langer Nacht ein helles Licht. Den schroffen Gegensatz von Sünde und Gnade, von Knechtschaft und Freiheit, von Gesetz und Evangelium, den Luther in seinem Innern erlebt hatte, den er in Augustins Schriften gefunden, den fand er nun auch in der heiligen Schrift wieder. Was er bisher nur unbestimmt und schmerzlich empfunden, das gewinnt jetzt in wissenschaftlicher Arbeit Form und Gestalt.

Ein Zuwachs an Geschäften kam, indem er den Generalvicar seines Ordens auf Visitationsreisen vertrat. Sie erstrecken sich über Thüringen und Meißen. In der ganzen Provinz zieht er umher und besucht die Klöster; er verfährt mit Strenge und Milde; er setzt Prioren ab und ein; Großem und Kleinstem gilt seine Theilnahme; er mahnt zur Bußfertigkeit, zum friedlichen Leben, zur Frömmigkeit; er unterwirft die Rechnungen und Führung des Haushalts genauer Prüfung. Er bedarf der Schreiber, um dem brieflichen Verkehr zu genügen. Er lernt da die Klosterzustände kennen, wird sicher im Verkehr mit Menschen und gewandt in Geschäften; dazu läßt ihm das keine Zeit sich wie früher selbstquälerischen Gedanken hinzugeben. So gewinnt er an Vertrauen zu sich selbst und an edler

Festigkeit. Solches Vertrauen in all seiner Demuth spricht aus einem Briefe, als man ihm rieth, im October 1516 beim Ausbruch der Pest Wittenberg zu verlassen. „Wohin soll ich fliehen? Ich hoffe, die Welt soll nicht gleich einfallen, wenn auch Bruder Martin stirbt. Nimmt die Pest überhand, so will ich die Brüder in alle Welt zerstreuen; ich bin hierher gesetzt, wegen des Gehorsams darf ich nicht fliehen, bis derselbe Gehorsam, der mich hierher berufen, es wiederum befiehlt. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete; denn ich bin nicht der Apostel Paulus, sondern nur ein Ausleger desselben; aber ich hoffe, der Herr wird mich von meiner Furcht befreien."

Aus dieser Zeit sind nur drei Weihnachtspredigten erhalten. Entwicklung und Form der Gedanken zeigt noch durchaus den Einfluß der Scholastik. Um die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit zu begründen, wendet er die feinsten Lehren des Aristoteles an; doch meint er schon damals, Aristoteles diene nur dann der Theologie, wenn man ihn anders verstehe, als er selbst verstanden sein wolle. Aber die Gedanken sind tief religiös, aus dem vollen Leben geschöpft. In der Predigt über den Text: „Wer Gott fürchtet, thut Gutes", ist dargethan, wie jedes Werk beurtheilt werden müsse nach dem Geist, in dem es geschieht: Beten und Fasten so gut als das Werk eines Schusters, Schneiders, Bürgermeisters, Fürsten. Schon offenbart sich der Gegensatz gegen die Verdienstlichkeit guter Werke ohne fromme Gesinnung, wie die katholische Kirche sie gelten ließ. Auch in der Wissenschaft tritt er dem

Bestehenden entgegen, zunächst dem Heiden Aristoteles. Das Mittelalter hatte ihn, den Philosophen, als den Propheten Christi geachtet, seine Philosophie ist der Grundstein der Scholastik, mit ihm wird auch sie gestürzt. Seinem alten Lehrer, dem gelehrten Jodocus, schrieb Luther nach Eisenach: „Nichts brennt mir so im Herzen, als diesen Komödianten, der mit griechischer Larve die Kirche so weidlich geäfft, recht Vielen aufzudecken und seine Schande Allen zu zeigen, wenn ich dazu Zeit hätte.“ Bei Gelegenheit einer akademischen Feierlichkeit unter seinem Dekanat stellt er 99 Thesen auf, geharnischte Streitsätze wider Aristoteles. Was er ihm entgegensetzt, ist die Lehre der Paulinischen Briefe in der Auffassung des heiligen Augustinus: „Die Wahrheit ist, daß der Mensch, nachdem er durch die angeerbte Sünde von Adam her ein fauler Baum geworden ist, nur böse Früchte bringen kann. Von Natur ohne die Gnade Gottes kann er nur das Böse wollen. Keiner wird ein Theolog, der es nicht ohne Aristoteles ist. In göttlichen Dingen gilt keine Schlußformel. Der ganze Aristoteles gegen die Theologie gehalten ist wie die Finsterniß gegen das Licht.“

Welche Kluft sich hier bereits aufthat, mag Luther noch nicht übersehen haben: aber reformatorischer Gedanken war er sich schon damals bewußt. Ihm war es heiliger Ernst um die Kirche, und er ängstete sich wie um das Heil seiner Seele, so um die Seelen seines Volks. Der tiefe Schmerz über den Verfall der Kirche, die innere Berufung, die er vernahm als eine Stimme Gottes zur

Hülfe, gaben ihm, sobald die Gelegenheit sich bot, die Berechtigung zur That.

Die Lehre vom Fegefeuer und von der Befreiung der Seelen aus demselben ist von der katholischen Kirche nicht aus Eigennutz erfunden worden. Aber der Papst und seine Kirche haben von jeder falschen Lehre und von jedem Mißbrauch gern schnöden Vortheil gezogen. Die christliche Wahrheit, daß Christus durch seinen Tod Gott mit der Welt versöhnt und Genugthuung geleistet hat, wir aber durch Reue über unsere Sünde und durch den Glauben an Christus uns die Versöhnung aneignen, hat in der katholischen Kirche den Zusatz erhalten, daß auch der Mensch noch eine besondere äußerliche Genugthuung zu leisten habe. Gleich als ob die Genugthuung des Herrn und unsere ernstliche Reue nicht ausreichte. Solche menschliche Genugthuung besteht in Fasten, Kasteien, Wallfahrten und allerlei guten Werken oder Gelübden. Da der Papst nun Wache halten will auch über die Seelen im Fegefeuer, so können unter seiner Vermittelung durch solche gute Werke, deren sich ein Ueberfluß im Schatze der Kirche befinden soll, auch die Seelen Abgeschiedener erlöst werden. Da die Form des guten Werkes eine verschiedene sein kann, so kann der Papst, aber auch nur dieser, jedes gute Werk oder jede aufgelegte Buße in eine Geldzahlung verwandeln, somit kann durch Geld eine Seele aus langer Qual errettet und ihr der Himmel aufgethan werden. Die Seele, zu deren Erlösung Christus sterben mußte, die Seele von Gott geschaffen nach seinem

Bilde, darum mit keinem irdischen Maße meßbar und ihren Werth tragend nur in sich selbst, wird frei gekauft um Geld.

Aber der Papst brauchte Geld. Leo X war ein kunstsinniger, prachtliebender Herr. Auch die Pallien, weiße wollene Gewänder, die Zeichen erzbischöflicher Macht, wurden für Geld verliehen. In wenig Jahren hatte das Erzbisthum Mainz-Magdeburg drei Bischöfe gehabt. 30,000 Gulden sollte Churfürst Albrecht, der neue Erzbischof, dem Papste zahlen. Jenem Papste wird das Wort nachgesagt: Was hat uns jene Fabel von Christus nicht schon eingebracht! Er hat, wenigstens an seinem Theil, das Wort wahr gemacht, indem er einen Ablaß ausschrieb, wie es hieß, zum Fortbau an dem Riesen- und Prachtwerk der römischen Peterskirche. Deutschland war immer eine reiche Grube für römische Habsucht gewesen. Cäsar Borgia, der berüchtigte Sohn des berüchtigten Papstes Alexander VI, hatte vom Ablaßgeld gesagt: Es ist Sündengeld der Deutschen, was kann man Besseres damit thun als es verprassen! Diesen Ablaßhandel für Deutschland übernahm der Churfürst Albrecht, auch um seine Schuld nach Rom zu zahlen, und übergab das Geschäft dem Dominikaner Tetzel. Der zog pomphaft einher: voran das rothe Ablaßkreuz mit dem päpstlichen Wappen, dann auf sammtnem, goldgesticktem Kissen die Ablaßbulle. Frevelhafte Reden werden von ihm berichtet: das Ablaßkreuz sei eben so kräftig als das Kreuz Christi. Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in

den Himmel springt. Selbst wer der heiligen Jungfrau Gewalt angethan, könne durch Ablaß so rein werden wie Adam im Paradiese. Von sich selbst hat er gerühmt: er habe mit seinem Ablaß schon mehr Seelen erlöst als Petrus mit allen seinen Predigten. Da der Churfürst Friedrich von Sachsen sein Land ihm verschlossen hatte, hat er seine Ablaßbude in Jüterbogk aufgerichtet. Dort strömte viel Volk zusammen; auch manche aus Wittenberg von Luthers Beichtkindern. Der verweigerte ihnen in der Beichte auf ihre Ablaßzettel hin die Absolution, indem er wahrhafte Reue und Herzensbekehrung forderte. Die Leute beklagten sich bei Tetzel, der drohte mit Scheiterhaufen und brannte zum Zeichen seiner Macht wider die Ketzer auch einen Scheiterhaufen zu Jüterbogk auf dem Markte an.

Luther wendete sich an den Churfürst Albrecht mit der Bitte, dem Unfug zu steuern. Ihm ward keine Antwort. Dann schrieb er an den Bischof von Brandenburg. Der warnte ihn davor, mit der Kirche sich in Kampf einzulassen. Da sprach Luther: „So will ich der Pauke ein Loch machen ob Gott will."

Am Tage vor Allerheiligen ließ er nach einer damals nicht ungewöhnlichen Sitte 95 Thesen, deren Wahrheit er gegen Jedermann öffentlich vertheidigen wolle, an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen. Ihr Inhalt ist bei mannigfacher Wiederholung aus nachfolgenden herausgegriffenen 24 Sätzen zu ersehen:

1. Da unser Herr spricht: Thut Buße! will er, das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden soll eine stete Buße sein.

2. Jedoch will er nicht allein verstanden haben die innerliche Buße, ja die innerliche Buße ist nichtig und keine Buße, wo sie nicht äußerlich allerlei Tödtung des Fleisches wirkt.

3. Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei, oder daß er es thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat.

4. Dieses Unkraut, daß man die Buße und Genugthuung, so durch die Kirchengesetze aufgelegt ist, in des Fegfeuers Buße und Pein sollte verwandeln, ist gesäet worden, als die Bischöfe schliefen.

5. Die Sterbenden bezahlen durch ihren Tod alles und sind dem Recht der Kirchengesetze schon abgestorben und also von Rechtswegen derselben entbunden.

6. Die Ablaßprediger irren, die sagen, daß durch des Papstes Ablaß der Mensch von aller Sünde los und ledig werde.

7. Darum muß der größte Theil der Leute betrogen werden durch die prächtige Verheißung von der bezahlten Strafe, wobei gar kein Unterschied gemacht wird.

8. Gleiche Gewalt wie der Papst hat über das Fegefeuer ins Allgemeine auch ein jeder Bischof und Seelensorger in seinem Bisthum und Pfarrei ins Besondere.

9. Die predigen Menschentand, die dafür geben, daß sobald der Groschen in den Kasten geworfen klingt, die Seele aus dem Fegfeuer fahre.

10. Das ist gewiß, daß sobald der Groschen im Kasten klinget, Gewinst und Geiz zunehmen, die Fürbitte aber der Kirche steht allein in Gottes Wohlgefallen.

11. Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

12. Vor denen soll man sich wohl hüten, die da sagen, des Papstes Ablaß sei die höchste Gottes Gnade, dadurch der Mensch mit Gott versöhnt wird.

13. Ein jeder Christ, so wahre Reue und Leid hat über seine Sünden, der hat völlige Vergebung von Pein und Schuld, die ihm auch ohne Ablaßbriefe gebührt.

14. Man soll die Christen lehren, daß, wer den Armen gibt oder leiht den Dürftigen, besser thut als wenn er Ablaß löset.

15. Man soll die Christen lehren, daß der Papst, so er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, lieber wollte, daß St. Peters Münster zu Pulver verbrannt würde, denn daß es sollte mit Haut, Fleisch und Bein seiner Schafe erbauet sein.

16. Der rechte Schatz der Kirche ist das allerheiligste Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes.

17. Die Schätze des Ablasses sind Netze, damit man jetziger Zeit den Reichthum der Menschen fischet.

18. Wer wider die Wahrheit des päpstlichen Ablasses redet, der sei vermaledeit.

19. Wer aber wider des Ablaßpredigers muthwillige oder freche Worte Sorge trägt, der sei gebenedeiet.

20. Sagen, daß das Kreuz mit des Papstes Wappen herrlich aufgerichtet vermöge so viel als das Kreuz Christi, ist Gotteslästerung.

21. Solche unverschämte Predigt und Rühmen vom Ablaß macht, daß auch den Gelehrten schwer wird, des Papstes Ehre zu vertheidigen vor den scharfen, listigen Fragen des gemeinen Mannes.

22. Als nehmlich: Warum entledigt der Papst nicht alle Seelen zugleich aus dem Fegfeuer um der allerheiligsten Liebe willen, und von wegen der höchsten Noth der Seelen, so er doch um des allervergänglichsten Geldes willen unzählig viel Seelen erlöset.

23. Man soll die Christen ermahnen, daß sie ihrem Herzog Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

24. Und also mehr durch Trübsale, als durch falschen Frieden ins Himmelreich einzugehen sich getrösten.

In diesen Sätzen griff Luther doch nicht den Papst selbst an, ja nicht einmal den Ablaß, nur seine Mißbräuche, in der Einsicht, daß er doch eigentlich unnütz sei, neben der Ehrfurcht vor dem kirchlichen Herkommen. Aber durch den Sinn, der ihm selbst noch unbewußt ahnungsvoll darin liegt, und nach den Folgen, die Gott daran

geknüpft hat, war der 31. October 1517 der Anfang der Reformation.

Die Thesen sind nach gelehrter Sitte lateinisch geschrieben. Nach einigen Tagen gab Luther zur Belehrung der Gemeinde einen deutschen Sermon „vom Ablaß und Gnade“ heraus, noch in derselben Ehrfurcht vor der Kirche bis zum Zugeständniß: „Man soll nicht wider den Ablaß reden, man soll aber auch Niemand dazu reden.“ Er schickte beide Schriften an den Erzbischof von Mainz mit einem demüthigen Schreiben. „Ach lieber Gott, — schreibt er — solchergestalt werden die Seelen, die Ew. Hochwürden Pflege befohlen sind, zur Verdammniß unterwiesen, und die Rechenschaft wird immer größer und schwerer, die Ew. Hochwürden für diese alle geben müssen. Derselben habe ich solches nicht länger schweigen können, denn der Mensch wird durch keines Bischofs Amt seiner Seligkeit halben sicher.“

Ehe vierzehn Tage vergingen, waren die Thesen durch ganz Deutschland und in vier Wochen schier durch die ganze Christenheit verbreitet, als wären die Engel selbst Botenläufer und trügen's umher.

Manchen fiel's wie Schuppen von den Augen und Manchen ist das Herz dadurch aufgegangen. „Der wirds thun, er kommt, auf den wir lange gewartet haben!“ rief der fromme Dr. Fleck, der durch seine Predigt die Universität Wittenberg eingeweiht hatte. Erasmus schreibt im Gedächtniß jener Tage: „Als Luther diese Geschichte angriff, rief ihm die ganze Welt Beifall zu.“ Die

Humanisten sahen die Zeit kommen, da die Finsternisse aus den Kirchen und Schulen werden ausgerottet werden und die reine Lehre in den Kirchen, die reine lateinische Sprache in die Schulen wieder einkehren werde. Andere mochten denken wie der freisinnige nordische Geschichtschreiber Albert Kranz, der wenige Tage vor seinem Abscheiden diese Verkündigung einer neuen Zeit, die Thesen las und sie weglegte mit den Worten: „Du sagst wahr, guter Mönch, aber du wirst nichts ausrichten, gehe also in deine Zelle und sprich: Gott sei mir gnädig!"

Den Zaghaften antwortet Luther und sich selbst v iel-leicht: „Ist's nicht in Gottes Namen angefangen, so ist's bald gefallen, ist's aber in seinem Namen, so lasset denselbigen machen. Es ist gut, auf den Herrn trauen."

Zunächst erhob sich gegen ihn der Mann, der den Ablaßkram persönlich darstellte; Tetzel ließ zu Frankfurt an der Oder 106 Gegenthesen ausgehen, die sein Freund Koch, genannt Wimpina, ihm hatte stellen helfen. Sie sollten Luther zu Boden schmettern, den sie als einen hartnäckigen Ketzer bezeichneten. Der antwortete: „Gott gebe dir und mir Gnade!" Die Studenten in Wittenberg verbrannten die Sätze Tetzels an 800 Exemplare. Es that Luther weh, daß auch der gelehrte und ihm befreundete Dr. Eck aus Ingolstadt gegen ihn schrieb und an Hus erinnernd vom böhmischen Gift sprach. Gegen ihn hat sich Luther nur vertheidigt wider die Beschuldigung der Ketzerei und der Verletzung päpstlicher Majestät. Weniger säuberlich hat er den Dominikaner Jacob von

Hogstraten zu Köln, den berüchtigten Ketzermeister, angelassen, der den Papst aufgefordert hatte, gegen Luther mit Feuer und Schwert zu verfahren: „Geh denn du unseliger und blutiger Mörder, der du nur nach Bruderblut dürstest! Was Wunder, wenn du die besten Artikel der besten Leute als ketzerisch verdammst, da du noch nie gelernt hast, was gegen die Schrift und darum verdammungswürdig und ketzerisch sei. Ich freue mich ordentlich, daß ich von dir, von solch einem verdüsterten Kopf verdammt worden bin, und bitte dich, nenne mich ja niemals einen christlichen und katholischen Menschen. Das sei dir gesagt, du Blutmensch und Feind der Wahrheit."

Da ist auch von Rom eine Schrift ausgegangen von dem Dominikaner Sylvester Prierias, einem hohen Palastbeamten und obersten Censor, der es für ein Großes achtete, daß er sich von seinem Commentar über die Summa des heil. Thomas erhob, um das Mönchlein, das seinen Nacken wider den apostolischen Stuhl erhoben, zu demüthigen. Aus dem Vordersatze, daß wer nicht Alles glaubt, was der heilige Vater lehrt, ein Erzketzer sei, widerlegt er die Thesen Luthers. Dieser antwortete ihm zum ersten mit des Apostel Paulus Wort: Prüfet Alles, und das Beste behaltet. Zum andern mit dem Kirchenvater Augustin: Ich habe gelernt der heiligen Schrift die Ehre zu erweisen, daß ich glaube, es habe keiner von den Verfassern derselben geirrt. Zum dritten, die Gesetze der Kirche lehren: Die Ablaßprediger sollen dem Volke vortragen nur was in ihren Briefen enthalten ist, das sie

gräulich überschreiten zu der Seelen Verderben. Auf die höhnische Bemerkung, wenn Luther ein Bisthum inne hätte, er würde anders reden, hat er erwiedert: Wenn er es auf ein Bisthum abgesehen hätte, würde er gewiß nicht so reden, wie er rede.

Er selbst übersandte die Ausführung seiner Thesen (Resolutionen genannt) dem Papst Leo X mit einem Schreiben voll unbedingter Hingebung: „Darum, allerheiligster Vater, lege ich mich zu Deinen Füßen mit Allem, was ich bin und habe. Du magst nun lebendig machen oder tödten, gutheißen oder verwerfen, wie Du willst, so will ich Deine Stimme als die Stimme Christi, deß Statthalter Du bist und der durch Dich redet, anerkennen. Habe ich den Tod verdient, so weigere ich mich nicht zu sterben, denn die Erde ist des Herrn und was darinnen ist. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen.“

Luther hatte sich einer gnädigen Antwort versehen, und klagt: „Da ich des Segens erwartete, kam Blitz und Donner über mich.“ Seine Stimmungen haben damals noch heftig gewechselt. Er hat einmal gemeint, sich einen Dank des heiligen Vaters zu verdienen, dessen Ehre von ihm beschirmt werde, und doch drängt sich's ihm auf, daß er dem Papst in die Tasche, also an's Herz gegriffen. In später Erinnerung erzählt er von dieser Zeit: „Was meine Seele dasselbe erst und andre Jahr ausgestanden habe, und in waserlei Demuth, wollt schier sagen Verzweiflung ich da schwebte, ach, da wissen die sichern Geister wenig von, die mir damals zuschauten und ließen mich

allein in der Gefahr stecken. Ich aber war nicht so getrost und der Sache gewiß, denn ich wußte viel nicht, welches ich Gottlob! nun weiß. Da fanden sich viel frommer Männer, die ein groß Gefallen an meinen Thesen hatten. Aber mir war unmöglich, daß ich dieselben für Gliedmaßen der Kirchen, mit dem heiligen Geist begabt, hätte können halten, sah allein auf den Papst, Cardinäle, Bischöfe, Juristen, Mönche, Pfaffen, daher wartete ich des Geistes. Und da ich alle Argumente, die mir im Wege lagen, durch die Schrift überwunden, habe ich letzlich dies einige, daß man die Kirche hören solle, mit großer Angst und Arbeit durch Christus Gnade kaum überwunden. Denn ich hielt mit viel größerem Ernst und rechter Ehrerbietung des Papstes Kirche für die rechte Kirche, denn diese lästerlichen Verkehrer, die jetzt des Papstes Kirche hoch wieder aufrühmen."

Die Antwort des Papstes war eine Citation Luthers nach Rom. Leo X selbst schrieb an den Churfürsten von Sachsen: „Wir hören und es gelangt von allen Seiten an uns, daß Einer, Bruder Martinus Luther, Augustiner-Ordens, als ein Kind der Bosheit und ein Gottesverächter, seines Habits und Ordens vergessen, welcher in Demuth und Gehorsam besteht, in der Kirchen Gottes sich rühme, daß er als durch deiner Hoheit Schutz und Schirm gedeckt, keines Menschen Autorität noch Strafe fürchte." Das Gegentheil zu beweisen solle der Churfürst thätlich gegen Luther vorgehen.

Aus Rom wäre derselbe wohl nie zurückgekehrt. Churfürst Friedrich der Weise war ein kirchlich frommer Fürst, der viel Geld für Reliquien ausgegeben hat. Er liebte nicht Neuerungen, wenn etwas der Art an ihn kam, pflegt er zu sagen: „Nein, nein! das macht Bewegung!“ und so hat die größte Bewegung der neuern Geschichte unter seiner schützenden Hand begonnen. Er will diese Sache, die ihm zu hoch ist, nicht begünstigen, nur durch ihn soll kein Unrecht geschehen, und das Ehrliche und Biblische an Luther zog ihn an. Auch mag er seiner Universität kein Leid geschehen lassen, er fordert daher für seinen Unterthan ein Gericht in deutschen Landen. Der Papst gab dem nach und bevollmächtigte seinen Legaten zum Reichstage nach Augsburg, den Cardinal Thomas de Vio, von seiner Vaterstadt Gaeta gewöhnlich Cajetanus genannt, den Mönch zu hören, ihn, wenn er reuig widerrufe, zu absolutiren, wenn er hartnäckig verharre, ihn gefangen nach Rom zu führen. Nicht unbekannt mit solchem Verfahren mahnten Luthers Freunde ihn davon ab, nach Augsburg zu gehen. Damals zuerst zeigte sich seine in Gott ruhende, daher unüberwindliche Standhaftigkeit. Er schrieb an Staupitz: „Christus mag zusehen, ob es seine oder meine Sache sei. Uebrigens meinen gefahrdrohenden Freunden habe ich nichts zu antworten als jenes Reuchlinische. Wer arm ist, kann nichts verlieren. Geld und Gut hab' ich nicht und wünsch' ich nicht. Ehre und Ruhm, wenn ich's gehabt habe, ist leicht zu verlieren. Eins bleibt noch übrig, der schwache, abgemattete Leib.

Wenn sie den mit List oder Gewalt umbringen, weil sie meinen, sie thun Gott einen Dienst damit, so machen sie mich um eine oder zwei Stunden meines Lebens ärmer. Mir genügt mein süßer Erlöser, mein Herr Jesus Christus. Ihm will ich singen, so lange ich lebe."

„Das Wort Christi ist mit dem Tode erkauft, mit dem Tode ist es gepredigt, durch den Tod ist es erhalten worden." Auch des Bannes gedenkt er bereits und scheut ihn nicht, er ist doch nur von Menschen. So zog er getrost seines Wegs und lieh sich in Nürnberg von Wenzeslaus Link eine neue Kutte, um anständig zu erscheinen. Zu Augsburg im Augustinerkloster fand er Herberge. Vor der Hauptverhandlung sandte der Cardinal einen Vertrauten, um ihn zum Widerruf zu stimmen. „Meinst du denn, — sprach der — dir zu lieb werde der Churfürst seine Länder in die Schanze schlagen? Wo willst du denn bleiben, wenn er dir seinen Schutz entzieht?" Luther antwortete lächelnd: „Unter dem Himmel."

Er fiel, wie man ihn unterwiesen hatte, vor dem Cardinal nieder und blieb auf den Knieen, bis dieser ihn aufstehen hieß mit dem väterlich gnädigen Ton eines Kirchenfürsten. Er forderte von ihm Widerruf seiner falschen Meinungen und unbedingte Unterwerfung unter den Ausspruch des heiligen Vaters. Als Luther frug, was er denn eigentlich widerrufen solle, nannte der Cardinal zunächst zwei Behauptungen, die zur Vertheidigung der Thesen nur nebenbei ihm entfallen waren: daß der Schatz des Ablasses nicht dasselbe sei mit dem Verdienst Christi,

und zur wirklichen Empfahung der Gnade Gottes, die uns im heiligen Abendmahl geboten werde, der Glaube die Bedingung sei. Gegen alle päpstliche Decrete, die der Legat vorbrachte, berief sich Luther auf die heilige Schrift, gegen sie könne auch kein Papst etwas beschließen; doch versprach er zu schweigen, falls seine Gegner schwiegen.

Am nächsten Tage kam Luther mit Zeugen und forderte das Schiedsrichteramt der vier berühmtesten Universitäten. Aber der Cardinal gedachte die Sache rasch zu Ende zu bringen. Er hielt unter seiner Würde, sich in eine Disputation mit dem Mönch einzulassen, aber er war ein scholastisch gelehrter Theolog, und indem er den Beklagten über das Verdienst Christi und den Ablaß väterlich zurechtweisen wollte, kam es zum hitzigen Streit. Luther berichtet davon: „Da schrie der Legat, ich solle Widerspruch thun, und macht eine lange Rede aus Sanct Thomas Fabeln, meint und hielt dafür, er hätt' mich überwunden. Ich hub auch etliche Mal an zu reden, aber er donnert und schauert allerwege und herrscht allein. Endlich hub auch ich an zu schreien. Da rief der Legat: Geh und komme mir nicht wieder unter die Augen, es sei denn, daß du widerrufest."

Auf den Cardinal scheint Luther doch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben. Er hat von ihm gesagt: „Ich will nicht weiter verhandeln mit dieser deutschen Bestie, die tiefsinnige Augen und wunderbarliche Speculationen im Kopfe hat." In seinem Commentar über den heiligen Thomas, das Haupt der Scholastiker, steht

manches freisinnige, Reformatorische, was seine Kirche nachmals verworfen hat.

Die Freunde drängten Luther zur Flucht. Seine Appellation vom übelberichteten Papst an den besser zu berichtenden wurde am Dom angeschlagen, es ist eine Ungehorsamserklärung, doch in hergebrachten Rechtsformen. Er selbst war in der Nacht davongegangen, nach seiner eigenen Erzählung: „Dr. Staupitz hat mir ein Pferd verschafft und half mir Langenmantel (ein Rathsherr von Augsburg) des Nachts durch ein Pförtlein aus der Stadt. Da eilte ich ohne hohe Stiefel, Sporn und Schwert und kam bis Wittenberg. Den ersten Tag ritt ich acht Meilen, und wie ich des Abends in die Herberge kam, war ich so müde, stieg im Stall ab, konnte nicht stehen und fiel stracks in die Streue.“

Der Cardinal beklagte sich beim Churfürsten über Luthers heimliche Abreise, und forderte ihn auf, den Mönch nach Rom auszuliefern oder doch aus seinem Land zu bannen. „Wiederholt bitte ich, Ew. Durchlaucht wolle sich nicht von denen betrügen lassen, die da sagen: Bruder Martins Sätze enthalten nichts Böses, und wollen um eines armseligen Mönchs willen doch ja keinen Schandflecken auf Ihren und Ihrer Vorfahren rühmlichen Namen bringen.“

Der Churfürst ließ Luthern diesen Brief vorlegen. Dieser folgt Schritt für Schritt der Anklage des Legaten und widerlegt sie. Er bittet den Churfürsten, ihn nicht nach Rom zu senden: „Auch wäre solches nichts anders,

denn Ew. Gnaden gebieten, eines unschuldigen Christen Blut zu verrathen und ein Mörder an mir zu werden. Da auch der Papst selbst zu Rom keine Stunde seines Lebens sicher ist.“ Er bedauert herzlich, daß sein gnädiger Herr in seine Sache verwickelt werde. „Darum, daß Ew. Churf. Gnaden nicht um meinetwillen etwas Uebles zustoße, was ich am allerwenigsten wollte, siehe, so verlasse ich in Gottes Namen Ew. Gnaden Lande, will ziehen, wohin mich der barmherzige Gott haben will, er mache mit mir, wie er wolle. Will derhalben Ew. Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüßt und gesegnet, auch für alle Wohlthaten, mir bewiesen, in aller Demuth bedankt haben. Will auch, an welchem Ort ich künftig sein werde, Ew. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern mit rechtem Ernst für Ew. Gnaden Wohlfahrt beten. Ich bin Gottlob noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn würdig achtet, daß ich für diese heilige Sache Trübsal und Verfolgung leiden soll.“

An Spalatin, seinen Freund, den Vertrauten des Churfürsten, schrieb er: „Ich bin voller Freude und Friede, so daß ich mich wundere, wie vielen und großen Leuten meine Versuchung als etwas Großes vorkommt. Alle Tage erwarte ich den Fluch von Rom. Deßhalb bringe ich Alles in Ordnung, auf daß, wenn er kommt, ich gerüstet und bereit bin, dahinzuziehen mit Abraham, (weiß nicht wohin? doch aber ja aufs allergewisseste, weil Gott überall ist. Doch will ich eine Abschiedsepistel zurück-

lassen. Sehet ihr zu, daß euch der Muth nicht fehle, die Epistel eines Verdammten und Vermaledeiten zu lesen.“ Er dachte daran nach Frankreich zu gehen; auch die Pariser setzten über den Papst ein allgemeines Concil, ihnen wollte er sich anschließen. Schon hielt er seine Abschiedspredigt über den Text: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf.“ Unterdeß hat der akademische Senat an den Churfürsten berichtet: sie wüßten nicht anders, als daß Dr. Luther der Kirche und dem heiligen Vater alle Ehre erweise; wäre Bosheit an ihm, sie würden das zuerst bemerken. Noch übersah Niemand die Tragweite dieser Sache. Da schrieb Churfürst Friedrich: Dr. Luther möge bleiben. Dem Legaten ließ er schreiben: „Unser Sinn, Wille und Meinung ist ganz darauf gerichtet, eines christlichen Fürsten Pflicht zu erfüllen, und mit Gottes Hülfe sowohl unsere Ehre als unser Gewissen zu bedenken. Deßhalb hätten wir alle Wege gehofft, bei diesem Stand der Dinge nicht eine solche Drohung hören zu müssen, noch die Forderung, Martin Luther entweder nach Rom zu schicken oder aus unserer Herrschaft zu vertreiben, so lang er des Verbrechens der Ketzerei nicht überwiesen ist. Auch geschähe dies zum großen Nachtheil unserer Universität, welche bis auf diesen Tag als eine christliche bekannt ist und sowohl viel gute Lehrer als auch Schüler hat.“ Luther fühlte sich durch diesen Brief gar sehr gestärkt, und schrieb an einen Freund: „Meine Feder geht schon mit viel größeren Dingen um. Ich weiß nicht, woher mir diese Gedanken kommen. Diese Angelegenheit

hat nach meiner Meinung noch nicht einmal angefangen, geschweige denn, daß die großen Herren in Rom hoffen könnten, sie wäre zu Ende."

Seine Sache konnte bereits nicht mehr ohne die Theilnahme der Nation entschieden werden; sie war zu einer öffentlichen, allgemeinen geworden; darum beginnen nunmehr auch politische Beweggründe mitzuwirken. Zwischen dem Mönch und dem Fürsten war schweigend ein Bund geschlossen. Der Churfürst von Sachsen war einer der angesehensten Reichsfürsten: eine Kaiserwahl stand nahe bevor, und Leo X hatte für dieselbe große Rücksicht auf den Churfürsten zu nehmen. Es galt, die religiöse Streitigkeit gütlich beizulegen. Carl von Miltitz, Domherr zu Meißen und Trier, einer der Curtisanen, der in Rom ein Bisthum suchte, aus einer altsächsischen Familie, wurde vom Papst gesandt, dem Churfürsten die geweihte goldene Rose als Zeichen seiner besonderen Gunst zu überbringen.

Er beschied Luther nach Altenburg und empfing ihn mit heiterer Miene. „Lieber Martin", sagt er, „ich dachte, ihr wäret so ein alter Doctor, der mit sich selbst hinter dem Ofen Grillen fing, aber ich sehe, ihr steht in euren besten Jahren." Er gibt ihm Recht wegen der Mißbräuche im Papstthum und gegen Tetzel, den er hart angelassen hat, er fordert keinen Widerruf, er sagt's ihm selbst: „Wenn ich gleich ein Heer bei mir hätte, getraute ich mich doch nicht, euch aus Deutschland zu bringen, denn ich habe auf dieser Reise hin und wieder geforscht

wie die Leute gesinnt wären, da vermerkte ich so viel: wo Einer auf des Papstes Seite stehet, so stehen wohl drei Andere auf eurer Seite wider den Papst."

Luther, unerschütterlich wo es die Forderung des Widerrufs galt, fand sich doch zum Versprechen bereit, er wolle den Handel sich zu tode bluten lassen, falls der Widerpart gleichfalls schweige; er wolle der Kirche den schuldigen Gehorsam bekennen, auch das Volk dazu auffordern. Ein deutscher Bischof solle den Streit schlichten.

In der verheißenen Schrift zum Frieden steht er noch ganz auf katholischem Grund und Boden, ohne doch seine freie Haltung aufzugeben. Er wünscht eine Milderung der Kirchengebote, aber durch ein christlich Concilium. Er belobt die Verehrung der Heiligen: man soll sie mehr um geistliche, als um leibliche Güter anrufen. Er erkennt das Wesen der Kirche in der inwendigen Einheit und Liebe, aber er rühmt auch die Hoheit der römischen Kirche, wo Peter und Paul, 46 Päpste, 100,000 Märtyrer ihr Blut vergossen haben. Um keiner Sünde willen, die dort geschehe, dürfe man sich von ihr trennen. Er bekennt die Macht dieser Kirche über Alles, nichts sei ihr vorzuziehen im Himmel und auf Erden, außer der Eine, Jesus Christus.

So schien der erwünschte Friede gewonnen. Man rief aber Friede, und war doch kein Friede. Was aus tiefer Herzensangst im Gemüth Luthers Gestalt gewonnen hatte, was der Ruf der Nation, wenn auch mit verworrenen Stimmen, doch unweigerlich forderte, was

in dem Plane der Weltgeschichte einen der großen Wendepunkte bilden sollte, das konnte nicht durch ein freundliches Gespräch und nicht durch das wohlgemeinteste Uebereinkommen in ein Nichts zurückgedrängt werden.

Zu dieser Zeit gewann das Evangelium einen eifrigen Diener, die Universität Wittenberg eine Zierde und Luther einen Freund. Philipp Melanchthon (die griechische Deutung seines Familiennamens Schwarzert nach damaligem gelehrten Brauch) war geboren zu Bretten in der Rheinpfalz am 16. Februar 1497. Seine geistige Entwicklung war frühreif. Mit 14 Jahren fordert er die Magisterwürde zu Heidelberg, nur seiner Jugend wegen ward sie ihm versagt. Sein Großoheim Reuchlin, neben Erasmus der erste Humanist dieser Zeit, leitete seine Erziehung. Im 16. Jahr veröffentlicht Melanchthon eine griechische Grammatik. Da kam des Churfürsten Anfrage an Reuchlin nach einem Lehrer der griechischen Sprache für seine Universität. Reuchlin sandte seinen Liebling nach Wittenberg mit dem Segen Abrahams: „Gehe aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft, und ich will deinen Namen groß machen und dich segnen.“ Die gute Sache, die man verfocht zu Wittenberg, war auf den einen Grund, das Evangelium, gestellt. Es galt vor Allem, das Neue Testament in der Ursprache zu studiren. Melanchthon meinte: Ein je besserer Grammaticus, ein um so besserer Theologus. Luther merkte bald, was er an ihm habe. Der Bund, den die Reformation im Begriff ist, einzugehen mit dem Humanismus, das heißt mit

jener hohen rein menschlichen Bildung, die einst von den Griechen erworben, dann untergegangen und jetzt wieder auferstanden war, stellt sich persönlich dar in der Freundschaft Luthers und Melanchthons. Ein Schweizer, der 1522 in Wittenberg studirte, schreibt: „Melanchthon ist eine kleine unachtbare Person, man meint, er wär nur ein Knab' nit über 18 Jahre, so er neben dem Martino Luther geht. Wenn sie aus innerlicher Liebe ohn Unterlaß bei einander wohnen, gehen und stehen, übertrifft ihn Martinus nach der Länge mit ganzen Achseln. Nach Verstand aber, Gelehrsamkeit und Kunst ist Melanchthon ein starker Ries' und Held, so daß einen verwundern möcht', wie in einem so kleinen Leib ein so großer Berg von Kunst und Weisheit verschlossen liege."

Erst mit Melanchthon beginnt die Blüthe der Universität. Der Lehrplan der Vorlesungen wird verbessert, die scholastischen Studien nehmen ab, die classischen gewinnen an Bedeutung. Aber der Geist, der zu Wittenberg herrschte, wirkte auch mächtig auf Melanchthon. Sein Wesen war gemüthvoll, innerlich. Die Sprachstudien waren ihm der Weg zur evangelischen Wahrheit. Dieser neue Ernst des Lebens im Dienste der Wahrheit läßt ihm das Vergangene wie ein Kinderspiel erscheinen. Er war nahe daran, über die Predigt des Apostels von der menschlichen Sünde und der göttlichen Gnade die Freunde seiner Jugend, die Dichter und Philosophen der Alten, als Heiden und Gottesleugner zu verwerfen. Die göttliche Wahrheit ward ihm vermittelt durch den Tiefsinn

Luthers; voll hoher Verehrung steht er vor diesem Mann, den er seinen Vater nennt, welcher der Eiche gleich das Haupt hoch erhebt trotz der Stürme, die um ihn brausen. Er fühlt in des Freundes Leben und Wirken die Vorausbestimmung und die Führung Gottes. Auch Luther seinerseits erkannte in Melanchthon ein göttliches Werkzeug, welches nicht nur für menschliche Wissenschaft, sondern auch für die Theologie zum höchsten Zorn des Teufels das Höchste gewirkt habe. „Ich dank' es meinem Philipp, — schreibt er — daß er uns griechisch lehrt; ich bin älter als er, das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sag' es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich nicht schäme. Ich halte dafür, es soll den Leuten guten Nutzen schaffen, wenn sie griechisch lernen, so können sie das Neue Testament in der Grundsprache lesen und selber zusehen, was der Herr und die Apostel eigentlich gesagt haben. Das soll uns eine bessere Schutzwehr sein wider unsere Feinde als alle Wehr und Waffen.“ Er schämte sich nicht, seine Meinung zu verlassen, wenn dieses Grammatisten Sinn nicht damit übereinstimmen wollte: er hat das mitunter gethan wegen der göttlichen Gabe, welche Christus in dieses gebrechliche Gefäß gelegt. Er sagte auch von Melanchthons Büchern: „Ich hab' sie lieber als die meinen, seh auch lieber dieselben auf dem Platz. Ich bin dazu geboren, daß ich wider die Rotten und Teufel muß zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und

Hecken weghauen und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Magister Philipp fährt säuberlich und still daher, baut und pflanzet, säet und begießt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich." In der Vorrede zu den Vorlesungen Melanchthons über den Römerbrief, die er ohne dessen Wissen hatte nachschreiben lassen und nun ihm dedicirte, schreibt er: „Gefällst du dir selbst nicht, so ists recht: laß dir an dem genügen, daß du uns gefällst; ich weiß es, was die gottlosen Thomisten ihrem Thomas beilegen, daß Niemand besser über Paulus geschrieben habe, das ist nur von dir wahr. Wohl! sei du demüthig, aber mich laß stolz auf dich sein." Melanchthon hat den neugewonnenen evangelischen Glauben zum erstenmal als Glaubenslehre im Zusammenhang dargelegt, und von diesem Buch hat Luther gesagt, daß es kein besseres nach der heiligen Schrift gebe. Also hat sich das Wort erfüllt: der Herr sendet seine Diener gern aus zu zween!

Viertes Kapitel.

Die Leipziger Disputation.

Der mit Miltitz geschlossene Friede dauerte kein Jahr. Luther hatte noch in Augsburg mit Doctor Eck für seinen Collegen Carlstadt wegen einer alten theologischen Streitsache eine Disputation zu Leipzig verabredet. Eck verkündete nach seiner Art der Welt seine Thesen. Aber in diesen griff er mehr die neuen Behauptungen Luthers an, als daß er seine Sache gegen Carlstadt vertheidigt hätte. Er wünschte den berühmteren Gegner. Luther sah sich angegriffen, das Abkommen mit Miltitz war aufgehoben. Er schrieb dem Churfürsten: „Gott weiß, daß mein Schweigen Ernst gewesen, so viel an mir gelegen, daß das Spiel also sollte ein End haben. Nun aber Doctor Eck unerwarteter Sach mich also angreift, daß er nicht mein, sondern Ew. Churfürstl. Gnaden Universität zu Wittenberg Schand und Unehr zu suchen vermerkt wird und viel tapfere Leut achten, er sei zu der Sachen erkauft: hat mir solche wetterwendische, hinterlistige Griffe nicht wollen gebühren zu verachten, noch die Wahrheit in solchem Spotte stecken zu lassen."

Wohl sah er die Gefahr: „Es läßt sich, mein Herr Spalatin, die Schrift und Wahrheit der Kirchen nicht behandeln, ohne jenes Thier zu erzürnen. Darum hofft nicht, daß ich ruhig und ungekränkt bleiben werde, ihr wollt denn, daß ich mich gar der Theologie begebe. — Wenn ich zu Grunde gehe, wird nichts von der Welt verloren gehen. Die Wittenberger haben Gottlob schon so viel gelernt, daß sie meiner nicht mehr bedürfen. Ich Armer fürchte nur, daß ich nicht werth sei um solcher Sachen willen zu leiden und getödtet zu werden."

Herzog Georg von Sachsen willigte ein, daß Leipzig der Ort der Disputation sei. Die Leipziger Universität grollte den Wittenbergern der Neuerungen und des Zulaufs wegen. Am 24. Juni 1519 kamen die von Wittenberg in Leipzig an. Voran Carlstadt, Luther und Melanchthon auf dem Wagen des Rectors der Universität, des jungen Herzogs Barnim von Pommern, umgeben von Studenten, wohl 200 an Zahl, gewaffnet mit Spießen und Hellebarden. Im Saale der Pleißenburg waren zwei Katheder einander gegenüber aufgestellt. Notare waren zugegen, den Gang der Verhandlung aufzuzeichnen.

Eine Heiligengeistmesse eröffnete die Feierlichkeit. In den ersten vier Tagen disputirte Eck mit Carlstadt über das gänzliche Unvermögen des natürlichen Menschen zum Guten und die Unverdienstlichkeit aller Werke, welche Eck angriff, Carlstadt behauptete, und unbehülflich im Sprechen wenig Ehre einlegte. Dann bestieg Luther das Katheder. Der Streit warf sich sogleich auf die Frage nach Ansehen

und Gewalt des Papstes. Eck behauptete das göttliche Recht päpstlicher Oberhoheit. Luther das nur menschliche Recht desselben: erst seit vier Jahrhunderten sei es allmälig erwachsen. Nur Christum erkannte er als das unvergängliche Oberhaupt der Kirche.

So standen sie einander gegenüber, die zwei deutschen Bauernsöhne in feierlichem Streit über das Recht des Papstes; Deutschland lauschte dem Gespräch, und Europa ward davon erschüttert. Johann Mayr von Eck, Professor und Kanzler der Universität Ingolstadt, war immer kampfbereit und sieggewohnt, ein gefürchteter Disputator. Dazu ein Lebemann, groß und wohlbeleibt und großsprecherisch. Er hat ein staunenerregendes Gedächtniß, Alles ist ihm gegenwärtig, und wo Beweise fehlten, half ihm seine mächtige Stimme. Luther war von mittlerer Leibesgröße, in der Reife männlichen Alters, damals mager und erschöpft von Sorgen und Studiren. Er klagte einmal, seine Stimme sei nicht laut, aber, entgegnete Melanchthon, sie wird weithin vernommen; und sie war wohltönend. Sein Gegenstand erfüllt ihn ganz. Was er spricht, gewinnt sofort Gestalt. Seine Rede ist überzeugend und fortreißend. In seinem Gesicht war der Ernst des Lebens geschrieben, man fühlte mit ihm: er stand im Dienst der Wahrheit. Nicht die Wahrheit gehört ihm, er gehört der Wahrheit.

Der Streit schwankte lange hin und her. Man stritt mit päpstlichen Decreten, Stellen aus Kirchenvätern und aus der heiligen Schrift. Luther leugnete das Vorrecht

des Petrus und die darauf gegründete Herrschaft des Papstes; er beruft sich auf die gleiche Berechtigung aller Apostel und weist sie aus der Schrift nach. Er behauptet: man kann den Papst nicht anerkennen, und ist darum doch kein Ketzer. Wer möchte die griechische Kirche verdammen, die den Papst nie als solchen anerkannt hat! Sollten die heiligen Väter der griechischen Kirche, Gregor von Nazianz, Basilius der Große, Chrysostomus nicht selig geworden sein?

Sie kamen hart aneinander, Eck warf seinem Gegner Vorliebe für die böhmische Ketzerei vor. Luther sprach: „Du fliehst die Bibel wie der Teufel das Kreuz!" Nur aus der Schrift solle man ihn widerlegen. Erkannte er noch die unfehlbare Autorität der Kirche an, den Beschluß des Conciliums von Constanz? den Eck ihm entgegenhielt. Das war der entscheidende Moment. Da sprach Luther: „Nicht alle Sätze von Hus sind ketzerisch, die zu Constanz verdammt wurden, einige sind grundchristlich." Ein Schrecken ging durch den Saal. Herzog Georg stemmte die Hände in die Seiten und rief: „Das walt die Sucht!" Eck frug: „So haltet ihr dafür, daß ein allgemeines Concilium irren könne?" Luther: „Womit wollt ihr erweisen, daß ein Concil dem Irrthum nicht unterworfen sei?" Da sprach Eck: „Ehrwürdiger Vater, wenn ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concilium irren könne, so seid ihr mir wie ein Zöllner und Heide." Luther ist nicht als Sieger aus dem Streit hervorgegangen: aber er hat einen großen Schritt zum Siege gethan.

Als er aus dem Saale ging, hatte er die Autorität der Päpste, der Concilien, der Kirche verworfen. Nun blieb ihm nichts als die heilige Schrift, und darum blieb ihm Alles. Die Nation schaarte sich für und wider ihn.

Mit der Erkenntniß, daß Christus das alleinige Haupt seiner Kirche sei, waren für Luther die Schranken der römisch-katholischen Kirche gefallen, er konnte nun Wahrheit, evangelisches Christenthum, auch außerhalb dieser Kirche anerkennen. Wie Eck der Sache des Papstthums schlecht gedient hatte durch Veranlassung der Disputation über die Hoheit desselben, so richtete ein Anderer Luthers Blicke auf die Böhmen, bei denen sich immer noch Erinnerungen an Hus erhalten hatten. Emser, Professor des kanonischen Rechts zu Leipzig, verfaßte nach der Leipziger Disputation eine Schrift, welche die Böhmen warnte, sich mit Luther einzulassen, da dieser sich öffentlich von ihnen losgesagt habe. Er bekämpfte beide Parteien und wünschte sie unter einander zu verfeinden. Was er damit erreichte, war dem, was er wünschte, gerade entgegengesetzt. Hatte doch Luther schon einige Artikel von Hus als evangelisch anerkannt, nun forscht er weiter in dessen Schriften. Er staunt, in ihnen die reine evangelische Wahrheit zu finden. „Ich habe bisher, ohne es zu wissen, Alles gelehrt und gehalten wie Johann Hus. So hat's auch Staupitz ebenso unwissend gelehrt. Kurz, wir sind Alle ohne unser Wissen Husiten. Auch Paulus und Augustin sind Husiten. Ich weiß vor Schrecken nicht, was ich denken soll, wenn ich die schrecklichen Gerichte

Gottes an den Menschen sehe, daß die offenbare, schon vor hundert Jahren verbrannte Wahrheit Gottes für verdammt gehalten wird und man es nicht sagen und bekennen darf.“ Die Böhmen traten nun mit Luther in Verbindung, er schickte ihnen seine Schriften. Die Feinde sahen es mit Besorgniß. Da ward die Fabel erfunden und gedruckt, Luther stamme von böhmischen Aeltern aus ketzerischem Blut. „Fürwahr ist es billig, daß die der Wahrheit widerstreben, solche leichtfertige und närrische Dinge dichten und dieselben glauben.“ Zur Rechtfertigung der Husiten ließ er seinen Sermon vom Hochwürdigen Sakrament ausgehen, in welchem er nachweist, daß das Verlangen, das heilige Mahl unter doppelter Gestalt zu genießen, keine Ketzerei sei, auch habe es die Kirche selbst den Husiten einst zugestanden; Christus habe das heilige Mahl unter doppelter Gestalt eingesetzt, es sei wünschenswerth, das heilige Mahl wieder allgemein in ursprünglicher Gestalt zu begehen. Das schlummernde Husitenthum erwachte durch solche und ähnliche Mahnung wieder zu seiner reformatorischen Bedeutung.

Wie Luther Wahrheit gefunden hatte bei den Böhmen, so auch in der griechischen Kirche, und wo er Wahrheit fand, da waren seine Freunde. Die griechische Kirche hatte das Fegefeuer nie anerkannt, auch er verwarf es.

Was in Vergangenheit und Gegenwart unter den Zeugen der Wahrheit gegen die Kirche aufgetreten war, findet willige Aufnahme, obwohl die Entdeckung solcher neuen Bundesgenossen ihn anfangs mitunter erschreckte.

Der Humanist Laurentius Valla, der in vertrauten Diensten eines Papstes stand, hatte nachgewiesen, daß die Schenkung Italiens an den Papst durch den Kaiser Constantin eine Fälschung sei; Luthers Ehrlichkeit widerstrebte anfangs an die Entdeckung zu glauben.

Aber auch neue Angriffe werden gegen ihn gerichtet: Der Franziskaner-Convent von Stolpe erließ Sätze wider ihn, die theologischen Facultäten zu Cöln und Löwen verdammten seine Schriften zum Feuer. Der Franziskaner Johann von Alveld in Leipzig vertheidigte gegen ihn die Oberhoheit des Papstes mit bösen Schmähungen. Luther antwortete nicht minder heftig. Er vertheidigt sich deßhalb gegen Spalatin: „Ich bitte euch inständig, wenn ihr richtig über das Evangelium denkt, so meint doch nicht, daß diese Sache könne ohne Lärmen, Aergerniß und Aufruhr abgehen. Ihr werdet aus dem Schwert keine Flaumenfeder machen, noch aus dem Krieg Frieden; das Wort Gottes ist Schwert, Krieg, Einsturz, Aergerniß, Verderben, und nach dem Wort des Propheten wie ein Bär auf dem Wege und ein Löwe im Walde, so tritt es den Kindern Ephraim entgegen."

Fünftes Kapitel.

Drei reformatorische Schriften und eine päpstliche Bulle.

Durch Luthers Geist zuckte der Gedanke: Rom ist das neue Babylon, und der Papst ist der Antichrist, sogar trifft Alles ein, was er lebt, thut, redet und ordnet." Das gab ihm innere Freiheit und stärkte seinen Muth. Immer höher trug ihn die Gunst des Volkes. Franz von Sickingen, das Haupt der fränkischen Ritterschaft, der damals auf kühne Pläne gegen die geistlichen Fürstenthümer sann, bot ihm seine Burgen als Schutz wider alle Feinde. Ulrich von Hutten, der ritterliche Poet, der Feder und Schwert mit gleicher Lust führte, der Vorkämpfer der gemeinen Freiheit, schrieb an ihn: „Dein Werk, heiliger Mann, ist aus Gott und wird bleiben, meines ist menschlich und wird untergehen."

An diesen Adel, als die würdige Vertretung deutscher Nation, richtete Luther seine Schrift von des christlichen Standes Besserung. „Ich will an den christlichen Adel ein Büchlein schreiben, gelingt mir's damit, daß sie zum Wort Gottes treten, so sollt ihr sehen, was folgen wird." Auch dem Kaiser Karl V, diesem jungen edlen Blut, das

Gott der Christenheit zum Haupt gegeben, damit viel Herzen zu großer guter Hoffnung erweckt würden, widmet er seine Schrift. „Es ist nicht aus lauter Fürwitz noch Frevel geschehen, daß ich einiger armer Mensch mich unterstanden, vor Euren hohen Würden zu reden. Die Noth und Beschwerung, die alle Stände der Christenheit, zuvor Deutschland drückt, hat nicht allein mich, sondern Jedermann bewegt, vielmal zu schreien und zu rufen, ob Gott Jemand den Geist geben wollte, seine Hand zu reichen der elenden Nation. Die Romanisten haben drei Mauern mit großer Behendigkeit um sich gezogen, damit sie sich bisher beschützet, daß sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die ganze Christenheit greulich gefallen ist. Zum ersten: Wenn man hat auf sie gedrungen mit weltlicher Gewalt, haben sie gesetzt und gesagt: Weltliche Gewalt habe nicht Macht über sie, sondern wiederum geistlich sei über die weltliche. Dem entgegnet Luther: Alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied denn des Amts halber allein. Christus hat nicht zwei, noch zweierlei Art Körper, der eine weltlich, der andere geistlich. Zum andern: Hat man sie mit der heiligen Schrift wollen strafen, setzen sie dagegen, es gebühre die Schrift Niemand auszulegen denn dem Papst. Dagegen Luther: Wozu wäre dann die heilige Schrift noth oder nütze? Lasset sie uns verbrennen und begnügen an den ungelehrten Herren zu Rom, die der heilige Geist inne hat; so könnten wir auch nicht sagen: ich glaube an eine heilige christliche Kirche, sondern müßten sagen: ich

glaube an den Papst zu Rom. Die dritte Mauer: Dräuet man ihnen mit einem Concilium, so erdichten sie, es möge Niemand ein Concilium berufen denn der Papst. Dagegen Luther: Wo der Papst wider die Schrift handelt, sind wir schuldig, der Schrift beizustehen im Strafen und Zwingen.

Hierauf zeigt er die Schäden der römischen Kirche: er will reden nur von den gemeinen läufigen Sachen, noch nicht rühren die rechte helle Grundsuppe von den persönlichen Lastern. Er macht Vorschläge zur Besserung. Er fordert im Namen des Volkes: Beschränkung der Ueppigkeit des päpstlichen Hofes; Sicherheit gegen die Aussaugung des deutschen Volks durch römische Habgier; freie Besetzung der deutschen Kirchenämter mit Deutschen; Entscheidung der Processe vor deutschem Gerichte; Aufhebung des knechtischen Eides der Bischöfe; Abthun der weltlichen Gewalt des Papstes, soweit sie auf erlogenen Schenkungen und Anmaßung beruht; Beschränkung der Bettelmönche, Zurückführung der Klöster auf ihre alte Bestimmung, christliche Schulen zu sein; Aufhebung des erzwungenen Cölibats; Aussöhnung mit den Böhmen auf billige Bedingungen; Abstellung des canonischen Rechts, des Abgottes Aristoteles und des Götzendienstes der Heiligen; endlich Besserung des academischen Studiums und des Volksunterrichts. Er schließt: „Ich achte auch wohl, daß ich hoch gesungen habe, viel Dings fürgegeben, das unmöglich wird angesehen, viel Stück zu scharf angegriffen: wie soll ich ihm aber thun? Ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir

denn Gott. Man wird mir ja nicht mehr denn das Leben nehmen können. Es ist auch meine allergrößte Sorge, daß meine Sach möchte unverdammt bleiben, daran ich gewißlich erkennete, daß sie Gott nicht mehr gefalle. Darum laß nur frisch einhergehen, es sei Papst, Bischöfe, Pfaffen, Mönche oder Gelehrte, sie sind das rechte Volk, die da sollen die Wahrheit verfolgen, wie sie immer gethan haben."

Luther ist unglaublich beschäftigt in dieser Zeit. Neben den Streitschriften gehen andere, gelehrter und erbaulicher Art. Die Arbeit über die Psalmen, die Auslegung des Briefes an die Galater, das tröstliche Büchlein in aller Widerwärtigkeit eines christgläubigen Menschen, dem Churfürsten bei seiner Krankheit gewidmet, von Spalatin verdeutscht; ein Büchlein von der Beichte, eine Predigt von den guten Werken.

Noch immer hoffte Miltitz die Streitsache mit dem päpstlichen Stuhl gütlich beizulegen, und Luther ließ sich zur Abfassung einer milden Schrift bestimmen. Es ist das Büchlein „von der Freiheit eines Christenmenschen", das also lautet: „Zum ersten: ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge. Zum andern: ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und Jedermann unterthan. Nehmen wir vor uns den inwendigen geistlichen Menschen zu sehen, was dazu gehöre, daß er ein frommer, freier Christenmensch sei und heiße: so ist's offenbar, daß kein äußerlich Ding mag ihn frei noch fromm machen. Was hilft's der Seelen, daß der Leib

ungefangen frisch und gesund ist, isset, trinket, lebt, wie er will? Wiederum, was schadet das der Seelen, daß der Leib gefangen, krank und matt ist, hungert, dürstet und leidet, wie er nicht gerne wollte? Die Seele hat kein ander Ding, weder im Himmel noch auf Erden, darinnen sie lebe, fromm frei und Christin sei, denn das heilige Evangelium, das Wort von Christo geprediget, wie er selbst sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer an mich glaubet, der lebet ewiglich. Darum sollte das billig aller Christen einiges Werk und Uebung sein, daß sie das Wort und Christum wohl in sich bildeten, solchen Glauben stetig übten und stärkten. Das ist die christliche Freiheit, der einige Glaube, der da macht nicht, daß wir müßig gehen oder übel thun mögen, sondern daß wir keines Werks bedürfen, die Frömmigkeit und Seligkeit zu erlangen. Der Glaube des Herzens ist allein die Gerechtigkeit des Menschen und aller Gebote Erfüllung. Denn wer das erste Hauptgebot erfüllet, der erfüllet gewißlich und leichtlich auch alle andern Gebote. Wie nun Christus die Erstgeburt hat mit ihrer Ehre und Würdigkeit, so theilt er sie mit allen seinen Christen, daß sie durch den Glauben alle werden Könige und Priester mit Christo. Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen! Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig; durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig, wie da stehet geschrieben: Gott thut den Willen derer, die ihn fürchten und erhöret ihr Gebet. Obwohl aber der Mensch inwendig nach der Seelen durch den

Glauben genugsam gerechtfertigt ist und Alles hat, was er haben soll, nur daß dieser Glaube und Genüge muß immer zunehmen bis in jenes Leben: so bleibet er doch in diesem leiblichen Leben auf Erden und muß seinen eigenen Leib regieren und mit Leuten umgehen. Da heben sich nun die Werke an. Denn der innerliche Mensch ist mit Gott eins, fröhlich und lustig um Christi willen, möchte Gott auch dienen in freier Liebe; so findet er in seinem Fleische einen widerspenstigen Willen, der will der Welt dienen und suchen was ihn lüstet. Der gläubige Mensch, welcher durch seinen Glauben wieder ist ins Paradies gefahren, bedarf keiner Werke, um fromm zu werden, sondern daß er nicht müßig gehe und seinen Leib bewahre, sind ihm solche freie Werke zu thun allein Gott zu Gefallen befohlen. Gute fromme Werke machen nimmer mehr einen guten frommen Mann, sondern ein guter frommer Mann machet gute fromme Werke. Wiederum, wer ohne Glauben ist, dem ist kein gut Werk förderlich zur Frömmigkeit und Seligkeit. Also wer da will gute Werke thun, muß nicht an den Werken anheben, sondern an der Person, so die Werke thun soll. Die Person aber machet Niemand gut denn allein der Glaube. Der Mensch lebt nicht allein in seinem Leibe, sondern auch unter andern Menschen auf Erden. Darum kann er nicht ohne Werke sein gegen dieselben. Darum soll seine Meinung in allen Werken frei und nur dahin gerichtet sein, daß er andern Leuten damit diene und nütze sei. Das heißet denn ein wahrhaftig Christenleben führen und da gehet

der Glaube mit Lust ans Werk. Siehe, also fleußet aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein frei, willig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst. Denn wie unser Nächster Noth leidet und unserer bedarf, also haben wir vor Gott Noth gelitten und seiner Gnade bedürfet. Darum wie uns Gott hat durch Christum umsonst geholfen: also sollen wir durch den Leib und seine Werke dem Nächsten helfen. — Daß die Jungfrau Maria zur Kirche ging nach den sechs Wochen und ließ sich reinigen nach dem Gesetz wie alle andere Weiber, so sie doch nicht gleich ihnen unrein war, noch schuldig dieser Reinigung: aber sie that's aus freier Liebe, daß sie die andern Weiber nicht verachtete, sondern mit dem Haufen bliebe. Also ließ Sanct Paulus Timotheum beschneiden, nicht daß es noth wäre, sondern daß er den schwachgläubigen Juden nicht Ursache gäbe zu bösen Gedanken; der doch wiederum Titum nicht wollte lassen beschneiden, da man darauf dringen wollte, er müßte beschnitten sein und wäre noth zur Seligkeit. So gebeut auch Sanct Paulus, daß sie sollen weltlicher Gewalt unterthan und bereit sein, nicht daß sie dadurch fromm werden sollten, sondern daß sie den Andern und der Obrigkeit frei dienten und ihren Willen thäten aus Liebe und Freiheit. Wer nun diesen Verstand hätte, der könnte leichtlich sich richten in die unzähligen Gebote des Papstes, der Bischöfe und Klöster, der Fürsten und Herren, die etliche tolle Prälaten also treiben, als wären sie noth zur Seligkeit, und heißen es Gebot der Kirchen,

wiewohl mit Unrecht. Denn ein freier Christ spricht also: Ich will fasten, beten, dies und das thun, was geboten ist: nicht daß ich's bedarf, oder dadurch wollte fromm oder selig werden, sondern ich will's dem Papst, Bischof, der Gemeine, meinem Mitbruder oder Herren zu Willen, Exempel und Dienst thun oder leiden, gleichwie mir Christus viel größere Dinge zu Willen gethan und gelitten hat, deß ihm viel weniger noth war. Und obschon die Tyrannen Unrecht thun solches zu fordern, so schadet's mir doch nicht, weil es nicht wider Gott ist. — Aus dem allen folget nun der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht in ihm selber, sondern in Christo und in seinem Nächsten: in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe und bleibet doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe, das ist die rechte christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andere Freiheit übertrifft, wie der Himmel die Erde. Welche gebe Gott uns recht zu verstehen und zu behalten, Amen."

Dieses Büchlein, das in seiner christlichen Innigkeit dem Papstthum Alles zugesteht, und doch hoch über demselben steht, das die ganze Reformation in sich trägt, und doch mit der römischen Kirche nicht brechen will, sandte Luther an Leo X. Daraus werde Seine Heiligkeit ersehen, mit was für Geschäften er gern wollte, hoffte auch förderlich, umgehen, wenn's ihm vor des Papstes giftigen

Schmeichlern möglich wäre. Wie ein Lamm sieht er den Papst sitzen unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen, wie Ezechiel unter den Scorpionen. „Das ist die Ursach — schreibt er ihm — warum es mir allezeit ist leid gewesen, du frommer Leo, daß du ein Papst worden bist in dieser Zeit, der du wohl würdig wärest, zu besseren Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist deiner und deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr denn du in diesem Babylonien regieret."

Aber schon war die Bannbulle vom Papst wider Luther geschleudert. Ihr antwortet durch seine Schrift von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche. Wie die Schrift an den christlichen Adel der nationalen, so galt diese Schrift der kirchlich sacramentalen Seite der Reformation.

Der Freigewordene und Befreier beginnt mit einem Dank für seine Gegner, die von Tag zu Tag ihn gelehrter machen und ihn so gefördert haben, daß er nunmehr vieles von dem verwerfen müsse, was er bisher noch habe stehen lassen von römischer Erfindung. „Zum ersten muß ich verneinen, daß sieben Sakramente sein, und zu dieser Zeit nur drei setzen: die Taufe, die Buße, das Brot. Und diese alle sind uns durch den römischen Hof in ein elendes Gefängniß geführet und ist die Kirche aller ihrer Freiheit beraubt." Vom Abendmahl des Herrn: „Mit Unrecht ist den Laien der Kelch entzogen worden, der Herr sagt: trinket alle daraus. Mag man den Laien die eine Ge-

stalt abschlagen, so wird auch ihnen können entzogen werden ein Theil der Taufe und der Buße. Das andre Gefängniß dieses Sacraments trifft das Gewissen." Die römische Kirche lehrt, nach der Wandlung sei Brot und Wein nicht mehr vokhanden. Die Schrift weiß davon nichts. Der Leib und das Blut des Herrn werden im Brot und Wein des heiligen Mahles genossen. „Das dritte Gefängniß ist der gottlose Mißbrauch, da Jedermann glaubt, die Messe sei ein gut Werk und ein Opfer. Daher sind kommen die Brüderschaften, die Verdienste, die Jahrbegängnisse, die Fürbitten und dergleichen Händel, die in der Kirche gekauft, verkauft, erhandelt und verglichen werden; an diesen hänget die ganze Nahrung der Pfaffen und Mönche." Darauf zeigt Luther, wie das Sacrament des Altars zu handeln und zu gebrauchen sei. Vom Sacrament der Taufe: „Gebenedeit sei Gott, der nach dem Reichthum seiner Barmherzigkeit nur dieses einzige Sacrament erhalten hat in seiner Kirche, unbefleckt und unvergiftet von Menschensatzungen. Aber weil der Teufel die Kraft der Taufe in den Kindern nicht hat können auslöschen, hat er doch die Oberhand bekommen, daß er sie in allen Erwachsenen vertilgete, daß jetzt fast Niemand mehr ist, der daran denkt, daß er getauft sei, vielweniger daß er sich desselben rühme, so viel andre Wege sind erfunden worden, die Sünde zu erlassen und in den Himmel zu kommen." Vom Sacrament der Buße: „Das Hauptübel an diesem Sacrament ist, daß es von ihnen

ist gänzlich abgethan, daß nichts davon geblieben ist. Drei Theile haben sie der Buße gegeben: die Reue, die Beichte und die Genugthuung; des Glaubens gedenken sie gar nicht. Die noch kühner sind, haben eine Halbreue erdichtet, welche durch Kraft der Schlüssel eine rechte Reue werde, also daß die ganze Reue abgethan würde. — Es ist ein groß Ding um ein zerschlagenes Herz und ist's nur von dem Glauben, der da entbrennt gegen die Verheißung, welcher die unbewegliche Wahrheit Gottes ansieht, erzittert und erschreckt, und das Gewissen ist also zerknirschet, und wieder erhöht und getröstet, daß die Wahrheit der Dräuung Gottes eine Ursache der Reue und die Wahrheit der Verheißung eine Ursache des Trostes ist; und mit diesem Glauben erlangt der Mensch Vergebung der Sünden. Es ist kein Zweifel, daß die Beichte der Sünden nothwendig sei und von Gott geboten. Die heimliche Beichte, die jetzt gebräuchlich ist, ob sie schon aus der Schrift nicht mag bewähret werden, gefällt sie mir doch wunderbarlich wohl. Denn sie den bekümmerten Herzen eine einzige Hülfe ist. Allein das verwerfe ich, daß solche Beichte in eine Tyrannei und Geldschinderei der Päpste gerathen ist. Ich zweifle nicht, der sei von seinen heimlichen Sünden entlediget, welcher dieselben entweder vor ihm selbst gutwillig bekennet und sich gebessert hat oder vor einem jeden seiner Brüder, dieweil Christus einem jeden Gläubigen die Macht zu absolviren öffentlich gegeben hat." In solcher Weise löst er die Banden, welche die Kirche des Mittelalters allmählich um die

Gewissen geschlagen hatte. Die Firmung und die Ehe werden in ihren Segnungen anerkannt, aber wie die letzte Oelung, diese nur ein Rathschlag des Jakobus zur Heilung der Kranken, nicht als Sacramente, als die Christus nicht eingesetzt und Gott nicht mit besonderen Gnaden begabt hat. Das ist absonderlich gegen die Priesterweihe gemeint. „Dieses Sacrament kennet die Kirche Christi nicht und ist ein Gedicht der päpstlichen Kirche. Das ganze Neue Testament gedenkt sein nicht mit einem Worte. Daher ist entstanden die schändliche Tyrannei der Geistlichen gegen die Laien, daß sie wegen der leiblichen Salbung nicht allein den andern christlichen Laien, die mit dem heiligen Geist gesalbt sind, sich vorziehen und besser achten, sondern diese fast als für unwürdige Hunde halten, die nicht werth wären mit ihnen in der Kirche gezählt zu werden. Darum soll ein Jeder, der ein Christ sein will, gewiß sein, daß wir alle zugleich Priester sind, daß wir gleiche Gewalt an dem Wort Gottes und einem jeden Sacrament haben. Doch gebühret es einem Jeden, sich derselben nicht zu gebrauchen, denn allein aus Verwilligung der Gemeine oder Beruf der Oberen. — Hiemit will ich ein Ende machen dieser Rede, welche ich allen frommen Christen gerne und mit Freuden übergebe, so den rechten Verstand der Schrift und den rechten Brauch der Sacramente zu wissen begehren. — Ich höre auch, daß aufs neue Bullen wider mich gefertiget sind und päpstliche Verfolgungen, durch welche ich zu einem Widerruf gezwungen oder für einen Ketzer erklärt werde. Ist

das wahr, so sei dies Büchlein ein Theil meines zukünftigen Widerrufs."

Nach der Leipziger Disputation durch ihren zweifelhaften Erfolg gekränkt in seiner Eitelkeit war Dr. Eck nach Rom gereist. Dort malt er die Ketzerei Luthers in den dunkelsten Farben und läßt das Furchtbarste in der Ferne sehen. Eine Commission wurde niedergesetzt, die Schriften Luthers zu prüfen; Eck selbst gehörte ihr an. Sie verwarf 41 Sätze aus denselben. Die Verdammungs-Bulle ist vom 16. Juni 1520 ausgefertigt. Sie hebt an mit der Aufforderung Christi, seinen Weinberg zu beschützen. Alle Schriften Martin Luthers sollen verbrannt werden; auch die Schriften, welche jene Irrthümer und Ketzereien nicht enthalten, damit sein Andenken von der Erde verlöscht werde. Er selbst wird nochmals aufgefordert, binnen 60 Tagen zu widerrufen, andern Falls soll ihn der Bann, der päpstliche Fluch treffen, so daß er als ein hartnäckiger Ketzer gleich einem verdorrten Aste vom Stamme der Christenheit abgehauen werde. Ihn zu fangen und nach Rom zu liefern ist dann ein gutes Werk, und der Ort, wo er sich 3 Tage aufhält, verfällt dem Interdict. Triumphirend überbrachte Eck die Bulle, um sie nach hergebrachter Weise der Veröffentlichung an den Hauptkirchen in allen deutschen Landen anzuschlagen. Er hatte auch das Recht erhalten, Anhänger Luthers namentlich zu bezeichnen und bediente sich desselben. Seine Reise glich doch wenig dem Triumphzug, den er gehofft hatte; man grollte ihm, daß er, der

erklärte Feind Luthers, sich zum Werkzeug dargeboten habe. Luthers Predigten über den Bann waren nicht ohne Wirkung geblieben. Zwar in Leipzig ließ der Herzog Georg ihm einen Becher voll Gulden schicken, die Studenten aber warfen die Bulle ins Wasser und erregten einen Aufstand zu großer Gefahr Eck's. Am wichtigsten war, wie der Churfürst von Sachsen und sein Land die Botschaft aufnehmen werde. Als der Legat Aleander dem Churfürsten die Bulle überreichte, erhielt er eine ungnädige Antwort. Luther sei ungehört verdammt, in Deutschland hätten gerechte fromme Richter ihn hören müssen. In Wittenberg entschuldigte der Universitätsrath die Nichtannahme der Bulle durch die Erklärung: Seine Heiligkeit werde gar nichts davon wissen, oder durch ungestümes Ansuchen von Dr. Eck dazu gereizt sein. Die churfürstliche Regierung folgte diesem Vorgange, selbst die bischöflichen Consistorien zu Naumburg und Zeitz aus Scheu vor Unruhen. Luther stellte sich anfangs an, als habe Eck die Bulle erdichtet, in der Christus selbst verdammt werde, und schrieb ein Büchlein „von den neuen Eck'schen Bullen und Lügen", um den Widersinn und die Unchristlichkeit dieser Verdammung recht harmlos darthun zu können. Wie gering auch der Erfolg der Bulle in Deutschland, so war sie doch von großer Bedeutung. Sie erhob Luther vollends über die alte fromme Scheu vor dem Papstthum und trieb ihn zu offener Empörung. Sie hat nicht einen verdorrten Ast von der Kirche abgehauen, aber sie hat einen jungen,

lebenskräftigen Sproß vom verdorrenden Stamme abgelöst, daß er in fruchtbare Erde gepflanzt mächtig emporwuchs. Als Luther die erste Kunde erhielt von dem, was in Rom gegen ihn bereitet war, schrieb er an Spalatin: „Nun die Würfel gefallen sind, verachte ich die Wuth wie die Gunst der Römer, ich will nicht mit ihnen versöhnt werden noch je wieder mit ihnen Gemeinschaft haben, mögen sie all' das Meine verdammen und verbrennen! Ich wiederum, es müßte denn kein Feuer mehr in der Welt zu haben sein, werde verdammen und verbrennen das ganze päpstliche Recht, und die bisher bewiesene Demuth soll ein Ende haben, daß nicht länger die Feinde des Evangeliums durch sie aufgeblasen werden." Als die Bulle in unläugbarer Aechtheit vorlag, schrieb Luther „wider die Bulle des Antichrist", und hat weitere Antwort ertheilt nach der Art seiner Zeit.

Am 10. December früh 9 Uhr zog zu Wittenberg ein stattlicher Zug namhafter Doctoren, Magister und Studenten, welche ein Anschlag am schwarzen Bret zusammengerufen hatte, hinaus vor's Elsterthor. Ein Holzhaufen ward angerichtet und angezündet. In das lodernde Feuer warf Luther die Bannbulle, die päpstlichen Decretalen und einige Bücher seiner Gegner mit den Worten: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer." Am folgenden Tag in der Vorlesung ermahnt er die Studenten sich auch im Herzen loszusagen von jenen antichristlichen Büchern. Denn mit dem Verbrennen derselben sei es nicht abgethan.

Alle Bande mit dem Papstthum waren zerrissen, er stand nur noch in eines Herren Dienst, er war ein freier Mann geworden und konnte nun erst ein rechter Knecht Jesu Christi sein. Seine That kund zu thun und das Feuerzeichen der Unabhängigkeitserklärung weithin leuchten zu lassen, gab er ein Schriftchen heraus: „Warum des Papstes und seiner Jünger Bücher verbrannt sind.“ Es sei ein alter Brauch, vergiftete Bücher zu verbrennen; als getaufter Christ und geschworener Doctor der Theologie müsse er falscher Lehre wehren; schwer sei zu glauben, daß Leo X jene Bulle erlassen habe, in welcher die evangelische Wahrheit verdammt werde; auf Anregen des Geistes und falschen Wahn zu zerstören, habe er Verbrennen mit Verbrennen beantwortet. Dann bezeichnet er 30 Sätze aus dem kanonischen Rechte als unchristliche. Zuletzt, da er nicht vorgebe, wie der Papst über allem Gericht, ja über der Kirche selbst zu stehen, erbietet er sich, zu Recht zu stehen vor Jedermann. Diese Rechenschaft sollte bald genug von ihm gefordert werden.

Sechstes Kapitel.

Der Reichstag zu Worms.

Maximilian, geliebt als ritterlicher Herr von ächt deutscher Art, aber ein schwacher Kaiser, war am 12. Januar 1519 gestorben. Um den Thron, diesen höchsten Thron der Christenheit, bewarben sich die Könige von Frankreich und Spanien. Franz I von Frankreich, ein tapferer Ritter mit jeder Gabe, die Welt zu genießen und zu beherrschen; Karl von Spanien, noch in zarter Jugend, durch die glücklichen Heirathen des Hauses Habsburg der Erbe von Oesterreich, Burgund und Neapel, Kaiser Maximilians Enkel, deutschen Stammes, doch auch er deutscher Sprache und Sitte fremd. Die Fürsten des Reichs scheuten in Beiden den ausländischen, mächtigen Herrn und boten die Krone Friedrich dem Weisen. Er hat sie ausgeschlagen, er sei zu alt und die Macht seines Hauses so Großem nicht gewachsen. Vielleicht ist er damals doch allzu weise gewesen. Er hatte keinen Sohn, doch einen tüchtigen Bruder und Neffen: wäre das Kaiserthum nur ein Menschenalter durch bei dem Hause Sachsen geblieben, Deutschland wäre nicht durch die Religion zerspalten worden. Auf das Haupt des französischen Nach-

bars die Krone Karls des Großen zu setzen, haben die Deutschen sich immer gescheut, so wurde dann und vornehmlich durch den Churfürsten von Sachsen König Karl gewählt, da er doch deutscher Herkunft sei, als Kaiser Karl V.

Erwartungsvoll sah das deutsche Volk der Ankunft seines neuen Kaisers entgegen. Das Volk ist immer bereit zu hoffen, von diesem Kaiser hoffte man Großes. Ulrich von Hutten rief dem jungen Kaiser entgegen: er möge den Mißbräuchen des römischen Hofes und der Bettelmönche in Deutschland ein Ende machen. „Dann werden die starken Deutschen auf sein mit Leib und Gut und mit dir ziehen gen Rom und ganz Italien dir unterthänig machen; dann wirst du ein gewaltiger König sein. Wirst du erst Gottes Handel ausrichten, so wird Gott deinen Handel ausrichten.“

Auf das kommende Frühjahr 1521 hatte der Kaiser seinen ersten Reichstag nach Worms ausgeschrieben. Die Vertreter des ganzen Reichs sollten sich einfinden, die Verhältnisse im Innern des Reichs sollten geordnet, die auswärtige Politik festgestellt werden. Auch hatte der Kaiser dem Papst verheißen, die religiösen Bewegungen in Deutschland in Erwägung zu ziehen und die Feinde des Papstes zu dämpfen. Der Kaiser schrieb dem Churfürsten Friedrich: er solle ja nicht fehlen, denn „wunderbar viel halten wir von den Anschlägen, dem Rathe und der Weisheit deiner Herrschaft.“ Er fordert ihn auf,

den Mönch Martin Luther mitzubringen, damit dessen Sache dort entschieden werde.

Die päpstliche Partei fürchtete doch die Anwesenheit Luthers auf dem Reichstag. Scheute man sich das Andenken an Hus zu erneuen? Fürchtete man einen ganz anderen Ausgang als damals auf dem Concil von Constanz? Wohl in dieser Absicht wurde der Bann, nachdem die 60 Tage Frist längst vorüber waren, zum Neujahrsgruß 1521 als unbedingt vollzogen verkündet, um Luther und seine Anhänger, die zur Schmach Lutheraner heißen sollten, aller Christen- und Menschenrechte zu berauben. Als ein Gebannter sollte Luther auf dem Reichstag gar nicht gehört werden, und der Legat Aleander versicherte, Luther habe Ketzerisches genug gelehrt, um tausend Ketzer dafür zu verbrennen. Die Reichsstände hielten dafür, man müsse ihn doch hören, ob er wirklich das lehre und in der Art, wie Seine Heiligkeit behaupte. Das sei nicht deutsche Sitte, Jemand ungehört zu verurtheilen. Auch übergaben die weltlichen Stände 101 Beschwerde wider den römischen Stuhl hinsichtlich der kirchlichen Mißbräuche, die schwer auf Deutschland lägen.

Dem Kaiser, als Spanier erzogen in den strengsten Formen des Katholicismus, galt Frömmigkeit und unbedingte Unterwerfung unter die römische Kirche als eins. Deutschland war nur ein Theil seiner gewaltigen Herrschaft. Die kirchliche Bewegung in Deutschland, die sich persönlich in Luther darstellte, verstand er nicht, sie konnte ihm nur ein Moment in seiner europäischen Politik sein.

Trotz seiner Ergebenheit für die Kirche war er doch ganz der Mann eine Verlegenheit des Papstes zu benutzen. Der Papst hatte den spanischen Ständen zu Gefallen Breven gegen die Inquisition erlassen, der Kaiser verlangte deren Zurücknahme. Damals rieth ihm sein kluger Minister: „Ew. Majestät muß nach Deutschland gehen und daselbst einem gewissen Martin Luther einige Gunst angedeihen lassen, der sich am Hofe von Sachsen befindet und durch die Sachen, die er predigt, dem römischen Hofe Besorgniß einflößt." Der Papst nahm die Breven wider die Inquisition zurück. Als Bedingung fordert er die Bestätigung der Bulle gegen Luther, damit solle der Kaiser beweisen, daß ihm, wie den alten Kaisern, die Einheit der Kirche am Herzen liege. Vergeblich sei er mit dem Schwert gegürtet, wenn er es nicht, wie gegen die Ungläubigen, so gegen die Ketzer, die noch viel schlimmer als die Ungläubigen, gebrauchen wolle. Die kirchliche Frage, die dem deutschen Volk so sehr am Herzen lag und sein Geschick auf Jahrhunderte bestimmen mußte, sollte dem fremdländischen Interesse geopfert werden.

Luther schrieb an Spalatin: „Werde ich gerufen, so will ich krank mich hinfahren lassen, wenn ich's gesund nicht könnte, denn ich darf nicht zweifeln, daß der Herr mich ruft, wenn der Kaiser ruft. Er lebet und herrschet noch, der die drei Männer im Feuerofen erhalten hat. Will er mein Haupt nicht erhalten, so ist wenig daran gelegen, wenn man es mit Christo vergleicht, der mit so großer Schmach zu Aller Aergerniß und Vieler Verderben

getödtet wurde. Obwohl also geschehen muß, daß die Könige der Erde und die Fürsten mit einander rathschlagen und die Heiden toben wider den Herrn und seinen Gesalbten, so lehrt doch im selbigen Psalmen der Geist, daß Allen wohl ergehe, die auf ihn trauen. — Wir können ja nicht wissen, ob durch mein Leben oder durch meinen Tod dem Evangelio und gemeiner Wohlfahrt mehr oder weniger Gefahr erwachse. Unserer Sorge ist die eine Pflicht verblieben, den Herrn zu bitten, daß nicht Kaiser Karls Reich gleich im ersten Anfang zu Gunsten der Gottlosigkeit durch mein oder eines Anderen Blut befleckt werde. Ihr wisset, was für Unglück den Kaiser Sigismund seit der Ermordung des Hus verfolgt hat und wie nichts mehr ihm glücklich ausgegangen ist. Wenn es aber doch sein soll, daß ich nicht allein den Hohenpriestern, sondern auch den Heiden übergeben werde, so geschehe des Herrn Wille. Ihr könnet Alles eher von mir erwarten, als Flucht oder nur Widerruf; fliehen will ich nicht, widerrufen noch viel weniger. So stärke mich mein Herr Jesus!"

Der Reichsherold Caspar Sturm von Oppenheim kam am 26. März in Wittenberg an mit diesem kaiserlichen Brief an Dr. Martin Luther, Augustiner-Ordens: „Ehrsamer, Lieber, Andächtiger. Nachdem Wir und des heiligen Reichs Stände, jetzo hier versammelt, vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgegangen, Erkundigung zu empfahen, haben Wir dir, herzukommen und von dannen wiederum

in dein sicher Gewahrsam, Unser und des Reichs frei Sicherheit und Geleit gegeben, inwendig 21 Tagen. Gegeben in Unserer und des Reichs Stadt Worms am 6. Tage des Monds Martii Anno 1521 Unsres Reichs im andern Jahre."

Als Luther von Wittenberg wegfuhr in den ersten Tagen des April auf einem offenen Rollwagen, vom Rath ihm geliehen, da haben viele Bürger und Studenten in Thränen ihm die Hand gereicht, sie meinten, er werde nicht wiederkehren. Vom kaiserlichen Herold geleitet, zog er über Leipzig, Erfurt und Frankfurt, an den meisten Orten mit Zeichen herzlicher Theilnahme empfangen. Das Volk lief stundenweit ihm entgegen, den kühnen Mann zu sehen. Einige versuchten ihn von seinem Vorhaben abzuschrecken, sie erinnern ihn an Constanz, er dachte ohnedem daran; der Kaiser werde ihm das Geleit nicht halten können. In Weimar wurde gerade ein kaiserlich Edict angeschlagen, Luthers Bücher auszuliefern und zu verbrennen. Da frug der Herold: „Herr Doctor, wollt ihr weiter ziehen?" Luther antwortete: „Und wenn sie gleich ein Feuer machten, das bis in den Himmel reichte, will ich doch im Namen des Herrn erscheinen, dem großen Behemoth ins Maul treten, Christum bekennen und walten lassen." Als er in die Nähe von Worms kam, schickte selbst Spalatin, der dort mit seinem Herrn war, einen Boten, er solle nicht hineinkommen, seine Sache sei verloren. Luther antwortete: „Und wenn soviel Teufel zu Worms

wären, als Ziegel auf den Dächern liegen, dennoch wollt ich hinein."

Luther erzählte später davon: „Aber ich zog immer fort aus lauter Einfältigkeit. Ich war damals unerschrocken, Gott kann einen wohl so toll machen, weiß nicht, ob ich jetzt so freudig wäre." Als er früh am 16. April vor Worms ankam, waren einige sächsische Edle ihm entgegengeritten, der Herold ritt voran, neben Luther in der Mönchskutte saß noch ein Augustiner und der getreue Amsdorf, viel Volk in den Straßen und Fenstern hatte sich aufgemacht ihn zu sehen. Herberge fand er im Hause des Comthurs der Johanniter, wo einige sächsische Herren wohnten.

Manch tröstliches Wort kam ihm doch zu von Freunden. Ulrich von Hutten schrieb: „Der Herr erlöse dich am Tage der Noth. Der Name des Gottes Jakob schütze dich. Ihr werdet das beste wählen und darauf verharren. Viele sind zu mir gekommen und haben aus gutem Eifer für euch also geredet: Wenn er doch nicht wankte! wenn er doch standhaft antwortete! Ich habe darauf stets geantwortet: Er wird der Luther sein. So beharret bis zum Ende. Christus helfe euch!" Der Landgraf von Hessen, damals ein junger rascher Herr, kam, ihn zu sehen und hob mit Scherzworten an: „Man sagt, ihr lehrtet, die Weiber dürften ihre Männer fortjagen, wenn die alt werden." Er ging von dem Gespräch doch sehr nachdenklich hinweg mit dem Gruße: „Lieber Herr Doctor, habt ihr recht, so helfe euch unser Herr Gott."

Am Tage nach seiner Ankunft, um 4 Uhr, war Luther in die Reichsversammlung entboten. Er lag vorher im Gebet vor Gott. Ein Gebet aus diesen Tagen ist uns erhalten, und wie er oft laut zu beten pflegte, mag einer seiner Getreuen dieses Ringen mit Gott in frischer Erinnerung aufgezeichnet haben.

„Ach Gott, o du mein Gott, stehe du mir bei wider alle Welt, thue du es, du mußt es thun, du allein! Ist es doch nicht mein, sondern deine Sache; habe ich doch für meine Person hier nichts zu schaffen und mit diesen großen Herren der Welt nichts zu thun. Wollte wohl auch gute geruhige Tage haben und unverworren sein. Aber dein ist die Sache, Herr, die gerecht und ewig ist, stehe mir bei, du treuer ewiger Gott; ich verlasse mich auf keinen Menschen. Es ist umsonst und vergebens, es stinket Alles, was fleischlich ist und nach Fleisch schmeckt. O Gott, hörest du nicht mein Gott? Bist du todt? Nein, du kannst nicht sterben, du verbirgst dich nur. Hast du mich dazu erwählt, ich frage dich, wie ich es dann gewiß weiß, ei so walte du auch; denn ich mein Lebelang nie wider solche große Herrn gedacht zu sein, hab' mir es auch nicht vorgenommen. Ei so stehe mir bei, in dem Namen deines lieben Sohnes Jesu Christi, der mein Schutz und Schirm sein soll, meine feste Burg durch Kraft und Stärkung deines heiligen Geistes. Herr, wo bleibst du? Komm, o komm, ich bin bereit, auch mein Leben drum zu lassen, geduldig wie ein Lämmlein. Denn gerecht ist die Sache und dein, so will ich mich von dir

nicht absondern ewiglich. Das sei beschlossen in deinem Namen, die Welt muß mein Gewissen wohl ungezwungen lassen, und wenn sie noch voller von Teufeln wär. Und sollte mein Leib, der doch zuvor deiner Hände Werk und Geschöpf ist, darüber zu Grund gehen, die Seele gehört dir zu und bleibet bei dir ewiglich, Amen. Gott helfe mir, Amen."

Ulrich von Pappenheim und Caspar Sturm begleiteten ihn auf Umwegen durch Gärten, um der herbeiströmenden neugierigen Menge zu entgehen, zum bischöflichen Palast, wo der Kaiser residirte und die Reichsversammlung insgemein gehalten wurde. An der großen Thür des Saales stand der tapfere Feldhauptmann Georg von Frundsberg, der legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach: „Münchlein, Münchlein, du gehest jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in unsrer ernstesten Schlacht nicht gangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen." Er trat ein und stand vor Kaiser und Reich. Um den jungen Kaiser waren fast alle Fürsten des Reichs versammelt: sechs Churfürsten, die Gesandten des Papstes, weltliche und geistliche hohe Herren, die Vertreter der Städte bildeten diese erhabene Versammlung, der gewaltige, weltbeherrschende Gedanke des heiligen, römischen Reichs schwebte über ihr. Luther wurde durch den Kanzler des Churfürsten von Trier aufgefordert, zu beantworten, ob er die auf einer Tafel vorliegenden Bücher als die seinigen

anerkenne, und ob er ihren Inhalt widerrufen wolle? Bevor er antwortete, sprach der rechtskundige College an seiner Seite, Dr. Hieronymus Schurf: Man verlese die Titel. Hierauf bekannte sich Luther zu seinen Büchern. Auf die zweite Frage zu antworten, ob er Alles darin vertheidigen oder widerrufen wolle, weil das der Seelen Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort betrifft, bittet er Kaiserliche Majestät um Bedenkzeit. Nach kurzer Berathung der Fürsten erwiederte der Kanzler: er habe zwar genugsam Zeit gehabt, dies zu erwägen, doch Kaiserliche Majestät wolle aus angeborener Güte ihm noch einen Tag zum Bedenken gewähren.

In der That, dazu hatte er auch Zeit genug gehabt. Die Möglichkeit eines Widerrufs lag nicht in dieser kühnen, gottgetrosten Seele: aber in die scheinbare Unsicherheit verkleidete sich ihm nur das Bedürfniß, sich zu sammeln zu würdigen Worten vor solcher Versammlung, wie keine glänzender auf Erden. Er hatte mit schwacher, etwas gedrückter Stimme gesprochen. Auch wer nichts weiß von Menschenfurcht, dem fällt solch ein erster Anblick der Großen dieser Welt aufs Herz, bis das Auge sich bald daran gewöhnt. Luther hat den Tag in stiller Erwägung und im Gebet zugebracht. Am 18. April, es war bereits Abend und der Saal von Fackeln erleuchtet, als er wieder in die Reichsversammlung eingeführt wurde. Auf die wiederholte Frage nach dem Widerruf sprach er mit fester sicherer Stimme:

„Allerdurchlauchtigster Kaiser, durchlauchtigste hochgeborne Churfürsten, gnädigste Herren. Ich erscheine als der Gehorsame auf den Termin, so mir gestern Abend angesetzet ist und bitte durch Gottes Barmherzigkeit Ew. Kaiserliche Majestät wollen diese gerechte und wahrhaftige Sache gnädigst hören und so ich aus Unverstand vielleicht einem Jeglichen seinen gebührlichen Titel nicht geben oder mich sonst irgend nicht nach Hofgebrauch erzeigen würde, mir gnädigst zu gute halten, als der ich nicht an fürstlichen Höfen erzogen, sondern in Mönchswinkeln aufgekommen und erwachsen bin. Ich kann von mir nichts Andres anzeigen, denn daß ich bisher mit solcher Einfalt des Gemüthes geschrieben und gelehret habe, daß ich auf Erden nicht anderes, denn Gottes Ehre, die unverkümmerte Untersuchung und der Christgläubigen Nutz und Seligkeit, damit dieselben rechtschaffen und rein unterrichtet würden, angesehen und gesuchet habe.“

Darauf unterscheidet er seine Bücher in drei Classen. „Etliche sind, in welchen ich vom christlichen Glauben und guten Werken so schlicht, einfältig und christlich gelehrt habe, daß auch die Widersacher selbst müssen bekennen, sie sein nütze, unschädlich und werth, daß sie von christlichen Herzen gelesen werden. So ich nun anfinge, dieselben zu widerrufen, was thäte ich anders, denn daß ich einziger unter allen Menschen die Wahrheit, welche beide, Freund und Feind zugleich bekennen, verdammte und allein aller einmüthigen Bekenntniß widerstrebte. Die andere Art meiner Bücher ist, darinnen das Papstthum

und der Papisten Lehre angegriffen und angetastet wird, als die so mit ihrer falschen Lehre, bösem Leben und ärgerlichen Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet haben. Niemand kann verhehlen, daß durch des Papstes Gesetze und Menschenlehren die Gewissen der Gläubigen auf's höchste beschwert und die Habe besonders der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen wird. Wo ich nun diese Bücher widerriefe, so würde ich nichts anderes thun, denn daß ich die Tyrannei stärkte und solchem gottlosen Wesen Thür und Thor aufthäte, das dann noch viel weiter schaden und toben würde, zumal wenn man sagen könnte, daß dieses auf Befehl Kaiserlicher Majestät geschehen sei. Die dritte Art meiner Bücher ist, so ich wider etliche Personen geschrieben habe, die sich unterwunden haben, römische Tyrannei zu schützen und die gottselige Lehre, so von mir gelehret ist, zu dämpfen und zu vertilgen. Wider dieselben, bekenne ich frei, bin ich etwas heftiger und schärfer gewesen, denn es nach Gewohnheit der Religion sich gebühret. Denn ich mache mich nicht zu einem Heiligen, auch disputire ich nicht von meinem Leben, sondern von der Lehre Christi. Aber auch diese Bücher zu widerrufen, will mir nicht gebühren, denn solches würde meinen Gegnern nur Muth machen, sich der Wahrheit zu widersetzen und ihre Tyrannei bestärken, wider Gottes Volk grausamer zu wüthen, denn jemals bisher geschehen ist. Doch weil ich ein Mensch bin, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen noch sie vertheidigen, denn mein Herr und Heiland Jesus

Christus seiner Lehre gethan hat, welcher, da er vor dem Hohenpriester Hannas um seine Lehre gefragt, von des Hohenpriesters Knecht einen Backenstreich empfangen hatte, sprach: Habe ich übel geredet, so beweise, daß es böse sei. Hat nun der Herr, welcher wußte, daß er nicht irren konnte, sich nicht geweigert, Zeugniß wider seine Lehre zu hören, selbst von einem geringen schnöden Knecht, wie viel mehr ich, der ich Erde und Asche bin und leicht mich irren kann, soll begehren und warten, ob Jemand Zeugniß wider meine Lehre geben sollte. Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes Ew. Kais. Majestät, Chur- und Fürstl. Gnaden, oder wer es thun kann, er sei hohen oder niedrigen Standes, wollen Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirrt habe. Alsdann so ich deß überzeugt werde, will ich ganz willig und bereit sein, allen Irrthum zu widerrufen und der erste sein, der meine Bücher in's Feuer werfen will."

Die Rede hatte lange gedauert, es war ihm heiß geworden, aber auf Begehr des Kaisers, der das Hochdeutsche wenig verstand, wiederholte er sie auch in lateinischer Sprache. Darauf im Sinne eines früheren Beschlusses der Reichsstände, daß sie zwar den Glauben ihrer Väter festhalten wollten, aber glimpflich mit dem Mönch zu verfahren sei in Bezug auf die Mißstände der Kirche, auch wenn er nicht widerriefe, ermahnte ihn der Kanzler, nicht gänzlich den Widerruf abzulehnen, „hätte Arius Einiges zurückgenommen, so wären nicht zugleich seine guten

Bücher vernichtet worden", auch bei ihm werde man Mittel finden, nicht alle seine Bücher zu verbrennen, wenn er nur das widerrufe, was von dem Concilium zu Constanz verdammt worden sei. Da kam Luther auf seine Behauptung zurück, daß auch die Concilien irren könnten, er wolle das beweisen. Der Kanzler nannte das eine unbescheidene Antwort, auch sei man nicht hier, um zu disputiren, nur eine schlichte runde Antwort werde von ihm begehrt, ob er Widerruf thun wolle oder nicht. Darauf antwortete Luther: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät und Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat, dermaßen: es sei denn, daß ich durch Zeugniß der heiligen Schrift oder mit klaren und hellen Gründen überwunden werde, denn ich glaube weder dem Papst noch den Concilien allein nicht, weil am Tage liegt, daß sie oft geirret und sich selbst widersprochen haben, so bin ich überwunden durch die Sprüche, die ich angezogen habe und gefangen in meinem Gewissen in Gottes Wort, und kann und mag darum nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

So hat er sich, die heilige Schrift in der Hand, über die herrschende Kirche gestellt und die Sache Gott anheimgestellt. Auf die Gegenwärtigen aus den romanischen Völkern hat er einen besonderen Eindruck nicht gemacht. Seinen Landsleuten hatte er nach dem Herzen gesprochen.

Zu Tausenden drängte das Volk auf seinem Heimwege den Vielgeliebten und Vielgehaßten zu sehen. Aus der wogenden Menge hörte man die Worte: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat!“ Viele Ritter und einige Fürsten kamen noch am Abend in seine Herberge, ihm die Hand zu schütteln. Der alte Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm einen silbernen Krug voll Eimbecker Bier. Luther frug, von wem es sei? Der Edelknabe: Herzog Erich habe selbst daraus getrunken, er möge sich nichts Böses versehen. Da that Luther einen tiefen Zug und sprach: „Wie Herzog Erich meiner gedacht hat, also gedenke der Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein.“

Der Churfürst sagte zu Spalatin, als sie noch spät am Abend beisammen saßen und des Tages gedachten: „O wie gut hat Doctor Martinus vor Kaiser und Reich gesprochen.“

Luther hatte neue Freunde gewonnen, die seine Sache noch nicht verloren gaben. Der Kaiser gestattete drei Tage zu Unterhandlungen mit dem gebannten Mönch. Nur in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft in den Behauptungen über das heilige Abendmahl und über die Zahl der Sacramente lag ein bestimmter Gegensatz wider die Glaubenssatzung der Kirche. Befreundete, auch Fürsten drangen in ihn, dies zurückzunehmen, oder auf Schiedsrichter zu stellen. Man könnte versucht sein zu wünschen, daß er für jetzt nur bei den reformatorischen Behauptungen in der Schrift an den Adel deutscher Nation

stehen geblieben wäre, darin war der Reichstag in großer Mehrheit mit ihm einig. Aber sein Gegensatz war aus der Tiefe der religiösen Ueberzeugung entsprungen, er konnte nicht mit sich handeln lassen. Allem friedlichen Zureden hält er entgegen: er sei gebunden an Gottes Wort und könne nicht wider sein Gewissen. „Herr Doctor, wenn ich euch recht verstehe", sagte Markgraf Joachim von Brandenburg, „so ist das eure Meinung, ihr wollet nicht weichen, ihr seid denn mit der heiligen Schrift überwunden." Luther antwortete: „Ja, gnädigster Herr, oder mit klaren und öffentlichen Ursachen und Gründen." Da rief der Churfürst von Trier: „Was ist endlich zu thun!" Luther antwortete mit Gamaliel: „Ist's Menschenwerk, wird's in zwei, drei Jahren untergehen, ist's Gotteswerk, könnt ihr's nicht dämpfen."

Dem Kaiser haben geistliche Herren zugeredet, dem hartnäckigen Ketzer sei das Geleit nicht zu halten. Er hat doch erwiedert: „Ich habe nicht Lust mit Sigismund zu erröthen. Und wenn nirgends in der Welt Treue zu finden wäre, soll man sie finden beim deutschen Kaiser." Sonach erhielt Luther Anzeige: er möge innerhalb 21 Tagen, die sein frei Geleit währe, in sein Gewahrsam sicher zurückkehren. Er sprach: „Wie es dem Herrn gefallen, so ist's geschehen, der Name des Herrn sei gebenedeiet!" und kehrte über Frankfurt zurück, wieder begleitet vom kaiserlichen Herold.

Es war bestehenden Rechtens, daß der Bann, der von Luthers Haupt fast ohnmächtig abzuprallen schien,

in Kraft gesetzt wurde durch die Reichsacht, und der Kaiser, im Begriff ein politisches Bündniß mit dem Papst gegen Frankreich abzuschließen, war dazu williger denn willig. Aber von Seiten der Stände war vielfacher Widerspruch zu erwarten. Daher Luthers Sache nicht wieder zur Verhandlung kam. Viele Reichsstände waren abgereist, auch der Churfürst von Sachsen, als am 26. Mai der Kaiser eine Sitzung auf dem Rathhaus hielt, um einigen Beschlüssen seine Genehmigung zu ertheilen. Nach der Sitte gaben die Anwesenden ihm dann das Geleite zum bischöflichen Palast. Dort war der päpstliche Legat und überreichte Briefe aus Rom an den Kaiser und die Fürsten, ehrenvolle Begrüßungen. Nach der Verlesung bemerkte der Kaiser, daß er das Edict über den Mönch habe ausfertigen lassen auf Grund des früheren Beschlusses der Stände. Ueberrascht wagte Niemand zu widersprechen, und das Edict, auf den 8. Mai zurückdatirt, als die Versammlung noch vollzählig war, erhielt die gesetzliche Form, und lautet wie folgt:

„Zu Lob dem Allmächtigen und Beschirmung des christlichen Glaubens, in Kraft des Amtes unserer Kaiserlichen Würde und Hoheit, dazu mit einhelligem Rath und Willen unser und des heiligen Reichs Churfürsten, Fürsten und Stände, so hier versammelt sind, zu ewiger Gedächtniß dieses Handels zur Vollstreckung des Decrets Sentenz und Verdammniß. Laut der Bullen so unser heiliger Vater als dieser Sachen ordentlicher Richter hat ausgehen lassen, den gedachten Martin Luther als ein von

Gottes Kirchen abgehauenes Glied, als einen verstockten und offenbaren Ketzer von Uns und euch Allen und Jedem insonderheit zu achten und zu halten — haben wir erkannt und erklärt, und thun es zu wissen und gebieten euch Allen bei den Pflichten, damit ihr Uns und dem heiligen Reiche verwandt seid, bei Vermeidung Unser und Reichs Acht und Aberacht, Entsetzung aller Lehen, Gnaden und Freiheiten, daß ihr nach Verlauf der Frist freien Geleits, die sich auf den vierzehnten Tag gegenwärtigen Mai's endet, den vorgemeldeten Martin Luther nicht hauset, herberget, äzt, tränkt noch enthaltet, noch ihm mit Worten oder Werken heimlich noch öffentlich keinerlei Hülf, Anhang, Beistand noch Fürschub beweiset, sondern wo ihr ihn alsdann findet und betretet und deß mächtig sein möchtet, ihn gefangen nehmt und uns wohl bewahrt zusendet. Gegen seine Mitverwandten, Anhänger, Gönner und Nachfolger und derselbigen bewegliche und unbewegliche Güter sollt ihr in Kraft der heiligen Constitution und Unser und des Reichs Acht und Aberacht dieser Weise handeln: nehmlich sie niederwerfen und fangen, ihre Güter zu euren Händen nehmen und in euerm eigenem Nutz verwenden und behalten ohne männigliche Verhinderung, es sei denn, daß sie durch glaublichen Schein anzeigen, daß sie diesen unrechten Weg verlassen und päpstliche Absolution erlangt haben. Ferner gebieten wir euch Allen, daß euer Keiner des obgenannten Martin Luthers Schriften, von Unserem heiligen Vater Papst verdammt, und alle andere Schriften, die bisher durch ihn

gemacht sind oder gemacht werden, als bös, argwöhnisch und verdächtlich und von einem offenbaren Ketzer ausgegangen, kauf, verkauf, lehn, behalte, abschreibe, drucke, predige oder beschirme. Denn wie die allerbeste Speise, so mit einem kleinen Tropfen Gifts vermischt ist, von allen Menschen gescheut wird, so viel mehr sollen solche Schriften und Bücher, in denen der Seele Gift und Verdammniß eingeführt wird, abgethan und vertilget werden, damit sie Niemand schaden oder ewiglich tödten. Damit auch solches Alles und andrer Ursachen künftige Irrsal abgeschnitten und die sachbewährte Kunst der Druckerei allein in guten und löblichen Sachen gebraucht und geübt werde, so haben wir weiter geboten, daß hinfort kein Buchdrucker, oder Jemand anders im heiligen römischen Reich keine Bücher noch andere Schriften, in denen etwas begriffen wird, das den christlichen Glauben wenig oder viel anrühret, drucke oder nachdrucke ohne Wissen und Willen des Ordinarien desselben Orts mit Zuziehung der Fakultät in der heiligen Schrift der nächst gelegenen Universität. Darnach wisse sich männiglich zu richten."

Luther hatte in Eisenach den Herold entlassen, er war in seines Churfürsten Landen. Dort an den Abhängen des Thüringer Waldes liegt Möhra, der Stammort seiner Familie, da hat er seine Großmutter besucht. Auf dem Rückweg nahe bei Altenstein wurde der Wagen von zwei Reisigen überfallen, der Fuhrmann entfloh, Luther eilte mit den Rittern abseits von der Straße, unter einer Buche an einem Quell hat er ein Reiterkleid

übergeworfen und sich auf ein dazu mitgebrachtes Pferd gesetzt. Die Luthersbuche ist am 16. Juli 1841 vom Sturm gebrochen worden, doch aus der Stammruine frisch ausgeschlagen. Die Nacht dunkelte schon, als die Reiter den steilen Weg hinaufritten zur Wartburg. Diese Entführung war noch in Worms verabredet, um den Gebannten, demnächst auch für vogelfrei Erklärten, auf eine Zeit der Gefahr zu entziehen, und doch den Churfürsten nicht zur offenen Auflehnung gegen die Reichsacht zu nöthigen. Daher Friedrich der Weise in der Verhandlung mit seinen Räthen auch anfangs die Stätte gar nicht wissen wollte, wohin sie ihn brächten. Daß Luther dabei nicht überrascht wurde, ergibt sich aus seinem Brief unterwegs aus Frankfurt geschrieben an seinen lieben Freund und Gevatter Lucas Cranach: „Ich segne und befehle euch Gott: ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst noch nicht wo. Es muß eine kleine Zeit geschwiegen und gelitten sein. Ein wenig sehet ihr mich nicht, und aber ein wenig, so sehet ihr mich, spricht Christus. Ich hoffe, es soll jetzt auch so gehen. Doch Gottes Wille, als der allerbeste, geschehe hierinnen wie im Himmel und auf Erden. Amen."

Siebentes Kapitel.

Junker Georg. Stürme in Wittenberg.

„O Gott, Luther ist todt, wer wird uns hinfort das Evangelium so klar fürtragen. Ach Gott, was hätt' er uns noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen. O ihr alle fromme Christenmenschen, helft mir fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende.“ Also schrieb Meister Albrecht Dürer aus Antwerpen: es war die Stimme des deutschen Volks. Luther aber saß auf der Wartburg, die er sein Patmos nannte, in Sicherheit. Die Acht drückte ihn nicht. „Jetzt lebe ich in christlicher Freiheit, gänzlich losgesprochen von allen Gesetzen der Tyrannen. Ich bin der gemeinen Sache gewichen, auf guter Freunde Rath. Lieber hätt' ich meinen Hals hingegeben. Sie haben es aber nicht gewollt. — Ich bin ein wunderbarer Gefangener, der ich mit Willen und ohne Willen hier sitze, mit Willen, weil der Herr so will, ohne Willen, weil ich gern im Freien das Wort vertheidigen wollte, bin es aber noch nicht werth gewesen.“

So plötzlich war er aus der großen Bewegung seines Volkes herausgerissen und war sich doch so klar bewußt

ein Werkzeug Gottes zu sein, daß er schmerzlich bewegt an Melanchthon schreibt: „Ich fürchte wohl, es möchte scheinen, als wäre ich aus der Schlacht geflohen, und doch stand es nicht in meiner Macht, denen, die es also wollten und riethen, zu widerstehen. Ich wünschte nichts mehr, als meinen wüthendsten Feinden entgegen zu treten und meinen Hals darzubieten. Da sitze ich nun und stelle mir den ganzen Tag über das Bild der Kirche vor Augen und verwünsche meine Unempfindlichkeit, daß ich mich nicht ganz in Thränen ergieße und mit meinen Augen als mit Thränenquellen beweine die Erschlagenen meines Volks. Niemand ist, der aufstehe und sich zum Herrn halte, als eine Mauer für das Haus Israel in dieser letzten Zeit seines Zorns. Gott erbarme sich unser! So tretet denn ihr als Diener des Worts inzwischen ein, verwahret die Mauern und Thore Jerusalems, bis sie auch über euch herfallen. Ich bitte für euch, wenn, wie ich nicht zweifle, mein Gebet etwas vermag. Thuet ihr desgleichen; wir wollen unsere Last zusammen tragen. Wir stehen allein noch im Treffen." Dazu kam anhaltendes körperliches Leiden. „Schon sind es acht Tage, daß ich nicht schreibe, nicht bete, nicht studire." Der Schloßhauptmann von Berlepsch suchte ihn zu zerstreuen durch Ausflüge mancherlei Art. Zuweilen ritt er im Land umher als Junker Georg in Ritterkleidung und vollem Barte, von einem treuen Diener begleitet, der manchmal den Professor daran erinnern

muß, daß er ein Ritter sei, in der Herberge nicht das Schwert ablegen und über die Bücher laufen dürfe, daß man ihn nicht für einen Schreiber halte.

Auch sonst erging es ihm seltsam mit ritterlichem Vergnügen. „Ich bin seit letztem Dienstag zwei Tage auf der Jagd gewesen, wollte doch auch die süß bittre Lust der großen Herren kosten. Wir haben zwei Hasen und ein paar arme Rebhühner gefangen, ein Geschäft, das sich für müßige Leute fast wohl schicket. Ich aber hatte auch mitten unter den aufgestellten Netzen und den Hunden theologische Gedanken. Aber so viel Lust mir die Gestalt und das Ansehen solcher Sachen selbst gemacht hat, so sehr hat mich das darunter versteckte Bild und Geheimniß gedauert. Denn was bedeutet dieses Bild als daß der Teufel durch seine gottlosen Meister und Hunde, nämlich die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fange. Ach ich dachte gar zu sehr an die einfältigen und gläubigen Seelen dabei. Noch ein schlimmeres Geheimniß ist dazu kommen. Da wir durch mein Bemühen ein Häschen lebendig erhielten und ich's in den Aermel meines Rocks hatte eingewickelt und ein wenig war weggegangen, fanden indeß die Hunde den armen Hasen und zerbissen ihm durch den Rock das rechte Hinterbein, faßten ihn bei der Kehle und machten ihn todt. So wüthet der Papst und Satan, daß er auch die geretteten Seelen umbringt, und kehrt sich um meine Mühe und Arbeit nicht."

Stunden des Trübsinns und geistlicher Anfechtungen überfielen ihn. „Ihr mögt mir glauben, daß ich in dieser Einsamkeit und Müßigkeit tausend Teufeln unterworfen bin. Es ist viel leichter zu fechten wider den eingefleischten Teufel, das ist wider Menschen, als wider die geistlichen Mächte der Bosheit unter dem Himmel. Ich falle oft, aber die Rechte des Herrn erhält mich. — Der Teufel fing mit mir in meinem Herzen eine Disputation an; wie er mir denn manche Nacht bitter und sauer genug machen kann.“ Wie einst in Erfurt geistliche Anfechtungen ihn befallen und gequält hatten mit Zweifeln über das Heil seiner Seele: so trat nach den heldenmüthigen Tagen zu Worms in Aussicht neuer Kämpfe und unübersehbarer Ereignisse wohl in dieser Stille manchmal jene Bangigkeit an ihn heran, die auch den Kühnsten zu Zeiten überfällt im Angesicht einer welterschütternden Bewegung, die von ihm ausgegangen und auf sein Gewissen gelegt ist.

Aber zur selben Zeit, da er bitterlich seufzte: „Ich wollte lieber zu Ehren des göttlichen Wortes auf glühenden Kohlen liegen, als hier lebendig verfaulen!“ hat er seine beiden großen Schriftwerke begonnen: die Postille, nachmals sein liebstes Buch, geschrieben um die Legenden von den Kanzeln zu vertreiben und das lautere Evangelium auf dieselben zu bringen, und die Verdeutschung der heiligen Schrift. Die Wartburg, wie sie zu ihrem zweifachen, mittelalterlichen Ruhm, dem Sängerkrieg und der lieben heiligen Elisabeth, diese dritte Glorie empfing, ist im Ge-

dächtniß unseres Volkes mit diesem Gotteswerk eng verwachsen. Im Stillleben der Wartburg hat er die Uebersetzung des Neuen Testaments aus dem Griechischen vollendet. Um das Alte Testament aus dem Hebräischen herauszuholen, muß er auf Mitarbeiter warten, doch sendet er wie ein Pfand darauf seinen lieben Wittenbergern einen Psalm: „Dieweil ich nicht der Mann bin, der wie St. Paulus aus eigenen Geistes Reichthum könnt schreiben und tröſten, hab' ich mir vorgenommen, den 36sten Psalm, der voller Trost ist, zu verdeutschen und mit kurzen Glossen euch zu senden." Bald verkündeten auch kühne Streitschriften seinem Volke, daß der Luther nicht todt sei. Dem Ritter Franz von Sickingen schrieb er sein Büchlein von der Beichte, daß der Papst nicht Macht habe, sie zu gebieten, Zwang helfe zu nichts, wer recht bereue, beichte von selbst. Der Churfürst Albrecht von Mainz hatte in seiner Stadt Halle den Ablaßkram von neuem aufgerichtet. Luther verfaßte ein Büchlein „wider den Abgott zu Halle." Zuvor schrieb er dem Erzbischof: „Es hat ohne Zweifel Ew. Churf. Gnaden in gutem frischem Gedächtniß, wie ich an Ew. Churf. Gn. zweimal lateinisch geschrieben, das erste im Anfang des lügenhaftigen Ablasses, so unter Ew. Churf. Gn. Namen ausging, darinnen ich treulich warnte. Hat aber solche meine treue Vermahnung Spott und Undank für Dank erlangt. Hab' ich zum andernmal auf's unterthänigste geschrieben, mich erboten, Unterricht von Ew. Churf. Gn. zu nehmen: ist mir eine harte, unartige, unbischöfliche,

unchristliche Antwort worden. So denn die zwei Schriften nicht geholfen, lasse ich dennoch nicht ab, will dem Evangelium zu lieb noch die dritte Mahnung an Ew. Churf. Gn. auf deutsch thun, ob's helfen wollt."

„Es hat jetzt Ew. Churf. Gn. zu Halle wieder aufgericht den Abgott, der die armen einfältigen Christen um Geld und Seele bringet. Es denkt vielleicht Ew. Churf. Gn., ich sei nun von dem Plan, will vor mir sicher sein, und durch die Kais. Majestät den Mönch wohl dämpfen. Aber noch soll Ew. Gn. wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch die höllischen Pforten, geschweige denn Ungelehrte, Päpste, Cardinäle und Bischöfe. Ist derhalb meine unterthänigste Bitte, Ew. Churf. Gn. wolle das arme Volk unverführt und unberaubet lassen, sich einen Bischof, nicht einen Wolf erzeigen. Es ist lautbar genug geworden, wie Ablaß lauter Büberei und Trügerei sei, und allein Christus dem Volk soll gepredigt werden, daß Ew. Churf. Gn. nicht mag durch Unwissenheit entschuldigt werden."

„Ew. Churf. Gn. wollen eingedenk sein des Anfangs, welch ein greulich Feuer aus dem kleinen verachteten Fünklein worden ist, da alle Welt so sicher vor war und meinte, der einige arme Bettler wäre dem Papst unermeßlich zu geringe und nähme unmöglich Ding vor. Gott lebet noch, da zweifle nur Niemand an, kann auch einem Cardinal von Mainz widerstehen, wenn gleich viel Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sondere Lust die hohen Cedern zu brechen und die hochmüthigen, verstockten

Pharaones zu demüthigen. Denselbigen bitte ich wolle Ew. Churf. Gn. nicht versuchen noch verachten, seiner Kunst und Gewalt ist kein Maß."

„Ew. Churf. Gn. denke nur nicht, daß Luther todt sei: er wird auf den Gott, der den Papst gedemüthigt hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Cardinal von Mainz anfangen, deß sich nicht Viele versehen. Thut lieben Bischöfe euch zusammen, Junker mögt ihr bleiben, diesen Geist sollt ihr nicht schweigen noch täuben."

„Darum sei Ew. Churf. Gn. endlich und schriftlich angesagt: wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich christlicher Seligkeit zu gut mir das lassen eine dringende Ursach sein, Ew. Churf. Gn., wie den Papst, öffentlich anzutasten, solchem Fürnehmen fröhlich einzureden, und aller Welt anzuzeigen, den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Da mag sich Ew. Churf. Gn. nach wissen zu halten."

„Ich bitte Ew. Churf. Gn. wollen sich selbst behüten, mir Gunst und Raum lassen zu schweigen. Mir ist nicht Lieb noch Lust an Ew. Churf. Gn. Schande: aber wo nicht Aufhören ist Gott zu schänden und seine Wahrheit zu unehren, bin ich und alle Christen schuldig an Gottes Ehre zu halten, obgleich alle Welt, ich schweig ein armer Mensch, ein Cardinal, darob müßte zu Schanden werden. Schweigen werd' ich nicht und ob mirs nicht würde gelingen, hoffe ich doch, ihr Bischöfe sollt euer Liedlein nicht mit Freuden hinaussingen. Hierauf bitte und warte ich Ew. Churf. Gn. richtige schleunige Antwort

in 14 Tagen, denn nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommt eine gemeine Antwort. Und ob diese Schrift würde durch Ew. Churf. Gn. Rathleute unterschlagen, daß sie nicht zu Handen käme, will ich mich deß nicht lassen aufhalten. Rathleute sollen treu sein: so soll ein Bischof seinen Hof ordnen, daß vor ihn komme, was vor ihn kommen soll. Gegeben in meiner Wüstenei Sonntag den 1. Dec. 1521."

Der Cardinal-Erzbischof von Mainz hat hierauf innerhalb der bestimmten Frist geantwortet: „Lieber Herr Doctor, ich hab euren Brief empfangen und gelesen, und zu Gnaden und allem guten angenommen; versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Und will mich, ob Gott will, der Gestalt halten und erzeigen, als einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet; darum ich auch treulich bitte und lassen bitten will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nöthig der Gnaden Gottes; wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann, und täglich sündiget und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts guts an mir ist, und sowohl ein unnützer, stinkender Koth bin, als irgend ein anderer, wo nicht mehr. Das habe ich auf euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen. Denn euch Gnade und Gutes, um Christus willen, zu

erzeigen, bin ich williger denn willig. Brüderliche und christliche Strafe kann ich wohl leiden: hoffe, der barmherzige, gütige Gott werde hierinn fürder Gnade, Stärke und Geduld verleihen, seines Willens in dem und andern zu leben. Datum Halle am Tage Thomä Apostoli. Anno 1521.

Albertus
mit eigner Hand."

So schrieb der erste geistliche Fürst des Reichs aus dem hohen Hause der Hohenzollern an den gebannten und geächteten Mönch. Er hat sich immer mehr um die Politik als um die Religion bekümmert. Luther hat ihm auch damals nicht besonders getraut, wie aus dem Brief zu ersehen ist, den er hierauf an seinen gelehrten Freund Capito, der in des Churfürsten Diensten diesen Briefwechsel besorgte, erließ: „Wenn euer Cardinal den Brief von Herzen geschrieben hätte, lieber Gott, wie fröhlich, wie demüthig wollten wir ihm zu Füßen fallen. Ich will ihm nicht antworten, weil ich die Mittelstraße nicht sicher gehen kann, nicht loben noch schelten seine Aufrichtigkeit oder seine Gleisnerei. Von euch aber wird er Luthers Geist vernehmen." Der Churfürst von Mainz ist immer ein Feind der Reformation geblieben, nur daß er die Freiheit derselben seinem Erzbisthum Magdeburg verkauft hat gegen Bezahlung seiner Schulden.

Es wurde offenbar, daß der Geist, den Luther geweckt hatte, jetzt auch ohne ihn fortschreite, ja ohne seine mitten im Sturme maßvolle feste Hand ihn überschreite.

Luthers Universität stand in Blüthe, Tausende von Studenten strömten herbei, um das lautere Evangelium zu vernehmen. Die Augustiner zu Wittenberg hatten die sogenannten stillen Messen, die Seelenmessen, die täglich gehalten werden und denen meist keine Seele beiwohnt, in ihrem Kloster abgethan. Das billigte Luther und schickte ihnen darüber sein Büchlein vom Mißbrauch der Messen. „Ich empfinde täglich bei mir, wie gar schwer es ist, langwährige Gewissen und mit menschlichen Satzungen gefangen, abzulegen. O mit wie viel großer Mühe und Arbeit, auch durch gegründete heilige Schrift, hab' ich mein Gewissen kaum können rechtfertigen, daß ich Einer allein wider den Papst habe dürfen auftreten. Und darum, daß ich dies in mir empfunden und bedacht, hab' ich euch diesen meinen Brief wollen schreiben zu Trost und Stärke der Schwachen, die solchen Sturm und Gewalt des Widertheils und der verzagten Gewissen nicht können tragen." Nun wollte man statt der abgethanen Messe das heilige Abendmahl nach den Worten der Einsetzung des Herrn wieder einführen. Als einmal in der Pfarrkirche die Messe sollte gehalten werden, rissen anstürmende junge Leute die Meßbücher weg und trieben die Priester vom Altar. Der Churfürst befrug nach seiner Weise die Universität. Sie entschied sich für Abschaffung des Meßopfers. Carlstadt, eine nüchterne und doch unklare, redliche aber rücksichtslose Natur, ging zuerst auf den altchristlichen Brauch zurück. Im Kreis von 12 Genossen feierte er ganz nach dem Vorbild jenes unvergeßlichen

Abendes das heilige Abendmahl. Dann am Sonntag nach der Predigt, in welcher er die Nothwendigkeit der ursprünglichen Feier, auch in beiderlei Gestalt das heilige Abendmahl zu genießen, besprochen hatte, spendete er Allen, die kamen, den geweihten Wein und das Brot vom Tische des Herrn.

Immer stürmischer verlangte die gewonnene Wahrheit ihre Verwirklichung im Leben. In der Schrift an den christlichen Adel hatte Luther darauf hingewiesen, welches Elend durch das Eheverbot der Priester über die Christenheit gekommen sei, und daß es nicht gegründet sei in der heiligen Schrift. Da traten zwei Pfarrer, Jacob Siedler und Bartholomäus Bernhardi, Propst zu Kemberg, in die Ehe mit der Berufung auf die Ungültigkeit jedes päpstlichen Decretals, das etwas wider die Schrift verlange. Siedler, dessen Pfarrei im Gebiet des Herzog Georg lag, ward in's Gefängniß geworfen, Churfürst Friedrich ließ den Pfarrer Bernhardi gewähren.

Noch lag ein Schritt zwischen der Aufhebung des Eheverbots der Priester und des Kloster-Gelübdes. Nur allmählich that Luther diesen Schritt unter Herzensangst, endlich durch Forschen in der Schrift zur Ueberzeugung gelangt. Als er einst in's Kloster gegangen war, war's eine bittere Kränkung für seinen Vater. Nun widmet er ihm das Büchlein: „Von den Klostergelübden, an Hans Luther, seinen lieben Vater, Martinus Luther sein Sohn.“ Darin will er darthun, mit was Zeichen, Kräften und Wunderwerken Christus uns von der

Möncherei erlöset hat und mit großer Freiheit begnadigt. „Willst du mich noch aus der Möncherei reißen? Denn du bist ja noch Vater und ich bin noch Sohn. Auf deinem Theil steht göttlich Gebot und Gewalt, auf meinem Theil menschlicher Frevel. Willst du mich noch aus der Möncherei nehmen? Aber damit du dich nicht darfst rühmen, ist dir Gott zuvorgekommen und hat mich selbst herausgenommen. Was thut's dazu, ob ich ein Kappe trage oder nicht? Macht Kappe und Platte Mönche? Darum bin ich nun ein Mönch und doch nicht ein Mönch, und eine neue Creatur nicht des Papstes, sondern Christi. Und ich hoffe, er habe euch also euren Sohn genommen, daß er vielen andern seinen Söhnen durch mich jetzt anhebt zu helfen." Die Klostergelübde sind nicht auf Gottes Wort gegründet, sind wider Glauben und christliche Freiheit, wider die Gebote Gottes und wider die Vernunft. Alles, was man im Klostergelübde verspricht, Armuth, Gehorsam, Keuschheit, läßt sich auch außerhalb des Klosters erfüllen und dann ist's frei und gut. Darum muß man vor allen Dingen prüfen, ob man das Gelübde gethan habe im gottlosen oder im frommen Sinn. „Darum bitte ich hier herzlich um Gottes und Christi willen Alle, die meines Raths brauchen werden, die Möncherei und Nonnerei verlassen und wieder zur Freiheit kommen wollen, daß sie vor allen Dingen ihr Gewissen untersuchen und prüfen."

Zu Wittenberg ward ein Convent aller Augustiner aus Thüringen und Meißen gehalten, deren Entscheidung

auch der Churfürst beitreten will. Es ging die Rede: in einer Mönchskutte kannst du nicht selig werden. Man fand das rechte: die Freiheit. Klostergelübde sind nicht sündlich, aber unnöthig, darum auch die Gelübde lösbar. Wer im Kloster und in der Kutte bleiben will, der bleibe, wer gehen will, soll die Freiheit nicht mißbrauchen. Betteln und Todtenmessenlesen darf Niemand. Dreizehn Augustiner verließen das Wittenberger Kloster, im folgenden Jahr war nur noch der Prior und Luther zurückgeblieben.

Noch war Luther auf der Wartburg. „Ach, wer zu Wittenberg wäre", seufzte er einmal über Tisch in Gedanken versunken. Dort bereiteten sich Dinge vor, die bald in drohenden Gestalten sich erheben sollten: ein neuer Feind, gefährlicher fast als das Papstthum, weil er sich die Vollendung des Wegs nannte, auf welchem Luther zaghaft stehen geblieben sei, und doch ein Zerrbild der Wahrheit.

In Erinnerung husitischer Gesinnung, wohl auch im unmittelbaren Zusammenhang mit Böhmen, hatte sich in Zwickau um den Tuchmacher Klaus Storch eine Sekte gebildet, die, von einer Kirche sich lossagend, in welcher die Wahrheit nicht zu finden sei, bald auf den Buchstaben der Schrift zurück, bald über die Schrift hinausgehend, nur auf den Geist sich berief. Sie fühlten sich in ganz besonderer Weise gottbegeistert und waren überzeugt, Gott selbst rede mit ihnen. Sie erklärten sich daher für berechtigt, nach diesen göttlichen Eingebungen die Welt in gründlichster Weise umzugestalten. Aus Zwickau vertrieben, hatten diese

Schwärmer in Wittenberg ihr Reich begonnen im Gefühl einer Verwandtschaft mit der reformatorischen Bewegung und in der Hoffnung, dort Anhang zu finden. Sie gewannen zunächst den ungestümen Carlstadt. Wie er in der Umgestaltung des heiligen Abendmahls vorangegangen war, wie er mit absichtlichem Gepränge Hochzeit gehalten hatte, so war er auch jetzt bereit, die Vorschriften der heiligen Schrift nach seinem Mißverstand in aller Strenge anzuwenden und doch zugleich dem Geist allein sich zu vertrauen. Die Stellen des Alten Testaments, die von Abgötterei handeln, bezog er auf die heiligen Bilder. Mit einer aufgeregten Schaar Studenten drang er in die Kirchen ein, riß die Bilder von den Wänden und vom Altar das Kreuz, zerschlug sie mit der Axt und warf sie in das Feuer. Im alleinigen Vertrauen auf göttliche Eingebung verwarf er alle Gelehrsamkeit; der gelehrte Professor schickte seine Zuhörer nach Hause. Die Schwärmer verkündeten: Jeder Gläubige soll von Gott belehrt sein, und jeder ist berechtigt, nach dieser Belehrung zu handeln. Hierdurch war alles bestehende Gesetz und das Ansehen der weltlichen Obrigkeit bedroht. Anfangs waren doch viele Gemüther schwankend. So Gewaltiges hatte sich in den letzten Jahren begeben, man war gefaßt, noch Wunderbareres zu sehen. Melanchthon berichtet dem Churfürsten: „Ich habe sie selbst vernommen, sie geben Wunderdinge von sich aus, nehmlich sie seien mit heller Stimme von Gott zu lehren gesandt, haben ganz vertrauliche Gespräche mit Gott, sehen zukünftige Dinge und kurz, sie

seien prophetische und apostolische Männer. Wie sehr mich solches bewege, kann ich nicht wohl beschreiben. Ich habe in Wahrheit wichtige Ursachen, daß ich sie nicht verachten soll, denn daß in ihnen Geister seien, erscheint aus vielen Gründen, wovon aber Niemand leichtlich ein Urtheil fällen kann, als Martinus. Wenn nun der Kirchen Ehre und Friede in Gefahr stehet, so ist auf alle Weise dahin zu trachten, daß diese Leute mit Martino zu reden kommen, zumal sie sich auf ihn berufen."

Der Churfürst aber fürchtete Luthers Rückkehr nach Wittenberg, denn er meinte, ihn wider die Reichsacht nicht schützen zu können. Und doch wußte er selbst nicht, was denken von den neuen Propheten. Wenn doch der Geist des Herrn aus ihnen spräche! „Das ist ein großer und wichtiger Handel, und den ich als Laie nicht verstehe. Aber ehe ich wollte mit Wissen wider Gott handeln, eher wollte ich einen Stab in meine Hand nehmen und davon gehen." Die Propheten begannen auch die Kindertaufe, als wider die Schrift, zu verwerfen; Melanchthon wußte sie nicht zu widerlegen.

Von alle dem hörte Luther. Er schrieb an Melanchthon: „Die Propheten von Zwickau laßt euch nicht irre machen. Ihr habt ja die Schrift, die euch sicher macht, daß ihr nicht sündiget. Laßt euch nicht zu schnell mit ihnen ein und prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Unterdessen wird Gott geben was zu thun sei. Mir ist zum wenigsten dem ersten Ansehen nach ganz verdächtig, daß sie Gespräche mit Gott von hohen Dingen vorgeben.

Erkundigt euch nach ihrem heimlichen Geist, fragt, ob sie in geistliche Angst kommen, ob sie von göttlicher Geburt, Tod und Hölle wissen? Wenn ihr lauter liebliche, ruhige, andächtige und heilige Dinge hört, wenn sie auch sprächen, daß sie im dritten Himmel entzückt werden, so haltet es nicht für sicher, denn es mangelt das Zeichen des Menschensohnes, des Gekreuzigten, der einzige Prüfstein, der allein die Christen erforscht und die Geister unterscheidet." An die Stadt Wittenberg schrieb er über die Neuerungen: „Ich kann nicht allewege bei euch sein, Gott hat euch das Wort rein gegeben. Dennoch spüre ich bei euch gar keine Liebe, wie viel mehr sind die zu dulden von euch, die das Wort nie gehöret haben. Wir haben noch viel Brüder und Schwestern, die zu Leipzig, im Lande Meißen und sonst umher wohnen, die müssen wir auch mit zum Himmel haben. Man hat diesen Handel mit den Fäusten angegriffen, das gefällt mir gar nicht, daß ihr's wißt."

Dann mahnt er sie, wie Paulus, diejenigen mit Milchspeise zu nähren, die noch jung im Glauben sind, und sich vor Aergerniß zu hüten um der Schwachheit willen. Aber es läßt ihm keine Ruhe mehr auf der Wartburg. Er meldet dem Churfürsten sein Kommen. Dieser bittet ihn, schriftlich seine Ansicht über die Neuerungen zu geben und nicht nach Wittenberg zu kommen, er könne ihn dort nicht schützen. Aber Luther sah das Werk, das ihm von Gott aufgetragen war, in Gefahr; alle persönlichen Rücksichten verschwinden. Als Rittersmann, um unerkannt zu sein, weil er durch das Gebiet

des feindseligen Herzog Georg mußte, macht er sich auf. Im Bewußtsein seiner göttlichen Berufung ging er getrost der Zukunft entgegen. So trafen ihn, den Unbekannten, zwei Schweizer Studenten zu Jena im Gasthof zum Bären am Dienstag in der Fastnacht. Da saß er, ein Reitersmann, die Hand auf den Knopf seines Schwertes gestützt, vor sich auf dem Tisch den Psalter. Freundlich lud er die Studenten ein, sich zu ihm zu setzen und mit ihm zu trinken. Der eine der beiden Studenten hat das Gespräch aufgezeichnet in seinem Tagebuch. „Bald fing der Reiter an zu fragen, wannen wir gebürtig wären? Doch gab er ihm selbst Antwort: ihr seid Schweizer. Wannen seid ihr aus dem Schweizerland? Antworten wir: von St. Gallen. Sprach er: Wenn ihr gen Wittenberg kommt, findet ihr dort gute Landsleut, nehmlich Doctor Hieronymus Schurfen und seinen Bruder Doctor Augustin. Sagten wir: Wir haben Briefe an sie. Fragten wir ihn: Mein Herr, wüßtet ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martin Luther jetztmalen zu Wittenberg oder an welchem Ort er doch sei? Antwortet er: Ich hab' gewissen Bescheid, daß der Luther jetztzumalen nicht zu Wittenberg, er soll aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist da, der lehret die griechische Sprache, so auch andere, die hebräisch lehren, welche beide ich euch in treuen rathen wollt, zu studiren; denn die heilige Schriften zu verstehen, sie bevor nothwendig sind. Sprachen wir: Gott sei gelobt, denn wir, so Gott unser Leben fristen wird, nicht rasten wollen, bis wir den Mann sehen

und hören werden. Lieber, fragt er uns, was hält man von dem Luther im Schweizerland? Mein Herr, antwort' ich, es sind mancherlei Meinungen. Etliche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er die Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrthümer zu erkennen geben hat; etliche aber verdammen ihn als einen unleidigen Ketzer, und zumal die Geistlichen. Sprach er: Ich verseh mich wohl, es sind die Pfaffen. Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, also daß mein Mitgesell das Büchlein, das vor ihm lag, aufhob, sperrt es auf, da war es ein hebräischer Psalter. Da legt er es alsbald wieder hin und sprach: Ich wollt einen Finger meiner Hand drum geben, daß ich mich dieser Sprache verstünd. Antwortet der Reiter: Ihr mögt es wohl ergreifen, wo ihr anders Fleiß anwendet, denn auch ich begehr weiter zu lernen und mich täglich darin übe." Der Wirth kommt zum Tisch und hört der Studenten Begier nach Doctor Luther. Er winkt den einen vor die Thür. Der ist's, der bei euch sitzt, spricht er. Der Student nimmt das Wort gespöttweis an, raunet es aber seinem Gesellen zu, der es auch nicht glauben will: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten und hast ihn nicht recht verstanden." Nun meinen sie Beide, es sei der Hutten. Indeß kommen zwei Kaufleute. Der Ritter bestellt die Mahlzeit mit für die Studenten. Unter dem Essen aber thut er viel gottselige freundliche Reden, daß die Kaufleute und die Studenten mehr seiner Worte, denn aller Speisen achteten. Seufzend spricht er von

den Beschwerungen deutscher Nation. Doch ist er der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr bei unsern Kindern und Nachkommen Frucht bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrthum vergiftet sind, sondern jetzund auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzet werden. Zuletzt nahm der Ritter ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen. „Und wie ich das Glas empfangen will, verändert er das Glas, bot dafür einen Krug mit Wein, sprechend: Das Bier ist euch ungeheimisch, trinket den Wein. Mit dem stund er auf, warf den Wappenrock auf seine Achsel und nahm Urlaub, bot uns seine Hand und sprach: Wenn ihr gen Wittenberg kommt, grüßt mir den Doctor Hieronymus Schurfen. Sprachen wir: Wollen es willig thun, aber wie sollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verstände? Sprach er: Saget ihm nicht mehr, denn das: der da kommen soll, lässet euch grüßen, so verstehet er die Worte bald. Also verschied er von uns in seine Ruh."

Am folgenden Abend bei dem Geleitsmann in Borne schrieb Luther an seinen Churfürsten: „Ew. Churfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir zukommen auf Freitag zu Abend, als ich auf morgen Sonnabend wollt' ausreiten. Und daß es Ew. Churf. Gn. auf's allerbeste meinen, bedarf freilich bei mir weder Bekenntniß noch Zeugniß, denn ich mich deß, soviel menschliche Erkenntniß gibt, gewiß achte. Wiederum aber da ich's auch

gut meine, dünkt mich, ich wisse es aus höherer denn aus menschlicher Erkundigung. Was ich geschrieben habe, ist aus Sorge geschehen, daß ich Ew. Churf. Gn. wollt trösten, nicht meiner Sach halben, davon ich zumal keinen Gedanken hatte, sondern des ungeschickten Handels halben, zu Wittenberg, zu großer Schmach des Evangelii durch die Unsern entstanden. Mich hat der Jammer also getrieben, daß, wo ich nicht gewiß wäre, daß lauter Evangelium bei uns ist, hätte ich verzagt an der Sache. Alles, was bisher mir zu Leide gethan ist in dieser Sache, ist Schimpf und nichts gewesen. Ich wollt's auch, wenn es hätte sein können, mit meinem Leben gern erkauft haben. Denn es ist also gehandelt, daß wir's weder vor Gott noch vor der Welt verantworten können, und liegt doch mir auf dem Halse und zuvor dem heiligen Evangelio. Das thut mir von Herzen wehe. Von meiner Sach aber, gnädigster Herr, antwort ich also: Ew. Churf. Gn. weiß oder weiß Sie es nicht, so laß Sie es Ihr hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, daß ich mich wohl hätte mögen, wie ich denn hinfort thun will, einen Knecht und Evangelisten rühmen und schreiben. Daß ich mich aber zu Verhör und Gericht erboten habe, ist geschehen, nicht daß ich daran zweifelte, sondern aus übriger Demuth die Andern zu locken. Nun ich aber sehe, daß meine zu viele Demuth gelangen will zur Niedrigung des Evangelii, und der Teufel den Platz ganz einnehmen will, wo ich ihm

nur eine Handbreit räume, muß ich aus Noth meines Gewissens anders dazu thun. Ich hab' Ew. Churf. Gn. genug gethan, daß ich dieses Jahr gewichen bin, Ew. Churf. Gn. zu Dienst. Denn der Teufel weiß fast wohl, daß ich's mit keinem Zag gethan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms einkam, daß, wenn ich hätte gewußt, daß soviel Teufel auf mich gehalten hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden. Nun ist Herzog Georg noch weit ungleich einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der abgründlichen Barmherzigkeit uns durch's Evangelium hat gemacht freudige Herrn über alle Teufel und Tod und uns gegeben den Reichthum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: herzliebster Vater! kann Ew. Churf. Gn. leicht ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herrn über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sache zu Leipzig also stünde, wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hineinreiten, wenn's gleich neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wäre neunfach wüthender, denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten; das kann mein Herr und ich eine Zeit lang wohl leiden. Ich will Ew. Churf. Gn. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georgen habe nicht nur einmal gebeten und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal beten und weinen, darnach nimmermehr. Ich wollt Herzog Georgen

schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht. Solches sei Ew. Churf. Gn. geschrieben der Meinung, daß Ew. Gn. wisse, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz, denn des Churfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Churf. Gn. Schutz zu begehren. Ja ich halt', ich wollte Ew. Churf. Gn. mehr schützen, denn Sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Churf. Gn. könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert rathen oder helfen: Gott muß sie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spür', daß Ew. Churf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Ew. Churf. Gn. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte. Daß nun auch Ew. Churf. Gn. begehrt zu wissen, was Sie thun solle in diesen Sachen, sintemal Sie es acht, Sie habe viel zu wenig gethan: antworte ich unterthäniglich: Ew. Churf. Gn. hat schon allzuviel gethan und sollt gar nichts thun; denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Churf. Gn. oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben; da mag sich Ew. Churf. Gn. nach richten. Glaubt Ew. Churf. Gn. dies, so wird Sie sicher sein und Frieden haben, glaubt Sie nicht, so glaube doch ich, und muß Ew. Churf. Gn. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil denn ich nicht will Ew.

Churf. Gn. folgen, so ist Ew. Churf. Gn. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew. Churf. Gn. sich also halten: nehmlich der Obrigkeit, als ein Churfürst, gehorsam sein und Kaiserliche Majestät lassen walten in Ew. Churf. Gn. Städten und Ländern, an Leib und Gut, wie sich's gebührt nach Reichsordnung und ja nicht wehren, noch widersetzen der Gewalt, so sie mich fahen oder tödten will. Denn die Gewalt soll Niemand brechen noch widerstehen, denn allein der, der sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung wider Gott. Ich hoff' aber, sie werden der Vernunft gebrauchen, daß sie Ew. Churf. Gn. erkennen werden als in einer höheren Wiegen geboren, denn daß Sie selbst sollt Stockmeister über mir werden. Wenn Ew. Churf. Gn. die Thore offen läßt und das freie churfürstliche Geleit hält, wenn sie selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat Ew. Churf. Gn. dem Gehorsam genug gethan. Christus hat mich nicht gelehrt mit eines andern Schaden ein Christ sein. Werden sie aber ja so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Churf. Gn. selbst die Hand an mich lege, so will ich Ew. Churf. Gn. alsdann sagen, was zu thun ist. Ich will Ew. Churf. Gn. vor Schaden und Fahr sicher halten an Leib, Gut und Seele meiner Sachen halben, es glaube es Ew. Churf. Gn. oder glaub's nicht. Hiermit befehle ich Ew. Churf. Gn. in Gottes Gnaden. Weiter wollen wir auf's schierst reden, so es noth ist, denn diese Schrift hab' ich eilend abgefertigt, daß nicht Ew. Churf. Gn. Betrübniß

anführe von dem Gehöre meiner Ankunft, denn ich soll und muß Jedermann tröstlich und nicht schädlich sein, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein andrer Mann denn Herzog Georg, mit dem ich handle, der kennet mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Churf. Gn. glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen; weil sie aber nicht glaubt, so hat sie auch noch nichts gesehen."

In diesem Gefühl, von Gott berufen zu sein, kam Luther nach Wittenberg. Angekommen schrieb er einem Freund: „Der Satan wüthet, und die Nachbarn toben allenthalben und drohen mit weiß nicht wieviel Tod und Höllen. Nun ist er auch in meine Hürde gefallen sie zu verderben. Darum habe ich mich selbst lebendig mitten in des Kaisers und des Papstes Grimm hinein werfen müssen, ob ich den Wolf aus dem Schafstall vertreiben möchte, bin also nun mit keinem Schutz als dem von oben versehen, sondern lebe mitten unter den Feinden, welchen Macht gegeben ist, mich alle Stunden zu erwürgen. Ich tröste mich aber, also, daß ich weiß, Christus ist ein Herr über Alles, dem der Vater Alles unter seine Füße gethan hat, auch des Kaisers Zorn und alle Güter der Hölle. Will er mich lassen tödten, so gescheh's in seinem Namen; will er aber nicht, wer will mich erwürgen? Stehet mit den Euren dem Evangelio bei mit Gebet, denn ich sehe, daß der Satan damit umgehe, nicht allein das Evangelium zu vertilgen, sondern auch ganz Deutschland mit seinem eigenen Blut zu überschwemmen. Betet

demnach, lasset die Euren beten, ja lasset uns Alle beten, denn es ist Ernst vorhanden, und der Teufel begehrt unser."

Mitten im Sturm der Bewegung erhob Luther seine Stimme. Acht Tage hintereinander hat er zum Frieden gepredigt, der nur durch Liebe und Duldung zu gewinnen sei. Alle Menschen sind Kinder des Zorns; die Erlösung in der Rechtfertigung kommt durch den Glauben, aber der Glaube ohne die Liebe ist nichtig. Gottes Reich steht in der Kraft und in der That. Nicht Alle sind gleich stark im Glauben, darum ist Geduld von Nöthen. „Macht mir nicht aus dem Freisein ein Mußsein, wie ihr jetzt gethan habt, auf daß ihr nicht für diejenigen, so ihr durch eure lieblose Freiheit verleitet habt, Rechenschaft geben müßt. Das Wort hat Himmel und Erde und alle Dinge geschaffen, dasselbige Wort muß es hier auch thun, und nicht wir armen Sünder. Summa Summarum predigen will ich's, sagen will ich's, schreiben will ich's: aber zwingen und dringen mit Gewalt will ich Niemand; denn der Glaube will willig und ungenöthigt sein und ohne Zwang angenommen werden. Nehmt ein Exempel an mir. Ich bin dem Papste, dem Ablaß und allen Papisten entgegengestanden, aber mit keiner Gewalt, mit keinem Frevel, sondern Gottes Wort habe ich allein getrieben, gepredigt hab' ich's, geschrieben hab' ich's; sonst habe ich gar nichts dazu gethan. Ich bin stille gesessen und habe das Wort lassen handeln. Was Gott frei gemacht hat, das soll der Mensch nicht unfrei machen.

Darum muß sich ein jeglicher halten, daß er seinen Nächsten nicht ärgere."

Ueber die Bilder macht er den alten Unterschied zwischen verehren und anbeten. „Ihr sollt merken, daß kein äußerlich Ding dem Glauben schaden mag, noch irgend ein Nachtheil zufügen kann: allein darauf muß man Achtung haben, daß das Herz nicht an äußeren Dingen hange. Wollten wir Alles verwerfen, was man mißbraucht, was für ein Spiel würden wir anrichten! Der Wein und die Weiber bringen manchen in Herzeleid, machen viel Narren und wahnsinnige Leute: wollen wir darum den Wein wegschütten und die Weiber umbringen!" In der Beichte unterscheidet er die Buße, öffentlich vor der Gemeinde wie es geschah in der Urzeit der Kirche: „Wer diese Beichte könnte wiederum aufrichten, der thäte ein köstlich gut Werk. Zum andern die Beichte, da wir Gott allein unsere Sünden klagen; es ist uns alle Stunden und alle Augenblicke groß von nöthen. Zum dritten, da einer dem andern beichtet." Diese Beichte habe der Papst geboten und einen Nothfall daraus gemacht, dem Priester zu beichten. Solchen Zwang habe er verworfen, wolle sich dennoch die heimliche Beichte von Niemand nehmen lassen, noch sie um der ganzen Welt Schätze hingeben, denn er wisse, was für Stärke und Trost sie ihm gebracht habe. In Sachen der Messe verwarf er das ungestüme Verfahren der Neuerer, aber billigte die Einführung des heiligen Mahles unter beiderlei Gestalt.

Die Gemeinde hörte auf die Stimme des treuen Hirten. Mit den Propheten, den Schwarmgeistern, wie Luther sie nannte, hat er kurzen Proceß gemacht, ihm war's sofort klar, daß sie nicht aus Gottes, sondern aus eigner oder des Teufels Eingebung handelten. „Der Gott, den ich anbete und dem ich diene, wird euren Gott wohl wissen im Zaum zu halten, daß nichts von alledem geschehe.“ So hat er sie weggewiesen, und sie sind im Unwillen geschieden.

Auch Carlstadt, der sich ganz den Aufrührern hingegeben hatte, verließ Wittenberg. So war wenigstens hier am Sitze der Reformation der Friede zu neuer Arbeit gewonnen.

Achtes Kapitel.

Deutschlands Spaltung. Adels- und Bauernkrieg.

Unter schweren Kämpfen ging die Reformation in Deutschland siegreich ihren Weg. Hatte man die Lehre der apostolischen Kirche wieder herstellen wollen, so schien auch die apostolische Zeit mit ihren Verfolgungen und mit der Glorie der Märtyrer wiedergekommen zu sein.

Am 1. Juli 1523 bestiegen zwei junge Augustiner, Heinrich Voës und Johann Esch, in Brüssel den Scheiterhaufen, die ersten Märtyrer der Reformation. Sie bekannten, durch Luther verführt worden zu sein, wie die Apostel durch Christum. „O Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich unser!“ rufen sie, und die Flammen schlagen über ihren Häuptern zusammen. Luther schrieb an die Christen in Holland und Brabant. „Seid getrost und fröhlich in Christo und laßt uns danken seiner großen Zeichen und Wunder, so er angefangen hat unter uns zu thun. Gott sei gelobt in Ewigkeit, daß wir erlebt haben, rechte, heilige und wahrhafte Märtyrer zu sehen und zu hören, die wir bisher soviel falscher Heiligen erhoben und angebetet haben.“

Die laß man lügen immerhin,
Sie haben's keinen Frommen;
Wir sollen danken Gott darin
Sein Wort ist wieder kommen.
Der Sommer ist hart für der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehen herfür:
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden."

In Oesterreich und in Baiern wüthete die Verfolgung, jede Regung der neuen Lehre soll erstickt werden. Gespräche zu Luthers Gunsten im Wirthshaus sind Grund zu Gefängniß und Tod. Prediger werden gehängt oder mit der Zunge an den Galgen genagelt, ein ketzerischer Buchhändler mit seinen Büchern verbrannt. Leonhard Kaiser war geflohen, als er zurückkehrt an das Bett des sterbenden Vaters, wird er zu Passau ergriffen. Aus den Flammen tönten seine Worte: „Jesu ich bin dein, mache mich selig!" Luther schreibt: „Ach ich elender Mensch, wie gar ungleich bin ich dem lieben Herrn Leonhard Kaiser. Mehr thue ich nicht, denn daß ich das Wort lehre, predige, mit vielen Worten davon rede und schreibe; er hat sich bewiesen als ein rechter gewaltiger Thäter desselbigen Wortes. Er heißt nicht allein König, sondern billig Kaiser und führet solchen Namen mit allen Ehren, denn er hat den überwunden, deß Gewalt so groß ist, daß ihr keine auf Erden mag verglichen werden."

Fielen Einzelne der Wahrheit zum Opfer, so fielen doch Städte und Länder ihr zu. Churfürst Friedrich

schützte seine Unkenntniß vor in theologischen Händeln und ließ der Reformation in seinem Lande die freie, ruhige Entwicklung. Von der Universität brachten die Studenten die evangelische Lehre mit heim. Wie in Wittenberg, so wurden in Magdeburg, Osnabrück, Altenburg, Nürnberg die Pforten der Klöster geöffnet und die Winkelmessen abgestellt. Polenz, Ordensbischof von Samland, predigte in Königsberg das Evangelium. Andere Bischöfe duldeten doch Prediger der neuen Lehre. In jeder bedeutenderen Stadt traten muthige Vorkämpfer auf, nicht nur Gelehrte und Prediger, auch Laien, selbst Handwerker. Wo keine Kirche ihnen offen steht, predigen sie im Freien, auf dem Markte, von einer Anhöhe herab, unter der Linde des Dorfes.

Da schien es, als ob auch die weltlich höchste Macht in Deutschland der Reformation den Weg öffnen wollte. Der Kaiser war in Spanien. Zu Nürnberg tagte das Reichsregiment. Leo X war gestorben. Hadrian VI, ein Niederländer, einst Kaiser Karls Lehrer, dachte noch auf dem päpstlichen Stuhl gern an seinen Lehrstuhl auf der Universität Löwen. Er war ein redlicher, frommer Mann und kannte das Verderben der Kirche. Sein Gesandter Chieregati überbrachte dem Reichsregiment das Versprechen einer nothwendigen Reformation an Haupt und Gliedern, forderte aber zuvor Vollstreckung des Wormser Edictes wider Luther. Die Reichsstände antworteten mit Bedauern über die Irrungen in der christlichen Kirche während der letzten Jahre, aber die Vollstreckung des Wormser Edictes

sei unmöglich, sie würde große Empörung wider die Obrigkeit erwecken. Durch Luthers Schriften sei man über die Beschwerung der deutschen Nation erst recht unterrichtet worden. Die Beschwerden abzustellen, solle ein frei christlich Concilium innerhalb eines Jahrs in einer deutschen Stadt gehalten, bis dahin solle nichts gelehrt werden als das lautere Evangelium, sanftmüthig, nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften. Das Uebergewicht der evangelischen Sache im Reichsregiment war offenbar.

Luthers Freunde hielten dafür, daß durch diesen Beschluß Acht und Bann gegen ihn für ungültig erklärt sei. Große Hoffnungen bewegten das deutsche Volk. Aber gegen das Reichsregiment selbst regte sich Unzufriedenheit zunächst der Städte.

Im Herbst 1523 starb Hadrian, ihm folgte Clemens VII, aus dem glänzenden Hause der Medici, ein politischer Papst; das Papstthum sollte der fürstlichen Macht seines Hauses dienen. Der Reichstag zu Nürnberg beschloß, daß demnächst auf einem Tag zu Speyer das Reich selbst die kirchlichen Angelegenheiten ordnen wolle, bis dahin aber das Wormser Edict gehalten werde, soweit jedem Reichsstande möglich sei. Gegen diesen drohenden Beschluß gelang es dem päpstlichen Legaten Campeggio die noch katholischen Mächte in Deutschland zu vereinigen: den Erzherzog Ferdinand, den Bruder des Kaisers, der als römischer König sein Stellvertreter in Deutschland werden sollte, die Herzöge von Bayern, denen

der Papst aus dem Kirchengut ihres Landes reiche Verwilligungen machte, und den größten Theil der deutschen Bischöfe. Diese katholische Partei der Fürsten schloß im Juli 1524 auf einem Tage zu Regensburg einen Bund gegen die Wittenberger Neuerungen. Der alte Gottesdienst soll ungeändert erhalten, den Studenten der Besuch von Wittenberg bei Verlust aller bürgerlichen Rechte verboten werden. Der Kaiser verbot die Versammlung zu Speyer. Die entgegengesetzten Beschlüsse von Nürnberg und Regensburg waren der Anfang der Spaltung von Deutschland.

Zu dieser Zeit ging eine drohende Gährung durch das Landvolk. Voraus war dem ein Adelskrieg gegangen gegen das Fürstenthum, sein Held Franz von Sickingen. Der gesammte Adel vom Oberrhein und in Franken, zu Schutz und Trutz verbunden, hatte den reichen, mächtigen und kühnen Ritter zum Hauptmann des Bundes erwählt. Seine Ebernburg, wo jeder von ungerechter Gewalt Bedrohte Schutz fand, hieß eine Herberge der Gerechtigkeit. Hier wurde das Abendmahl mit dem Kelch in deutscher Sprache gespendet. Sickingen rechnete bei seinem Kriegszug gegen den geistlichen Churfürsten von Trier auf die religiöse Bewegung im Volke. Er verkündete den Unterthanen des Erzbischofs die Erlösung von dem schweren unchristlichen Gesetz der Pfaffen und die Predigt der evangelischen Wahrheit. Der Kriegszug mißglückte, da der bedrohte Kirchenfürst Bundesgenossen fand am Churfürst von der Pfalz und am Landgraf von Hessen. Die

verbündeten Fürsten folgten der zurückgeschlagenen Ritterschaft, ihre Burgen wurden geschleift, das Ritterthum unterlag der neuen Kriegsführung. Nach heldenmüthiger Vertheidigung wurde Landshut, wo Sickingen sich verschanzt hatte, genommen. Der Landgraf und der Churfürst von Trier fanden ihn todwund, sterbend, bereit einem größeren Herrn Rede zu stehen. Dem Caplan will er nicht beichten: „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“ Ulrich von Hutten wurde in seinen Untergang mit hineingerissen. Er suchte, geächtet, eine Freistätte in der Schweiz; auf einer Insel des Züricher Sees fand er ein Grab.

Der Bauernstand war schwer bedrückt, Bauernaufstände sind auch vorher gewesen. Noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts die Erneuerung des Bundschuh im Breisgau und der arme Kunz in Würtemberg. Das Evangelium von der Freiheit eines jeden Christenmenschen, so ganz anders als es Luther gemeint, war in's Volk gedrungen. Des Papstes Joch war abgeschüttelt, die aber Christi Joch auf sich zu nehmen nicht Lust hatten, wollten auch die weltliche von Gott geordnete Obrigkeit nicht mehr dulden. Die Vorschriften zumal des Alten Testaments wurden buchstäblich angewendet. Carlstadt gestattete einem Mann zwei Weiber, nach dem Recht und Vorbild des Abraham. Luther meinte, in kurzem werde man in Orlamünde, wo sein vormaliger College hauste, auch die Beschneidung einführen. Ein Anderer verwarf nach dem Evangelium alles Leihen auf Zinsen, noch ein

Andrer jedes Eigenthum. Die Umgestaltung soll eine gründliche sein, mit dem Schwert werde die neue Ordnung hergestellt, nur aus Gläubigen soll das neue Reich bestehen. Ganz anders dachte Luther: „Der barmherzige Gott behüte mich ja vor der Kirche, darin lauter Heilige sind. Ich will da bleiben, wo es Schwache, Niedrige, Kranke gibt, welche die Sünde kennen und empfinden, welche unablässig nach Gott seufzen und schreien aus Herzensgrund, um seinen Trost und Beistand zu erlangen." Ihm graute vor diesen Schreckgestalten: aber die Freiheit des Gedankens, die er für sich gefordert, will er auch andern zugestehen. „Man lasse sie nur getrost und frisch predigen, was sie können, und wider wen sie wollen, denn das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Ist ihr Geist recht, so wird er sich vor uns nicht fürchten. Ist der unsre recht, so wird er sich auch nicht vor ihnen fürchten. Man lasse die Geister auf einander platzen und treffen. Wo sie aber wollen schlagen mit der Faust, da sollen Ew. Churfürstliche Gnaden zugreifen und ihnen stracks das Land verbieten."

Bald schlug man zu mit der Faust, mit Feuer und Schwert. Im Schwarzwald brach der Aufstand los, es war hoher Sommer 1524, die Ernte mißrathen. Zur Kirchweih in Waldshut erschien der Bauer Hans Müller von Butzenbach an der Spitze einer aufgeregten Bauernschaar; schwarz, roth, weiß war die Fahne, an welcher die evangelische Brüderschaft der Bauern deutscher Nation sich erkennen wollte. Im Sturm zogen sie durch's Land,

Grafen, Herren, Bischöfe, Aebte mußten sich unterwerfen. Den Herbst, den Winter hindurch dauerte der Aufstand. Nicht mehr zum Gottesdienst, nur zum Sturme ward die Glocke geläutet.

Da schrieb Luther: „Weh und aber weh euch verdammten falschen Propheten, die ihr das arme einfältige Volk zu solchem Verderben ihrer Seelen und vielleicht auch Verlust Leibes und Gutes verführet. Denn welcher Bauer in solchem Fürnehmen gefunden oder umgebracht wird, der wird als ein treuloser, meineidiger Räuber, Mörder, Gotteslästerer und Christusfeind erwürget. Darum lieben Bauern, laßt ab, hört und laßt euch sagen: ihr gewinnet oder verlieret, so muß es über euch ausgehen. Denn euer Unrecht ist zu groß und zu hoch. Gott kann es nicht die Länge leiden. Gebt euch zum Frieden und zum Vertrag."

Eine große Bauernschaar hat sich zu nachfolgenden 12 Artikeln geeinigt, aufgesetzt als ihre Forderung von einem der Prediger, welche in diesen Sturm mit fortgerissen waren:

1. Freie Wahl der Pfarrherrn durch die ganze Gemeinde. Derselbige erwählte Pfarrherr soll das Evangelium lauter und klar predigen ohne allen menschlichen Zusatz, Lehre und Gebot.

2. Nur den rechten Kornzehnt will man geben, Gott und den Seinen ihn mittheilen: dem Pfarrherrn sein genügsamer Unterhalt, was übrig bleibt, den Dürftigen

geben. Den kleinen Zehnt wollen sie nicht geben, denn Gott das Vieh frei erschaffen hat.

3. Die Herrn sollen die Bauern nicht mehr für eigne Leute halten: welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß Christus alle mit seinem kostbaren Blutvergießen erlöst und erkauft hat, den Hirten gleich als den Höchsten. Die Schrift lehrt's, daß wir frei sein und wollen's sein.

4. Freiheit der Jagd und Schutz gegen Wildschaden.

5. Vom Holz einem jeden seine Nothdurft zu brennen, was er braucht, soll er nehmen.

6. Die Dienste sollen gemessen sein und nicht gemehrt werden.

7. Sie sollen durch einen ziemlichen Pfennig entschädigt werden.

8. Die Bauerngüter dürfen nicht mehr so überhoch geschätzt werden.

9. Die Gerechtigkeit ist besser zu handhaben.

10. Was den Gemeinden an liegenden Gründen genommen ist, wollen sie wieder haben.

11. Der Todesfall, das Einziehen des Besthauptes, eines Stückes Vieh von jeder Art nach Wahl des Gutsherrn bei dem Tod des Hausvaters, soll ganz ab sein.

12. Ist einer der Artikel wider die Schrift gestellt, so wollen die Bauern davon abstehen. Finden sich aber in der Schrift neue Artikel, so wollen sie künftig auch diese fordern.

Melanchthon und Luther gaben jeder einen Entscheid. Melanchthon sah in den Bauern nur die Rebellen. Keinen

Artikel will er gelten lassen, wie sie ihn stellen. Und wenn schon alle Artikel geboten wären im Evangelio, dennoch thun sie wider Gott, daß sie es mit Gewalt und Aufruhr wollen erzwingen, und treiben solchen Muthwillen unter göttlichen Namens Schein. Es spricht aber Gott: Wer seinen Namen mißbraucht, der wird nicht ungestraft bleiben. So Gott Sieg gegeben hat und der mörderische Haufe, der nicht hat wollen Friede haben, nach Gottes Ordnung gestraft ist, sollen die Fürsten fürder Maß halten, daß den Unschuldigen nichts Unbilliges widerfahre, auch Gnade erzeigen den armen Leuten, deren etliche aus Furcht, etliche aus Thorheit gesündigt haben. Luther hatte doch ein Herz für die Noth des armen Volkes. Er schrieb eine Ermahnung zum Frieden, zugleich an die Fürsten und an die Bauernschaft.

Er schreibt den Fürsten und Herren: Ihnen, sonderlich den blinden Bischöfen, tollen Pfaffen und Mönchen, verdanke man solchen Unrath, als die nicht aufhören zu toben wider das heilige Evangelium. „Das Schwert ist euch auf dem Halse. Die Zeichen am Himmel und Wunder auf Erden gelten euch, liebe Herren, kein gut's deuten sie euch, kein gut's wird euch geschehen. Thun's die Bauern nicht, so müssen's andere thun. Und ob ihr sie alle erschlüget, so sind sie noch ungeschlagen, Gott wird andere erwecken. Wenn ich Lust hätte, mich an euch zu rächen, so möchte ich jetzt in die Faust lachen und den Bauern zusehen, oder mich auch zu ihnen schlagen und die Sachen helfen ärger machen. Aber soll mich mein

Gott dafür behüten wie bisher. Weicht ein wenig um Gotteswillen dem Zorn. Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu weichen. Den ersten Artikel, da sie begehren das Evangelium zu hören und das Recht einen Pfarrherrn zu erwählen, könnt ihr nicht abschlagen mit einigem Schein. Die andern, so leibliche Beschwerungen anzeigen, als mit dem Todfall, Auflagen und dergleichen, sind ja auch billig und recht." Den Bauern sagt er: „Christus spricht: Wer das Schwert nimmt, der soll durch's Schwert umkommen." Sie nennen sich eine christliche Verbrüderung: „Den christlichen Namen, den laßt stehen und machet den nicht zum Schanddeckel eures ungeduldigen, unfriedfertigen und unchristlichen Fürnehmens, den will ich euch nicht lassen noch gönnen, sondern abreißen beides mit Schriften und Worten nach meinem Vermögen, so lange sich eine Ader regt an meinem Leibe. Wäret ihr aber gute Christen, so würdet ihr Faust und Schwert, Trotzen und Dräuen lassen und zum Vaterunser euch halten und mit Beten eure Sachen bei Gott fördern. Was sind mir das für Christen, die um's Evangelii willen Räuber und Diebe werden und sagen darnach, sie sind evangelisch?" Er gibt den Rath, man soll ein Gericht einsetzen aus Grafen und Herren, auch aus den Rathsherren der Städte, die nach Recht und Billigkeit die Sache sollen stillen. „Ich hab' es euch gesagt, daß ihr zu beiden Theilen Unrecht habt und um Unrecht fechtet." Der Volksaufruhr übertönte diese Friedensworte.

Immer grausamer wurden die Bauern, immer weiter verbreitete sich der Aufstand. Die 12 Artikel genügten nicht mehr. Mit den Bauern soll nur der Kaiser herrschen, den erkenne das Neue Testament an. In immer dichteren Schaaren kamen sie vom Odenwald herunter. Als die Grafen von Hohenlohe vor den Bauern zu erscheinen genöthigt waren, ruft einer ihnen zu: „Bruder Georg und Bruder Albrecht, kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten, denn auch ihr seid nun nicht mehr Herren, sondern Bauern.“ Den Grafen von Helfenstein jagen sie in die Spieße; vergebens flehte sein Weib ein zweijähriges Kind auf dem Arm um Gnade, man verwundete das Kind in der Mutter Armen. Die Bauern hatten im Namen des Evangeliums gefordert, aber sie forderten das Schwert in der Hand, sengend und brennend.

Da entbrannte Luthers Zorn. Er donnerte wider die räuberischen und mörderischen Bauern. „Dazu trägt die Obrigkeit das Schwert und ist Gottes Dienerin über den, der übles thut. Mit gutem Gewissen soll sie drein schlagen. Gleich als wenn man einen tollen Hund todt schlagen muß; schlägst du nicht, so schlägt er dich und ein ganzes Land mit dir.“ Unaufhaltsam wogte der Sturm. Erst kleinere, dann mächtigere Städte wurden mit fortgerissen. Speyer, alle Städte der Pfalz und des Elsaß mußten die Artikel annehmen. Bamberg, Fulda, Mainz, Trier traten in Verhandlung mit den Bauern. Mit der Macht wuchsen die Forderungen. Alle geistlichen

Herrschaften sollen aufgehoben und ihre Güter eingezogen werden; die Gerichte werden zusammengesetzt aus allen Ständen; ein Maas, eine Münze gilt für das ganze Reich. Der Kaiser war fern, das Reichsregiment schwach und in sich uneins.

In Thüringen brachte Thomas Münzer zum Volksaufstande den religiösen Fanatismus. Er hat sich einen Tag lang als Luthers Nebenbuhler gefühlt. Der kenne nicht den Weg zu Gott, die Schrift genüge nicht. Wer aber den Geist spürt, der empfängt Zeichen von Gott in Träumen und Gesichten. Luther ist im Fleische geblieben, ihm fehlt die Freiheit des Geistes und die Kühnheit des Willens: er ist das geistliche, sanftlebende Fleisch von Wittenberg. Ihm aber habe Gott eingegeben, alle Herrschaft vom Throne zu stoßen. Er müsse die Pfaffen und die Herren vertreiben, wie Christus die Krämer aus dem Tempel stieß. Das neue Reich wird auf Gütergemeinschaft gegründet. Klöster plündern ist Gott wohlgefällig. Zu Mühlhausen, wo Münzer Zugang gefunden hatte, sollte das Reich seinen Anfang nehmen. Er predigte daselbst, stürzte den Rath und setzte einen neuen nach eigener Willkür ein. Luther sagte: „Er ist nicht Pfarrer allein, er ist König und Kaiser von Mühlhausen.“ Da kam die Nachricht aus Franken, die Bauern seien aufgestanden an 40,000 Mann. Nun brach auch Münzer mit seinen Schaaren auf und erließ stürmische Briefe an die umwohnenden Bauernschaften: „Stehet auf, kämpfet den Kampf des Herrn! Die Bauern sind über die Junker

fröhlich geworden. Die Zeit ist da, dran, dran, dran! Das Feuer lodert, lasset euer Schwert nicht kalt werden vom Blut. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch so freundlich bitten, greinen wie die Kinder, laßt es euch nicht erbarmen. Wir wollen es den Gotteslästerern bezahlen, wie sie der armen Christenheit mitgespielt haben." Er unterschreibt solche Briefe: „Münzer ein Knecht Gottes mit dem Schwert Gideons wider die Gottlosen."

Endlich ermannten sich die Fürsten und Städte. Der schwäbische Bund schickte dem Bauernhaufen in Schwaben Georg von Truchseß, den Hauptmann des Reichsheeres entgegen. Er schlug die Bauern, verband sich mit dem Churfürsten von der Pfalz, gemeinsam rücken sie nach Franken. Hier belagerten die Bauern Würzburg. Sie sind der geordneten Kriegsführung in entsetzlicher Niederlage erlegen, fortan begann die Justiz ihr Hängen und Rädern.

In Thüringen vereinigte der Landgraf Philipp seine Reißigen mit dem sächsischen Aufgebot. Münzer lagerte nur mit etwa 8000 Bauern schlecht bewaffnet bei Frankenhausen. Er ermuthigte die Zagenden: „Wer von euch in den vordersten Reihen fällt, der steht, wenn die Andern vormarschirt sind, hinten wieder auf, und die Kugeln, die von den Feinden geschossen werden, fange ich auf in meinen Mantel." Den Gesandten der vereinigten Fürsten, den Ritter Maternus, ließ er todtschlagen, damit keine Gnade zu hoffen sei. Die Bauern stimmten das Lied an:

„Komm heiliger Geist Herre Gott!“ und stürzten in den Kampf. Sie wurden furchtbar auf das Haupt geschlagen. Münzer floh nach Frankenhausen. Dort fand ihn ein Soldat in einem Bett verkrochen. Er sei ein kranker Mann, der das Fieber habe; eine Tasche mit Briefen an Thomas Münzer hat ihn verrathen. Er war kleinmüthig in seiner letzten Noth und so verwirrt, daß er nicht allein den Glauben beten konnte. Im Lager vor Mühlhausen ward er enthauptet.

Die zu Boden geschlagenen Bauern seufzten über Luther: von ihm sei Alles ausgegangen, und er sei nun ein Schmeichler der Fürsten geworden. Die Gegner der Reformation meinten den Beweis zu haben, daß sie zum allgemeinen Umsturz führe. Er war zu dieser Zeit in schwerer Anfechtung. „Bald muß auch ich vielleicht sagen: in dieser Nacht werdet ihr euch Alle an mir ärgern. Ich sehe all' dies Elend mit Seufzen an. Ich habe mich oft gefragt, ob es nicht besser gewesen, das Papstthum ruhig seines Weges gehen zu lassen, als daß so viele Empörungen in der Welt ausbrechen. Aber nein! es ist besser Einige aus dem Rachen des Teufels herauszureißen, als sie alle sammt und sonders ihm zu überlassen. Der, welcher den Feind unter meine Füße getreten, als er wie ein Löwe und Drache sich wider mich erhob, wird nicht jetzt den Basilisken mich zerstampfen lassen.“

Das Volk hatte mit der gefährlichen Waffe der Freiheit gespielt. Das Jahr 1525 ist ein Wendepunkt in Luthers Leben: er schauderte vor der Volksgunst, die

ihm zu Theil geworden war. Gott hatte ihm eine starke Faust gegeben zum Einreißen des päpstlichen Truggebäudes. Er sah die Kirche, den Staat, alle Ordnung gefährdet. Hatte er bisher nur dem Geist, dem Glauben allein vertraut, so empfand er seitdem das Bedürfniß einer Kirche auf starken geschichtlichen Grundlagen. Er gedachte an Nehemia, der in der einen Hand das Schwert hielt zum Schutz gegen die Feinde und in der andern die Kelle, um die Mauern Jerusalems neu zu bauen.

Neuntes Kapitel.

Erasmus und König Heinrich VIII.

Zwei geistige Strömungen waren mächtig in jener Zeit: die Reformation der Kirche und das Wiederaufblühen der Wissenschaften, der Humanismus. Aber die Reformation war ein Bedürfniß des Volkes im großen Sinn, der Humanismus war die Sache der Hochgebildeten, wenn nicht der Gelehrten allein. Im Gefühl der Verwandtschaft hatten beide einander begrüßt.

Erasmus von Rotterdam ist der Vertreter des Humanismus, weltbekannt, der gelehrteste unter den Gelehrten, der Günstling der Fürsten. Nach großen Reisen lebte er in gelehrter Muße zu Basel. Er war ein großer Geist, kein großer Charakter; voll Witz, doch ohne Tiefe des Gemüthes; oft liebenswürdig, oft gereizt, immer egoistisch. Die classische Bildung der Griechen und Römer hatte seinen Geist geformt; frei hat er seine Zeit beurtheilt. Aber was er verwarf, hat er nicht muthig bekämpft, sondern bezweifelt und verspottet. Er hatte kein Herz für das Volk in seiner Gesammtheit, darum hat er den Drang seiner Zeit nach einer Kirche, darin alle

Gläubige Priester wären, begründet im göttlichen Rechte des Herzens, nicht verstanden.

Nicht der Humanismus, den er vertrat, aber seine Natur war der Luthers von Grund aus entgegen. Als der Name des kühnen Mönchs zu Wittenberg zuerst in Deutschland und Italien genannt wurde, da stand Erasmus schon auf der Höhe seines Ruhms. Er zuerst hat den griechischen Grundtext des Neuen Testaments in Luthers und in tausend Hände gelegt, er hat auch ermahnt, die heilige Schrift in des Volkes Hände zu legen, wie die Kirchenväter das getrost gethan hätten. Er war sich befreundeter Beziehungen zu Luthers Sache sehr wohl bewußt, doch vorsichtig und vornehm schrieb er 1519: „Ich kenne Luther, seine Lehren und seine Schriften nicht, aber ich sehe, daß die rechtschaffensten Leute am wenigsten dawider eingenommen sind. Der Zorn und die Wuth der abergläubischen und unwissenden Gegner Luthers und seiner Anhänger ist deßhalb so groß, weil diese Männer zur Wiedererweckung der schönen Wissenschaften mitwirken und durch sie die classischen Autoren aus dem Staube wieder aufstehen, worin sie bisher vergraben lagen."

Luther schrieb einem Freunde noch aus seinem Wittenberger Stillleben: „Ich lese jetzt unsern Erasmus, aber täglich gefällt er mir weniger. Das ist schon recht, daß er die Mönche und Priester so beständig und gelehrt widerlegt und sie einer eingewurzelten und schlafsüchtigen Unwissenheit beschuldigt. Aber ich fürchte, er breitet Christum

und die Gnade Gottes nicht genug aus, von der er gar wenig weiß. Das Menschliche gilt mehr bei ihm als das Göttliche. Wir leben in gefährlichen Zeiten, und ich sehe, daß nicht Jeder deßhalb, weil er ein guter Grieche oder Hebräer, auch ein wahrer Christ ist. Anders urtheilt, wer menschlichem Willen und Willkür Alles einräumt, anders, wer nichts kennt als die Gnade Gottes." Bald nach dem 31. October 1517 schrieb er dem Freunde, der die neue Schrift des Erasmus von ihm erbeten hatte: „Ich hatte mir vorgenommen, den Dialog gar Niemand mitzutheilen aus keinem andern Grunde, als weil er so angenehm, so gelehrt, so geistreich, so ganz Erasmisch gesponnen ist, daß man unwillkürlich über die Gebrechen und das Elend der Kirche Christi lachen und scherzen muß, worüber doch eigentlich jeder Christenmensch vor Gott seufzen und Leid tragen sollte." Doch weil er seine Bedeutung anerkennt und ihn hochachtet, sucht er brieflich 1519 die Bekanntschaft des berühmten Gelehrten: „So oft sprach ich mit euch und ihr mit mir, mein Herr Erasmus, der ihr unsere Ehr und unsere Hoffnung seid, und doch kennen wir einander noch nicht. Ist das nicht ein wunderlich und seltsam Ding? Mit nichten. Wer ist wohl, dessen Innerstes Erasmus nicht gar einnimmt, der von Erasmus nicht lernt, in dem Erasmus nicht herrscht? Da ich nun erfahren habe, daß mein Name durch den unnützen Ablaßhandel euch bekannt geworden sei, auch aus der neuen Vorrede zu eurem Handbuch ersehe, daß euch mein Geschwätz angenehm gewesen sei, so leidet es doch

weder die Ehrerbietung noch das Gewissen, daß ich euch nicht schriftlich sollte danken, vornehmlich weil ich mich nun bekannt zu machen angefangen habe, damit nicht Jemand mein Schweigen übel auslege." Erasmus antwortete höflich, doch ausweichend: „Man kann den Leuten den Wahn nicht nehmen, als wäre ich euch in eurem Streite an die Hand gegangen. Ich habe dargethan, daß ich von euch nichts wußte, daß ich eure Bücher nie gelesen hätte, und also könnte ich das Geringste weder tadeln noch loben. Mich dünkt, es lasse sich mit Höflichkeit und Bescheidenheit mehr als mit Gewalt und mit Hitze ausrichten." Darüber Luther an Spalatin: „Ich sehe, daß Erasmus von der Erkenntniß der Gnade noch weit entfernt ist, da er in allen seinen Schriften nur an den Frieden denkt und nicht an's Kreuz; meint, es müsse Alles nur mit Höflichkeit, Leutseligkeit und Wohlanstand behandelt werden. Den Behemoth kümmert dies wenig, bessert sich auch nicht dadurch. Wenn man die Päpste und Bischöfe nur leise und demüthig erinnert, so glauben sie, man schmeichle ihnen. Die Wahrheit ist weit kräftiger, denn menschliche Redekunst, auch die höchste. Der Geist thut's weit zuvor menschlicher Vernunft mit all' ihrer Spitz und Scharfsinnigkeit, der Glaube übertrifft hoch aller Menschen Weisheit und Erfahrung, göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind. Die unberedte, stammelnde Wahrheit behält endlich den Sieg. Wird sich Erasmus in's Spiel mengen, so soll er durch Gottes Gnade erfahren, daß Christus sich weder vor den Pforten

der Höllen, noch vor den Gewaltigen, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, fürchte, und ich Lallender will mit Gottes Hülfe dem allerberedtesten Erasmo mit Freudigkeit begegnen, will mich nichts anfechten lassen sein großes Ansehen, Namen und Gunst. Er hat das ausgericht, wozu er berufen war: er hat die Sprachen eingeführt und von den unseligen Studien abgemahnt. Vielleicht wird er auch mit Moses in den Gefilden Moabs sterben. Ich wünschte gar sehr, daß er von Behandlung der heiligen Schrift und seinen Paraphrasen abließe, denn er ist solcher Arbeit nicht gewachsen und hält die Leser im Verstehen der Schrift nur auf. Er hat genug gethan, daß er das Böse offenbar gemacht hat; aber auch das Gute zu offenbaren und in das heilige Land zu führen, versteht er nicht. Erasmi Schreiberei ist mir nicht schädlich, wo sie wider mich ist und wird mir keinen großen Muth machen, wenn sie für mich ist. Ich habe einen, der die Sache vertheidiget, wenn auch die ganze Welt wider mich wäre. Mag mich und mein Leben zerzausen, wer will, ich habe denen, die mich am ärgsten schmähen, ein gut Theil meines frischen, getrosten Geistes zu danken. Wenn das Erasmo wunderbar dünkt, so ist es kein Wunder. Er mag erst Christum lernen und der menschlichen Klugheit gute Nacht sagen."

Erasmus gab damals noch dem Churfürst Friedrich zu Cöln in heiterem Gespräch lateinisch die Antwort: „In zwei Stücken hat Luther gefehlt, daß er dem Papst an die Krone und den Mönchen an die Bäuche gegriffen

hat." Ernster schrieb er an denselben Fürsten: „Luther ist mir ganz fremd, deshalben ich in keinem Verdacht sein kann, als sollte ich ihm aus Freundschaft etwas zu Gefallen thun, will mir auch nicht gebühren, seine Schriften zu vertheidigen noch zu verwerfen, die ich bisher nur stückweise gelesen habe. Aber das ist ohne allen Zweifel wahr, wer um sein Leben und Wandel weiß, wird's nicht leichtlich tadeln. — Auch würde Eurer Frömmigkeit und Weisheit nicht ziemen, daß in Euren Landen ein Unschuldiger unter dem Vorwande der Religion der Gottlosigkeit einiger Menschen aufgeopfert würde." An Zwingli schrieb er: „Ich glaube, daß ich beinahe Alles gelehrt habe, was Luther lehrt, nur nicht so trotzig, und indem ich einige paradoxe Behauptungen vermied."

Aus Sorge für seine Ruhe und Sicherheit wollte Erasmus dem Streite Luthers, von dem er bald sah, daß er kein bloßes Mönchsgezänk sei, fremd bleiben. Aber schon hörte man bedenkliche Aeußerungen über ihn. Aleander berichtete nach Rom: es wäre besser, wenn Erasmus nie geboren, das Licht der Wissenschaften nie nach Deutschland gedrungen und dieses Volk in seinem Zustand der Barbarei geblieben wäre; jetzt sähe man die traurigen Folgen. Dasselbe sagt ein Mönchswort: Erasmus hat das Ei gelegt und Luther es ausgebrütet. Hadrian VI wurde 1522 Papst, und Erasmus beeilte sich, ihm seine Ergebenheit auszusprechen. Huldvoll hat dieser ihm geantwortet, er möge diese Treue und Ergebenheit in Thaten gegen die Ketzer beweisen. Erasmus wußte, daß er für

eine Schrift gegen die Reformation den höchsten Lohn fordern könnte. Er hat angestanden sie zu schreiben im Bewußtsein, daß er das Beste, was in ihm war, hätte bekämpfen müssen.

Er hatte an Ulrich von Hutten einen Brief geschickt, welchen dieser dem Churfürsten von Mainz, in dessen Diensten er damals noch stand, übergeben sollte. Er hatte sich in diesem Brief ausführlich und nicht ungünstig über Luther ausgesprochen. Aber Hutten setzte vor das Wort „Luther" ein „unser" hinein und ließ den Brief drucken in der Hoffnung, der guten Sache zu dienen: denn nun werde sich Erasmus für Luthers Sache auch öffentlich zu erklären gezwungen sein. Inzwischen hatte Luther vor Kaiser und Reich gestanden und kühne Worte gegen den Papst selber gesprochen. Empört über die Fälschung und erschreckt vor der Kühnheit des Mönchs rief Erasmus aus: „Ein böser Dämon hat sich Luthers bemächtigt, wer kann ferner mit ihm sein!"

Fremd und gespannt standen Luther und Erasmus einander gegenüber. Luther unterbrach 1524 das Schweigen und schrieb an Erasmus im stolzen Gefühl, daß er nicht seine, sondern Gottes Sache treibe: „Wir haben nichts dawider einzuwenden, daß ihr euch fremd gegen uns anstellt. Da wir sehen, daß euch vom Herrn eine solche Tapferkeit noch nicht gegeben ist, um jenen Ungeheuern mit uns kühn entgegenzutreten, so verlangen wir nicht von euch, was eure Kräfte und euer Maas überschreitet. Das muß die ganze Welt gestehen, daß durch euch die

Wissenschaften blühen und herrschen, durch welche die Bibel rein und unverfälscht verstanden wird, und für solche herrliche Gnade Gottes an euch muß man billig danken. Darum hätte ich lieber gesehen, ihr hättet euch in unsern Handel nicht gemischt; dienet Gott mit dem euch anvertrauten Pfunde. Ich habe bisher meine Feder im Zaum gehalten, ihr möget mich noch so sehr gestochen haben, hab' auch in Briefen an gute Freunde, die ihr gelesen habt, geschrieben, ich wollte so lange zurückhalten, bis ihr öffentlich wider mich schriebet. Das sei von mir gesagt zum Zeugniß meiner Aufrichtigkeit gegen euch. Ich bitt' euch, wollet nur einen Zuschauer unserer Tragödie abgeben. Wir müssen zusehen, daß wir uns nicht unter einander verzehren und aufreiben, welches ein um so erbärmlicheres Schauspiel wäre, je gewisser es ist, daß kein Theil von beiden der Gottseligkeit von Herzen Feind ist." Die Antwort des Erasmus zeigte, wie tief er verletzt war, und daß er keineswegs gewillt sei, ferner ein bloßer Zuschauer des Trauerspiels zu bleiben.

Der Streit begann. Aber auch jetzt griff Erasmus nicht die Reformation selbst an, sondern nur eine absonderliche Lehre Luthers; auch jetzt noch mit dem Gefühl, nicht auf dem rechten Kampfplatz zu stehen.

Es ist dem religiösen Gefühl eigen, Alles aus Gottes Hand zu empfangen, um ihm Alles zu danken. Darum weiß der Christ sich erlöst, nicht aus eignem Verdienst, nur aus Gnaden. Der Glaube, daß der Mensch nichts vermag in göttlichen und geistlichen Dingen aus eigner

Kraft, stellt sich in der Lehre von der Erbsünde dar. Durch die Erbsünde ist aller freie Wille zum Guten verloren gegangen. Ohne es selbst zu wissen, war die römische Kirche in ihrer Veräußerlichung von jener Lehre abgewichen, indem sie menschliche Mitwirkung zum Heil und gute Werke, durch eigne freie Kraft gethan, forderte, ja überflüssig gute Werke zu thun für möglich hielt und empfahl. Luther war auf Augustin, welcher die Lehre von der Erbsünde tief ausgebildet hat, und auf Paulus, der auf sie hinweist, zurückgegangen. Die eigne schmerzliche Erfahrung seines Lebens, das nach dem Höchsten vergeblich strebende, in der Erfüllung der kirchlich vorgeschriebenen guten Werke sich quälende, nie befriedigte Herz hatte ihm diese Lehre als Wahrheit erkennen lassen; sein großer Gedanke, daß der Glaube allein selig mache, war darauf gestellt.

Hier setzte Erasmus ein. Er vertheidigt den freien, in der Menschheit unverlierbar freien Willen. Er hatte die Kirche und das, was man den gesunden Menschenverstand nennt, für sich. Er zeigte, daß wer den freien Willen leugne, alle Freiheit leugnen und Alles in der Welt aus blinder Nothwendigkeit erklären müsse. „Ist es wahr, was Augustin behauptet: Gott wirke in uns das Gute sowohl als das Böse, was für eine große Thür würde das unzähligen Menschen zu Sünden und Lastern öffnen? Welcher boshafte Mensch würde sein Leben zu ändern bedacht sein?" Dann beweist er die Freiheit des Willens aus den Ermahnungen der heiligen Schrift, in

denen Gott sich an den freien Willen des Menschen wendet. Er schließt mit dem Ausweg aus dem Widerspruch zwischen Gottes Vorherbestimmung und Allmacht auf der einen und der Freiheit des menschlichen Willens auf der andern Seite: daß man das Meiste zwar der Gnade zuschreiben müsse, thöricht aber sei es, den freien Willen nicht gelten zu lassen.

Luther fühlte sich im tiefsten Grunde seines Wesens, in seinem religiösen Gefühl, angegriffen. „Es ist unglaublich, wie mich des Erasmus Schrift über den freien Willen anekelt. Es ist eine traurige Aufgabe, auf ein so ungelehrtes Buch eines so gelehrten Mannes zu antworten. Ich werde ihm antworten, doch nicht seiner, sondern derer wegen, welche sein Ansehen gegen Christum mißbrauchen." Im December 1525 erschien Luthers Gegenschrift „Vom knechtischen Willen" oder „Daß der freie Wille nichts sei." Erasmus hatte in gelehrter Weise untersucht, Luther behauptete mit einer Beredtsamkeit, wie das Herz sie verleiht. Er wirft Erasmus vor, daß er keine klare Entscheidung gäbe, sondern in so hoher Sache den Zweifelnden spiele. „Der heilige Geist ist kein Skeptiker; er hat nicht ungewissen Wahn in unsere Herzen geschrieben, sondern eine kräftige, große Gewißheit, die uns nicht wanken läßt." Die Sache vom freien Willen dürfe man nicht unter die Dinge, die einem Christen unnöthig zu wissen, rechnen; auch zeige Erasmus eine Form des christlichen Lebens an, wie jeder Jude und Heide sie gewinnen könne; Christi, der unsere Gerechtigkeit ist,

sei mit keinem Wort gedacht. Warum wolle er diese Sache nicht vor aller Welt verhandeln, da Gott sie doch seinen Frommen zu Nutz in seinem Wort gehandelt habe. — Schwächer war Luthers Widerlegung der Bibelstellen, welche Erasmus angezogen hatte: Gott wolle manchmal heimlich das Gegentheil dessen, was sein geoffenbarter Wille ausspreche. Aber siegreich ist er, wo er in religiöser Begeisterung und aus schwerer, eigner Lebenserfahrung redet. Vor unserer Bekehrung können wir das Gute nicht wollen. Gott allein muß Alles wirken zur Bekehrung. Nach dem Lichte der Natur ist unbegreiflich, wie ein Frommer kann elend sein und ein Gottloser glücklich. Das erkläre das Licht der Gnade. Wenn auch nach dem Lichte der Gnade unbegreiflich ist, wie Gott könne billig den verdammen, der aus seinen eigenen Kräften nicht anders kann, denn Sünde thun und vor Gott schuldig werden, so wird das Licht der Herrlichkeit anders lehren und anzeigen, daß der Gott, dessen Gericht jetzund ist unbegreiflich, ganz und gewiß gerecht gewesen sei. So fern sich aber Gott verbirgt und von uns nicht will erkannt sein, sollen wir ihn auch in seiner Majestät, in seinem heimlichen Willen unerforscht lassen, und nur mit Furcht und Zittern anbeten. „So wir glauben, daß es wahr sei, daß Gott Alles vorgesehen und verordnet hat in Ewigkeit, welche Vorsehung auch nicht kann wanken, noch fehlen, noch verhindert werden; so wir glauben, daß nichts geschieht, denn allein durch seinen Willen, welches auch die Vernunft muß bekennen, so muß auch die Vernunft

hieselbst bekennen, daß kein freier Wille sei. Wo wir glauben, daß die Erbsünde von Adam sei, die uns also verderbet hat, daß sie auch denjenigen, die Christen sind, eine schwere Last ist und allzuviel zu schaffen macht, da sie stets wider den heiligen Geist ficht: so ist es öffentlich, daß in einem Menschen, der nicht den heiligen Geist hat, nichts ist, das sich zum Guten kehren könne. So wir glauben, daß Christus den Menschen erlöset hat durch sein Blut: so müssen wir bekennen, daß er ganz und gar in Sünden vermaledeiet und verloren gewesen ist, sonst wäre Christus nicht von nöthen und müßten sagen, er wäre nur ein Erlöser des geringsten Stücks am Menschen, welches Wort die höchste Gotteslästerung und Gottesraub wäre."

Wunderbarer Streit, in welchem Erasmus, der Katholik, die Freiheit und Luther die Unfreiheit des Geistes vertheidigt, unverständlich der Menge, doch folgerichtig von jedem der beiden Standpunkte aus, dem katholischen und dem evangelischen. Stieg man die Schlußfolgerungen aufwärts, so kam man mit Luther auf die heilige Schrift, mit Erasmus in ein der ältesten Kirche fremdes Vernunftgebiet. So erschien Luther den Seinen siegreich in diesem Kampfe.

Das Verhältniß zwischen Erasmus und Luther war nun ausgesprochen und klar. Auch die Stellung des Erasmus zur römischen Kirche, als deren Vorfechter er aufgetreten war, entschieden. Seine Gesinnung über die Reformation im Allgemeinen hat er nicht geändert. Aber

rücksichtslos ließ er fortan seinem Spott freien Lauf, um in zweifelndem Tone die Begeisterung und vornehmlich die evangelische Armuth und Bettelei zu höhnen.

Auch Luther gab den Streit, wie jeden Versuch der Annäherung auf; er hielt den Erasmus für einen Skeptiker und Epikuräer. „Man soll ihn den Papisten lassen, die sind solch' eines Apostels werth."

Er schrieb 1543: „Erasmus, ein Feind aller Religionen und ein sonderlicher Feind Christi, des Epikuri und Luciani vollkommenes Bild und Muster. Mit eigner Hand schrieb es, ich Martin Luther dir meinem lieben Sohne Hans und durch dich allen, sowohl meinen als der heiligen christlichen Kirche Kindern."

Neben Erasmus, dem König unter den Gelehrten seiner Zeit, ist auch ein König von Land und Leuten wider Luther aufgestanden. Heinrich VIII von England, derselbe König, welcher später um eines Weibes willen mit dem Papste brach, und unter dessen Regierung die Kirche von England reformirt wurde, hat früher als ein Theolog gegen den Reformator mit der Feder gestritten und damit den Namen eines Schutzherrn der Kirche in Rom gesucht und erworben.

Zu London erschien 1521 eine Schrift von König Heinrich oder doch unter dessen Namen wider die Schrift Luthers von der babylonischen Gefangenschaft; deutsch, von Emser übertragen, lautet ihr Titel: „Schutz und Handhabung der sieben Sacrament wider Martinus Luther"; der unüberwindlichste König in England hat

sie Papst Leo X zugeeignet. Zunächst wird in ihr gehandelt von Luthers Person und Rechtlichkeit. Der König führt nicht eben säuberliche Rede. „Aus Teufels Eingeben gibt Luther vor christliche Liebe, daneben aus Zorn und Haß wider die Kirche speit er Schlangengift. O wie ein großer, höllischer Wolf ist das, der da suchet, wie er die Schafe Christi zerstreuen mag! Wie ein großes Glied des Teufels ist, der die christgläubigen Glieder Christi von ihrem Haupt will abreißen! Wie verdorben ist nicht das Herz, wie verflucht das Vorhaben dessen, der nicht allein die begrabenen Schismata wieder neu erweckt, sondern den alten neue hinzuthut, den höllischen Hund Cerberum wiederum an das Licht bringet und sich selber so hoch schätzet, daß alle alte Väter hintangesetzt, die ganze Kirche allein nach seinen Worten regiert oder vielmehr verführt werden soll.“ Er zeigt sodann, wie Luther uneins sei mit sich selbst in der Lehre vom Ablaß und Papstthum, jetzt anders lehre als früher. „Wenn Luther die Wahrheit geschrieben, sind alle Päpste Betrüger gewesen. Aber wird nicht mit viel stärkerem Grund angenommen, daß dieser einzige Bruder ein krankes Schaf sei, als daß vor langen Zeiten so viele Päpste treulose Hirten sollten gewesen sein!“ Er bestreitet darauf artikelweise die Lehren Luthers von den sieben Sacramenten zur Rechtfertigung der römischen Kirche. Am Schluß fordert er alle Christgläubigen auf, sie sollen mit eben dem Muth, mit welchem sie sich den Türken, Saracenen und andern Ungläubigen widersetzen würden, wider diesen einzigen Mann stehen,

der weit schädlicher ist, als alle Türken, Saracenen und Ungläubige.

Kurz nach dem Erscheinen dieses Buches schrieb Luther an Lange: „Man sagt, das Buch sei des Königs in England, aber ich kenne den Leu*), der unter diesem Felle steckt.“ Bald darauf an Spalatin: „Ich muß dem grimmigen Löwen, der sich zu einem König von England macht, antworten. Die Unwissenheit in dem Buch schickt sich wohl für einen König, aber die Bitterkeit und Lügenhaftigkeit ist nur die eines Leu's. Dem Könige von England werde ich hart begegnen. Ich sehe, daß ich mich umsonst demüthige, und Alles friedlich versuche; darum werde ich gegen tolle Leute und die täglich die Hörner mehr aufsetzen, auch meine Hörner aufsetzen.“

Luthers Antwort mit dem Spruch an der Stirn: „Lügen thun mir nicht, Wahrheit scheu' ich nicht“, hob so an: „Ich hab' vor zwei Jahren ein Büchlein ausgehen lassen mit Namen „die babylonische Gefangenschaft“, das hat die Papisten unsinnig gemacht und haben sich drüber verlogen und verhasset, daß mich ihrer erbarmet. Jedermann hätte es gerne verschlungen, aber die Angel ist ihnen zu scharf gewesen. Zuletzt hat Henricus von Gottes Ungnaden König von England lateinisch dawider geschrieben. Ich höre auch sagen, man habe zu Rom dem Könige einen Titel zu Lohn gegeben, daß er soll ein Schutzherr

*) Luther vermuthete, nicht König Heinrich, sondern dessen Caplan Eduard Lee habe das Buch geschrieben.

der Kirche heißen, und hat Ablaß ausgetheilt denen, die sein Buch lesen: und ich bestätige den Titel und Ablaß auch und dünkt mich des Büchleins werth zu sein. Aber ich gebe keinen Ablaß meinen Lesern und bitte Gott, daß er mich ja nicht lasse in der Kirche sein, da der König von England Schutzherr ist. Es meinen viele, König Heinrich habe dies Büchlein nicht selbst gemacht. Da liegt mir nichts an, es hab's König Heinz oder Kunz, der Teufel oder die Hölle selbst gemacht. Wer leugt, der ist ein Lügner, drum fürcht' ich ihn nicht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle grobes Tuch oder zwei dazu gegeben, und der giftige Bube Leu habe die Kappen geschnitten und mit Futter unterzogen. Aber ich will sie ihnen anstreichen und Schellen daran schürzen, ob Gott will. Das sei der Vorrede Beschluß: daß wenn ich darum sollte erschrecken, daß ein König wider mich schreibt, müßte mich vielmehr erschreckt haben, daß der Papst, der aller Könige, Fürsten, Schulen, Kirchen, Meister sein will, wider mich geschrieben hat. Aber ich habe meine Lehre von Gottes Gnaden nicht allein vom Himmel erlangt, sondern auch für einen erhalten, der mehr vermag mit seinem kleinen Finger, denn tausend Päpste, Könige, Fürsten und Doctores. Sie sollen sie mir auch lassen ewiglich bleiben, deß will ich ihnen allen Trotz bieten, in Gottes Namen." Er handelt nun zum ersten vom Glauben und der Liebe, von der Sünde und der Gnade und von allen rechten Stücken, die einem Christen noth sind zu wissen, darin die Seligkeit liegt. „In solchen Stücken bin ich von An-

fang meines Schreibens immer in einem Sinn gewesen, habe auch noch nie anders gelehrt, noch wider mich selbst geschrieben, auch keins widerrufen, deß berufe ich mich auf meine Bücher und Alle, die sie gelesen haben. Bei solchen Stücken, wie ich sie gelehrt hab', will ich ewiglich bleiben." Zum andern handelt er vom Ablaß, Papstthum, Fegefeuer, Messen und Gelübden. „Diese Stücke sind außer der Schrift wie Unkraut auf dem christlichen Acker durch den Teufel und seinen Götzen zu Rom gesäet. Nun fuhr ich mit dem verfluchten Greuel am ersten fast sanft und leise und schön, hätte gar gern das Papstthum lassen und helfen etwas sein; allein die Schrift wollt ich lauter, rein und gewiß haben; wußte noch nicht, daß es wider die Schrift wäre, sondern hielt nur, daß es ohne die Schrift wäre. Daher ist kommen, daß ich meine ersten Bücher habe durch die letzten müssen strafen und widerrufen in solchen Sachen, die außer der Schrift sind, daß ich dem Papstthum zuviel schon gegeben und widerruf' sie auch noch. Weiter sage ich, leid ist mir's, daß ich mich zu Worms vor dem Kaiser soweit unterließ, daß ich wollte Richter leiden über meine Lehre. Ich sollte nicht solche närrische Demuth haben vorgewandt, dieweil ich's gewiß war und vor den Tyrannen doch nichts half. Man muß der Sachen also gewiß sein, daß, ob auch alle Welt dawider wäre, dennoch Jedermann darauf bleibe. Darum sage ich vor aller Welt, daß der König von England ein Lügner ist und ein Unbiedermann." Darauf weist er des Königs Einwendungen im Einzelnen zurück. Von

den Sacramenten behandelt er nur die Messe, „denn es liegt mir die Bibel zu verdeutschen auf dem Hals neben andern Geschäften. Ich will's kürzlich zeigen, was von den Sacramenten in der ganzen Heinzen Schrift zu halten sei. Da ich geschrieben habe, wie mächtig der Glaube sei, daß er allein, ohne alle Werke, alle Sünde vertilget, da schreit Heinz: ich lehre nicht allein gute Werke nachlassen, sondern auch Kühnheit zu sündigen. Aber wer glaubet, der mag nicht ehebrechen und Sünde thun. Denn das Wort Gottes, daran er hanget, ist allmächtig und Gottes Kraft, das lässet ihn nicht fallen noch sinken. Sündigt er aber, so ist gewiß der Glaube zuvor hinweg und er vom Wort gefallen und ist Unglaube da. Wo aber Unglaube ist, da folgen nach seine Früchte, Ehebruch, Mord und Haß. Der Glaube aber in der Heinzen-Kirche ist ein Glaube, wie König Heinz ein Schutzherr der Kirche und wie des Papste's Decretal ein Evangelium ist. Ich ahnte aber, er hab' dies Buch aus solcher Andacht vor sich genommen, daß ihm sein Gewissen zappelt, denn er weiß wohl mit was Gewissen er das Königreich von England besitzet, nachdem der königliche Stamm ermordet und das königliche Blut vertilget ist. Sie sind recht zusammen Papst und Heinz von England; jener hat sein Papstthum mit so gutem Gewissen, als dieser sein Königreich ererbet. Wird aber mir Jemand schuld geben, daß ich Königliche Majestät nicht verschonet hab', der soll wissen, daß ich's darum gethan hab', weil er seiner selbst nicht verschont hat. Könige pflegen nicht so

bübisch zu lügen, noch so weibisch zu toben. Wenn er nur redlich gescholten hätte und frei, fröhlich auf mich gehauen, wollt' ich's gern haben. Aber er schändet mir meinen König und Herrn, daß er's wohl besser verdient hätte. Es soll diesem Evangelio, das ich, Martinus Luther, gepredigt habe, weichen und unterliegen Papst, Bischof, Pfaffen, Teufel, Tod, Sünd und Alles, was nicht Christus und in Christus ist, dafür soll sie nichts helfen."

Der gelehrte Streit hatte ein Ende; der König gab es auf, ein Theolog zu sein. Ein Gesandter überbrachte den Herzögen von Sachsen ein Schreiben des Königs, in welchem er mahnend an den gemeinschaftlichen Stamm und alte Freundschaft, um Ausrottung des Ketzers und der Ketzerei bat. Der weise Churfürst Friedrich und sein Bruder Johann antworteten ihrem besonders lieben Herrn Oheim und Freunde freundlich und ausweichend. „Eurer Königlichen Würde wollen wir nicht verhalten, daß wir uns nicht unterfangen haben, Lutheri Schreiben und Predigten zu vertreten, sondern es Alles in seinem Werth und bei seiner Verantwortung gelassen; haben uns auch nie in diese Dinge eingelassen, es sei denn, daß wir hätten mögen leiden, daß das heilige Evangelium und göttliche Wort, Lehre und Wahrheit gepredigt und gelehret, und die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten treulich gesucht werden."

Wenig Jahre waren vergangen, der Schutzherr der Kirche lag im Streit mit dem Papst, der ihm nicht Dispens ertheilen wollte, sein ehelich Gemahl, des Kaisers

Tante, zu verstoßen, um Anna Boleyn auf den Thron zu heben. Die Reformation hatte im Norden viel Herzen und Bekenner gewonnen; die Anhänger Wycliffe's in England wachten wieder auf. Man hoffte, ganz England werde sich zum lauteren Evangelium bekennen. So schrieb vor Allem König Christian von Dänemark an Luther. König Heinrich aber grollte. Doch wenn er und ganz England dem Evangelium gewonnen werden konnte, was galt da für Luther, der sein Leben gern hingegeben hätte, seine Person und eigne Ehre. „Wer weiß, es sind des Tages zwölf Stunden, wenn du eine gute Stunde treffen könntest in Gottes Namen und den König von England gewinnen, wärest du ja schuldig es zu thun, und wo es an dir sollt fehlen, thätst du Sünde." Am 1. September 1525 schrieb er dem König: „Gnade und Friede in Christo Jesu, unserm Herrn und Heiland, Amen. Durchlauchtigster König und Fürst! Wiewohl ich an Ew. Königl. Majestät zu schreiben billig Scheu sollt haben, darum daß ich mir bewußt, daß ich dieselbe Ew. Königl. Würde höchlich erzürnet hatte, so macht mir doch nicht allein Ew. Maj. angeborene königliche Gütigkeit, wie dieselbe mir schriftlich und mündlich von Tag zu Tag je länger je mehr von Vielen gerühmet wird, solche Zuversicht und Muth, daß ich's dafür halte, daß Ew. Maj., weil sie erkennet, daß sie sterblich ist, nicht ewigen Zorn und Feindschaft halten werde, sondern auch, daß ich von glaubwürdigen Leuten berichtet bin, daß das Büchlein unter königlicher Würde zu Engelland Namen wider mich ausgegangen, nicht Ew.

Maj. Schrift ist, wie es doch die arglistigen Sophisten dafür ausgeben durften, Ew. Maj. Titels und Namens mißbrauchend. — Wie gering und veracht ich immer bin, so hat mich doch an Ew. Maj. zu schreiben höchlich bewegt, daß ich in Erfahrung kommen, daß Ew. Maj. dem Evangelio wohl gewogen sei und großen Ungefallen trage an losen, verdammten Leuten. Welche Zeitung meinem Herzen ein recht Evangelium, das ist eine fröhliche Botschaft gewesen. Derhalben ich in und mit dieser Schrift Ew. Maj. zu Füßen falle auf's demüthigste, so ich immer kann und mag beide um des Leidens Christi und seiner Ehre willen, bittend und flehend, Ew. Maj. wollen sich mir zu verzeihen und vergeben gnädig finden lassen, worin ich jemals Ew. Maj. beleidigt habe; wie denn Christus selbst gebeten und uns geboten hat, einander die Schuld und Fehle zu vergeben." Auch erbietet er sich, durch ein öffentliches Büchlein des Königs Namen zu ehren. „Gott gebe wie er angefangen hat, daß Ew. Königl. Maj. wachse und zunehme, daß sie mit vollem Geist dem Evangelio gehorsam und geneigt sei. Es ist ein groß Wunder, wenn ein einiger Fürst oder König das Evangelium lieb gewinnt. O wie wünsche ich aus allen meinen Kräften, daß ich über solchem Wunderwerk an Ew. Maj. mich herzlich freuen und darob frohlocken möchte. Der Herr, vor deß Augen und nach deß Willen ich dies schreibe, wolle meine Worte kräftig und thätig machen, daß der König aus Engelland in kurzem ein vollkommener Jünger des Herrn Christi und ein Bekenner

des Evangelii, dazu des Luthers gnädigster Herr werde. Amen."

Darauf erwies sich der König wirklich als ein Unbiedermann. Er veröffentlichte Luthers Brief, Punkt für Punkt darauf antwortend. Er warf ihm Unredlichkeit vor: er denke anders, als er schreibe, seine Rede sei hinterlistig. Ja er deutete den Brief als Widerruf der Lehre Luthers. Erasmus soll im Namen des Königs diese Schrift aufgesetzt haben. Nicht der Vorwurf gegen seine Person schmerzte Luther, aber die Rede vom Widerruf erschreckte ihn. Er antwortete: „Ich wollte zu jenem Büchlein aus großem Hochmuth wohl stille schweigen, und wie ich über solchen giftigen Büchern pflege, einen guten, fröhlichen Muth haben, wo mir nicht durch das Büchlein mein Brief dahin gedeutet würde, als hätte ich Palinodiam gepfiffen, das ist, meine Lehre widerrufen. Das ist mir gar in keinem Weg zu leiden. Denn das gehet nicht an meine Person, welche soll schweigen und leiden, sondern an meine Lehre, welche soll schreien und kämpfen. Hie gebe mir Gott nur keine Geduld und Sanftmuth, hie sage ich Nein, Nein, Nein, so lange ich eine Ader regen kann, es verdrieße König, Kaiser, Fürsten, Teufel und wen es will. So wahr Gott lebt, welcher König oder Fürst meinet, daß sich der Luther vor ihm demüthige der Meinung, als reue ihn seine Lehre und habe Unrecht gelehrt und suche Gnade, der betrügt sich selbst. Meine Lehre ist das Hauptstück, darauf ich trotze, nicht allein wider Fürsten und Könige, sondern auch wider alle Teufel,

und habe sonst gar nichts mehr, das mein Herz erhält, stärkt, fröhlich und je länger je mehr trotziger macht. Das andere Stück, mein Leben und persönlich Wesen, weiß ich zu gutermaßen selbst wohl, daß es sündlich und keines Trotzens ist: ich bin ein armer Sünder und lasse meine Feinde eitel Heilige und Engel sein.“ Auch meint er ärgerlich über des Königs von Dänemark Zureden: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtiglich glaube, mich so führen und leiten lasse, solchen Junkern zu hofieren, und nicht vielmehr meinem Sinne folge. Aber doch, daß ich es gethan habe, reut mich nicht, weil ich es dem Evangelio zu Dienst gethan habe, welchem ich wohl mehr zu Dienst thue und thun will von Gottes Gnaden und freue mich, daß es so herzlicher guter Meinung von mir geschehen ist, und so schändlich und lästerlich von der Welt wird angenommen. Was von Gott kommt, das muß also empfangen werden in der Welt. Sein eigner Sohn ward auch also empfangen. Ich habe das meine gethan und bin unschuldig an ihrem Blut und Verdammniß. Mein Leib ist bald aufgerieben: aber meine Lehre wird euch aufreiben und auffressen.“

Zehntes Kapitel.

Im Lande Sachsen.

Die Schwarmgeister, die vor Kurzem in Wittenberg zum Schweigen gebracht worden waren, regten sich von neuem. Als Carlstadt Wittenberg verlassen hatte, war er nach Orlamünde im Saalthal gegangen und hatte dort durch rasch gewonnenen Anhang unter den Bürgern die Pfarrstelle in Besitz genommen. In dem benachbarten Jena errichtete er eine Buchdruckerei zur Verbreitung seiner Lehren. Es waren noch die früheren schwarmgeisterischen Meinungen vom prophetischen Verkehr eines jeden Menschen mit Gott und von himmlischen Gesprächen; von der Abgötterei der Bilder und des Kreuzes; endlich die Behauptung, daß der Leib des Herrn, überhaupt der Herr, nicht gegenwärtig sei im heil. Abendmahl und dieses nur ein Gedächtnißmahl. Die Einsetzungsworte erklärte er in willkürlich abgeschmackter Weise durch Theilung des Satzes: „Nehmet hin und esset“, spricht Christus zu den Jüngern gewendet; dann zeigt er mit dem Finger auf seinen natürlichen Leib und spricht: „Das ist mein Leib.“ Dazu kam der durch Berufung auf die Schrift

sich schützende Widerspruch gegen die Obrigkeit, der allen bürgerlichen Verhältnissen Gefahr drohte.

In persönlicher Zusammenkunft mit Carlstadt, dem Freunde früherer Zeit, hoffte Luther die Ruhe wieder herzustellen. Doch blieb eine Zusammenkunft in Jena erfolglos. Als Luther, auf dem Wege nach Orlamünde, in Kahla die Kanzel bestieg, fand er dort ein zerbrochenes Kreuz hingelegt. Ruhig legte er es bei Seite und begann seine Predigt. Nie hat er solchen Hohn zu ertragen gehabt als in Orlamünde. Er sah, daß hier auch sein bester Wille nichts vermöge. Als er abfuhr, hörte er hinter sich rufen: „Fahr hin in tausend Teufels Namen, daß du den Hals brächest, ehe du zur Stadt hinauskommst.“ Durch churfürstlichen Befehl wurde Carlstadt aus Sachsen verwiesen. Nun erklärte er Luthern für einen zwiefachen Papisten und für einen Freund des Antichrist. In Straßburg, nahe der Schweiz, hoffte er seiner Lehre Anhänger zu gewinnen. Luther aber erließ an die Straßburger ein Warnungsschreiben: „Meine allerliebsten Freunde, ich bin euer Prediger nicht, Niemand ist mir schuldig zu glauben; ein Jeglicher sehe auf sich. Warnen mag ich Jedermann, wehren kann ich Niemand. Ich hoffe auch, daß ihr mich bisher also in meinen Schriften habt erkannt, daß ich das Evangelium so lauter und gewiß gehandelt habe, daß ich darin unsträflich erfunden bin und ja nicht leugnen kann, daß ich ein unwürdiges Werkzeug Gottes gewesen bin, dadurch er viel Seelen geholfen hat. Das sage ich darum, weil ich erfahren habe, wie

sich neue Propheten an etlichen Enden aufgeworfen und wie Dr. Carlstadt bei euch einen Rumor anrichtet mit seiner Schwärmerei vom Sacrament, von Bildern und Taufe, wie er denn anderswo auch gethan hat und mich schilt, als habe ich ihn aus dem Lande vertrieben. Ich bitte eure Evangelisten, daß sie euch vom Luther und Carlstadt weisen und immer auf Christum richten. Bittet, lieben Brüder, daß uns Gott der Vater nicht lasse in Anfechtung fallen."

Sodann ließ er ein Buch ausgehen, „wider die himmlischen Propheten": „Walt's Gott und unser lieber Herr Jesus Christus. Da geht ein neu Wetter her. Ich hatte mich schier zur Ruhe gestellt und meinte, es wäre ausgestritten, so hebt sich's allererst und geht mir, wie der weise Mann spricht: wenn der Mensch aufhört, so muß er anheben. Carlstadt ist von uns abgefallen, dazu unser ärgster Feind worden." Diese Propheten wissen nichts von der Heilsordnung. „Das erste ist das Wort Gottes, welches soll also gepredigt werden, daß man die Sünde dadurch offenbaren und erkennen lerne. Das andere, wenn damit die Gewissen erschreckt und gedemüthigt werden vor Gottes Zorn, soll man darnach das tröstliche Wort des Evangelii und Vergebung der Sünden predigen, die Gewissen wieder zu trösten und aufzurichten zur Gnade Gottes. Diese zwei Punkte findest du weder in diesen noch in andern falschen Propheten, und sind doch die fürnehmsten und nöthigsten Stücke." Von den Bildern: „Das habe ich also angegriffen, daß ich sie zuerst durch

das Wort Gottes aus dem Herzen risse und unwerth und veracht machte: wie es denn also geschehen ist, ehe denn Carlstadt vom Bildstürmen träumte. — Ihre Propheten aber stehen, schreien und hetzen den Pöbel und sagen: haue, haue, reiß, beiß, schmeiß, brich, stich, stoß und tritt, wirf, schlage die Götzen in's Maul. Das heißt Carlstädtisch die Bilder abgethan. Nun wir aber unter unsern Fürsten sind und äußerlich ihrer Gesetze leben müssen, sollen wir stille sein und sie demüthiglich ersuchen, solche Bilder abzuthun. Wo sie nicht wollen, haben wir dennoch das Wort Gottes dieweil, damit wir sie aus den Herzen stoßen, bis sie auch mit der Faust durch die, so es gebühret, weggethan werden äußerlich." Auf die Klage Carlstadt's, daß er aus dem Land zu Sachsen vertrieben ist: „Weil er die Fürsten zu Sachsen also antastet, muß ich, soviel ich davon weiß, meines gnädigen Herrn Ehre verantworten. Denn die Fürsten von Sachsen haben's freilich besser um Carlstadt verdient. Ich will, ob Gott will, keinem Fürsten heucheln, aber viel weniger leiden, daß man Rotten und Ungehorsam im Pöbel zur Verachtung weltlicher Obrigkeit soll zurichten. Wo der Pöbel Gewalt und Recht haben soll ein Gebot Gottes also zu vollziehen, so muß man darnach Raum geben und zulassen, daß sie denn die Mörder tödten, Ehebrecher, Diebe strafen, ein Jeglicher, wer am ersten dazu kommt. Darnach wird's weiter einreißen, daß sie müssen alle Gottlosen todtschlagen." Von der Messe: „Carlstadt hat wohl gesehen, daß wir zu Wittenberg wider die Messe

als ein Opfer und gut Werk beide mit Schriften und der That in großem Ernst gehandelt hatten als die allerersten. Da dachte er bei sich selbst: Wie thue ich, daß ich die Wittenberger in's Geschrei bringe, daß alle ihre Schrift von der Messe nichts gelte? Ich will also thun: ich will nicht achten, was sie schreiben, bekennen oder thun; ich will sie schelten, daß sie es eine Messe nennen, welches heißt ein Opfer und das Sacrament hochheben als opferten sie es. — Carlstadt ist aus dem Reich Christi gefallen und hat Schiffbruch am Glauben gelitten, darum will er uns auch heraus haben." Vom Sacrament: „Wenn man also mit unserem Glauben will umgehen, daß wir unsern Dünkel zuvor in die Schrift tragen und darnach dieselbige nach unserem Sinn lenken, so wird kein Artikel des Glaubens bleiben, denn es ist keiner, der nicht über Vernunft sei von Gott gestellt in der Schrift." Nun zeigt Luther, wie Carlstadt's Lehre vom Sacrament nicht in der Schrift gegründet sei, sondern erfunden von Frau Hulda, der klugen Vernunft Carlstadt's. „Sollte mich eine Hand voll Wassers von Sünden rein machen? Der Geist, der Geist muß es inwendig thun. Sollte mir Brot und Wein helfen? Sollte das Hauchen über das Brot Christum in's Sacrament bringen? Nein, Nein, man muß Christi Fleisch geistlich essen. Solche Träumerei ist seine ganze Lehre; denn mit den prächtigen Worten: brünstig Gedächtniß, hitzig Erkenntniß, empfindlicher Schmack des Leidens Christi, äfft er uns, zeigt uns das Heiligthum durch ein Glas, da mögen wir sehen und

riechen, bis wir satt werden, ja im Traum. — Am Ende will ich Jedermann treulich und brüderlich gewarnet haben, daß er sich vor Dr. Carlstadt und seinen Propheten hüte um zwei sonderlicher Ursachen willen. Die erste, daß sie unberufen laufen und lehren; die andere ist, daß diese Propheten das Hauptstück christlicher Lehre meiden, fliehen und schweigen; denn sie lehren an keinem Orte, wie man doch solle der Sünden los werden, gut Gewissen kriegen und ein friedsam, fröhlich Herz zu Gott gewinnen, daran alle Macht liegt."

Später im September 1525 erbot sich Carlstadt zu einem Verhör. Vergeblich that Luther bei dem Churfürsten Fürbitte für den Demüthigen. Das Land blieb ihm verboten. Da jammert ihn des armen Mannes, und er schreibt eine Vorrede zu einem Büchlein Carlstadt's, in welchem sich dieser des Aufruhrs entschuldigt. „Wiewohl Carlstadt mein höchster Feind ist der Lehre halben, und wir beide darüber so hart aneinander gerathen sind, daß keine Hoffnung eines Vertrags oder fernerer Gemeinschaft geblieben ist, doch weil er in seinem Anliegen und Anfechtung sich solcher Treue zu mir versieht, will ich diese Treue bei mir finden lassen, so viel mir möglich ist und ihm den Dienst und andere mehr gern erzeigen. Denn das will ich hiermit gar frei und öffentlich bekannt haben, daß ich mit diesem meinem Dienste Carlstadt's Meinung und Lehre gar nicht bekräftige, sondern wie ich zuvor dawider geschrieben, also stehe und bleibe ich noch. So bitte ich nun beide, Herren und Jedermann, weil

Dr. Carlstadt sich des aufrührerischen Namens zu entschuldigen so hoch erbeut, daß man ihn lasse dazu kommen, auf daß Gott nicht weiter und höher versucht werde." Nach Jahren unruhigen Lebens hat Carlstadt endlich in der Schweiz den Frieden gefunden.

Inmitten der Stürme des Bauernkriegs ist Friedrich der Weise, Luthers gnädiger Herr, geschieden. Sein Bruder und sein Neffe waren beim Heer. „Ihr thut wohl, daß ihr zu mir kommt", sagte er zu seinem Prediger Spalatin, dem Freunde langer Jahre, „Kranke soll man besuchen", und legte seine Hand in die des treuen Dieners. Da sprachen sie von Dr. Luther, von den Bauern und von des Churfürsten nahem Ende. Am Abend nahm er das Abendmahl unter beiderlei Gestalt. Weinend umstanden ihn die Diener. „Lieben Kindlein, habe ich Einen von euch beleidigt, so bitte ich ihn, mir es um Gottes Willen zu vergeben: wir Fürsten thun den armen Leuten mancherlei, das nicht taugt." Ihm war das Evangelium die Botschaft der Liebe, ein süßer Trost. „Er war ein Kind des Friedens", sagte sein Arzt, „im Frieden ist er heimgegangen."

Nur einmal hatte ihn Luther von Angesicht gesehen, damals im Saal zu Worms an Kaiser Karls Seite. Die Liebe zum deutschen Vaterland und zum Evangelium war der einzige Bund, der schweigend geschlossen war zwischen dem Fürsten und dem Reformator. Luther schrieb: „O bitterer Tod für Alle, die er im Leben hinter sich läßt."

In der Regierung folgte sein Bruder Johann der Beständige: der ruhigen Vorsicht und dem weisen Gewährenlassen Friedrich's der treue und kräftig kühne Sinn Johann's. Der Regierungswechsel machte seinen Einfluß auf das Reformationswerk in Sachsen sofort geltend. Es galt an die Stelle des Umgestoßenen Neues zu setzen und dem Neugewonnenen neue Formen zu geben. Zu dem Zweck schrieb Luther: „Eine Weise christliche Meß zu halten und zum Tische Gottes zu gehen.“ Darnach seine „deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes“, doch nicht in der Meinung, daß ganz Deutschland soeben müßte die Wittenbergische Ordnung annehmen. Vor Allem aber galt es, Schulen in evangelischem Sinne zu gründen. Bisher habe man soviel Geld und Gut an Ablaß, Messen, Vigilien verlieren müssen, darum könne man, nun durch Gottes Gnaden solches Raubens los, Gott zu Dank und Ehren hinfort einen Theil desselben zur Schule geben, die armen Kinder aufzuziehen. „Lieben Deutschen, kaufet, weil der Markt vor der Thür ist, sammelt ein, weil es scheinet und gut Wetter ist, brauchet Gottes Wort und Gnade, weil es da ist. Denn das sollt ihr wissen, Gottes Wort und Gnade ist ein fahrender Platzregen, der nicht wieder kommt, wo er einmal gewesen ist. Er ist bei den Juden gewesen, aber hin ist hin, sie haben nun nichts. Paulus brachte ihn nach Griechenland; hin ist auch hin, nun haben sie den Türken. Rom und lateinisch Land haben ihn auch gehabt: hin ist hin, sie haben nun den Papst. Und ihr Deutschen dürft nicht denken, daß ihr

ihn ewig haben werdet, denn der Undank und die Verachtung wird ihn nicht lassen bleiben. Darum greifet zu und haltet zu, wer greifen und halten kann: faule Hände müssen ein böses Jahr haben.“ Man bedarf der Schulen um des Evangeliums willen, aber auch die Welt bedarf feiner, geschickter Männer und Frauen, um weltlichen Stand wohl zu halten. Vor allen Dingen sind auch die fremden Sprachen nöthig. Alles was man sonst von den Fremden holt: Seide, Wein, Würze kann man ihnen eher lassen, als ihre Sprachen.“ Mit dieser Aufforderung, christliche Schulen aufzurichten, wendet sich Luther an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte Deutschlands. Der gemeine Mann versteht nichts davon, die Fürsten kümmern sich nicht darum, so müssen sie es thun. Von Churfürst Johann war das wider die Fürsten doch nicht gesagt. Nach den Vorschlägen der Wittenberger beschloß er die neue Gestaltung des Kirchen- und Schulwesens im ganzen Churfürstenthum nach den reformatorischen Grundsätzen durch eine allgemeine Kirchenvisitation, welche in den Jahren 1527 und 28 durch dreißig angesehene Männer, churfürstliche Räthe und Geistliche, vertheilt in den Landeskreisen und von Ort zu Ort ziehend, ausgeführt wurde. Melanchthon hat dazu einen Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn geschrieben, eine Anleitung zur gesegneten Führung des evangelischen geistlichen Amtes. Die Visitatoren sollen sich nach der Pfarrer Leben und Lehre erkundigen, die Zahl der Pfarr- und Schulstellen vermehren, wo es nöthig ist, das Wort Gottes im Volk

fördern und begründen. In solcher Weise hat Luther 1528 das Meißner Land durchwandert. Sein alter Biograph, der getreue Mathesius, erzählt davon: „Der Doctor ließ sich auch selbst zu solchem heilsamen bischöflichen Werk gebrauchen und verhöret die armen Bäuerlein im Beten und befragt sie im Katechismus fein säuberlich und mit Geduld, und unterrichtet sie, deß ich von ihm eine liebliche Historie gehört. Denn da ein armes sächsisch Bäuerlein den Kinderglauben soll auffagen und spricht: Ich glöve in Gat den Allmächtigen; fragt der Doctor, was Allmächtigen heiße? Der gute Mann spricht: Ick wes nit. — „Ja mein Mann", spricht der Doctor, „ich und alle Gelehrte wissen's auch nicht, was Gottes Kraft und Allmächtigkeit ist. Glaub aber du in Einfalt, daß Gott dein lieber und treuer Vater ist, der will, kann und weiß als der klügste Herr deinem Weib und Kind in allen Nöthen zu helfen." Luther klagt: „Wir finden überall Armuth und Mangel; der Herr schicke Arbeiter in seine Ernte." Es ist die geistige Armuth des gemeinen Mannes wie der Pfarrer, daß sie fast ungeschickt sind zu lehren und nicht die Armuth am Geiste, welche die Bergpredigt selig preist, was ihm das Herz bewegt. Um zu helfen, schrieb er den Katechismus, und als ihm der zu groß wurde, auch den kleinen. „In ihnen hat er den Kern der göttlichen Wahrheit für die Einfältigen herrlich ausgedrückt, solche auch weder mit scholastischen Grillen noch schwülstigen Redensarten der Mystiker oder elenden Fabeln befleckt." Es heißt in der Vorrede des kleinen

Katechismus: „Diesen Katechismus oder christliche Lehre in solch kleine, schlichte, einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen, die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war.“ Er ermahnt Alle, so Pfarrer oder Prediger sind, wenn sie das Volk lehren, erstens die mancherlei Formen und Texte der zehn Gebote, Vater unser, Glauben und Sacramente zu meiden; bei einer Form soll Jeder bleiben, ein Jahr es treiben wie das andere. „Wenn du aber bei den Gelehrten und Verständigen predigst, da magst du deine Kunst beweisen und diese Stücke so bunt und kraus machen und so meisterlich drehen, als du kannst.“ Sodann, wenn der Text gelehrt ist, sollen sie auch den Verstand desselben lehren, und wiederum eine kurze, einige Weise nehmen. Zum dritten sollen sie auch einen reicheren, weiteren Verstand geben, den können sie aus dem großen Katechismus nehmen.

Er verstand es, zu den Kleinen und Einfältigen zu reden. „Alle Fragen des Katechismus soll man zuletzt in zwei Säcklein fassen im Herzen, welche sind Glaube und Liebe. Des Glaubens Säcklein hat zwei Beutelein; in das eine Beutelein stecke das Stück, daß wir glauben, wie wir durch Adams Sünde allzumal verderbt und verdammt sind. In's andere stecke das Stücklein, daß wir alle durch Jesum Christum von solchem sündlichen und verdammten Wesen erlöset sind. Der Liebe Säcklein hat auch zwei Beutelein: in das eine stecke das Stück, daß wir Jedermann sollen dienen, wie uns Christus gethan

hat. In's andere stecke das Stücklein, daß wir allerlei Böses gern leiden und dulden sollen." Für Jeden hatte er das rechte Wort, meist aus der eignen tiefen Erfahrung. Auf eine Zeit klaget ihm ein Weib, sie könne gar nicht mehr glauben. „Könnt ihr auch noch euren Kinderglauben?" „Ja!" sagt das Weib. Wie sie den fein andächtig herzählet, „haltet ihr auch", sagt der Doctor, „das für wahr?" Da die Frau „Ja!" sprach, „wahrlich, liebe Frau, haltet und glaubt ihr diese Worte für wahr, wie sie denn nichts als die Wahrheit sind, so glaubet ihr stärker denn ich. Denn ich muß alle Tag um Mehrung meines Glaubens bitten." Darauf dankt die Frau Gott und geht mit Fried und Freud von ihm. — Antonius Musa, Pfarrer zu Rochlitz, hat dem Doctor einmal herzlich geklagt, er selbst könne nicht glauben, was er Andern prediget. „Gott sei Lob und Dank!" hat der Doctor geantwortet, „daß andern Leuten auch so gehet, ich meinte, mir wäre allein also!" Dieses Trostes konnte Musa sein Lebtag nicht vergessen.

Der treue Hausgenosse Luthers, der uns solches aufbewahrt hat, hält auch dafür: „Wenn der Doctor in seinem Laufe sonst nichts Guts gestiftet und angerichtet hätte, denn daß er beide Katechismen in Häusern und Schulen und auf dem Predigtstuhle und das Gebet vor und nach dem Essen, und wenn man schlafen gehet und aufstehet, wieder in die Häuser gebracht, so könnte ihm die ganze Welt das nimmermehr genugsam danken oder bezahlen."

Das geistige Elend des niederen Volks ließ Luthern die einfach tiefsinnigen Worte des Katechismus reden: die Einkehr in das eigne Herz, der innere Kampf, der Sieg über den bösen Feind, das Glück und die Freude über das Heil, vom Himmel hoch gekommen her, gab ihm den Gesang. Er gab ein Gesangbüchlein heraus, es enthielt erst acht, dann zweiunddreißig, dann vierzig Lieder. Aus dem Quell der heiligen Schrift hat er geschöpft, deutsche Psalmen. Das Volk, das beim Gottesdienste theilnahmlos und schweigend der fremden Sprache nicht geachtet hatte, erfüllte nun die hohen Dome mit geistlichen Liedern in heimischer Sprache, gesungen nach gewohnten und liebgewordenen Weisen, es sang sich in die Reformation hinein; Vaterland und Himmelreich hatten beide im Kirchenlied ihr Recht gefunden.

Dies sind die Anfänge der allbekannten Luther-Lieder:

Wir glauben all' an Einen Gott —
Nun bitten wir den heil'gen Geist um den rechten Glauben allermeist —
Erhalt uns Herr bei deinem Wort —
Ein neues Lied wir heben an, —
Christ lag in Todes Banden —
Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir —
Ach Gott vom Himmel sieh' darein —
Nun freut euch lieben Christen gemein —
Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen —
In Fried und Freud fahr' ich dahin —.

Endlich die Krone seiner Lieder, der deutsch und protestantisch gewordene 46. Psalm, das Lied von der festen Burg, das Siegeslied des Protestantismus, das von Jahrhundert zu Jahrhundert klingen wird, Worte und Töne des einen Mannes, und doch im vollen Sinne ein deutsches Volkslied.

Elftes Kapitel.

Luther und Zwingli.

Die Schweiz, dem Rechte nach vom deutschen Reich fast gelöst, war in enger geistiger Verbindung mit ihm geblieben. Auch hier verlangte die Stimme des Volkes nach Wiedergeburt des religiösen Lebens, und die politische Freiheit war der Reformation der Kirche besonders günstig.

Huldrich Zwingli, geboren am 1. Januar 1484, wenige Monate jünger als Luther, war durch humanistische Bildung und eifriges Forschen im griechischen Text des Neuen Testaments ein freisinniger Theolog geworden. Als Pfarrer im Wallfahrtsort Einsiedeln hat er denen widersprochen, welche Maria, die jungfräuliche Mutter, höher achteten als ihren göttlichen Sohn. Im Münster zu Zürich hat er seit 1519 das Evangelium gepredigt. Nach zwei feierlichen Disputationen erklärte sich der große Rath von Zürich gegen Bilder und Meßopfer und gebot allen Predigern, sich allein an die heilige Schrift zu halten. Zwingli war nicht unberührt von den ersten Schriften Luthers, aber unabhängig von ihm hatte er die Wahrheit in der Schrift gefunden und machte das geltend. Sein Geist war hoch und klar, doch nicht wie Luther so tiefen

Gemüths. Nüchtern und thatkräftig hat er sich mit der Schweizerkirche in vollen Gegensatz zur katholischen Kirche gestellt.

Nach Abstellung der Messe war man auch in der Schweiz zur apostolischen Feier des Abendmahls zurückgekehrt. Nach der katholischen Kirchenlehre wird durch das Wort des Priesters Brot und Wein in Leib und Blut Jesu Christi verwandelt; nur der Schein von Brot und Wein bleibt, in Wahrheit ist es der Leib und das Blut des Herrn; täglich vollbringt der Priester dieses Opfer und Wunder. Luther hatte diese Wandlungslehre und das Opfer im Abendmahl verworfen mit der Berufung auf den Hebräerbrief, welcher lehrt, daß Christus einmal für immer sich zum Opfer dargebracht hat. Die irdischen Elemente bleiben, aber in, mit und unter dem Brot und dem Wein empfangen wir den wahren Leib und das wahre Blut Jesu Christi. Die Vernunft begreift es nicht, das Wie ist ein Mysterium. Doch hat es Luther auch erklärt aus der Lehre von den beiden Naturen in Christo: die menschliche nimmt Theil an den Eigenschaften und Kräften der göttlichen Natur, der Leib des Gottmenschen kann daher allgegenwärtig, also auch in Brot und Wein des Abendmahls sein. Er wollte die leibliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl, seine vollkommene Gegenwart in seiner Kirche nicht entbehren. Durch Forschen in der Schrift und durch schwere, innerliche Anfechtung war er zu diesem Glauben gekommen.

Auch er in seiner Grundlehre vom alleinselig-machenden Glauben hatte gesagt: „Nicht das Sacrament heiligt, sondern der Glaube an das Sacrament.“ Er schrieb noch 1524 nach Straßburg: „Das bekenne ich, wo Dr. Carlstadt oder Jemand anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab' wohl so harte Anfechtung da erlitten und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sah, daß ich damit dem Papstthum hätte den größten Puff geben können.“ Da waren die stürmischen Tage der Zwickauer Propheten gekommen und der Streit mit Carlstadt. In Antwerpen hatte Einer gesagt: Der heilige Geist sei nichts anderes als der natürliche Verstand und Vernunft. Im Bauern-krieg war die Freiheit zur Frechheit verkehrt worden. Alles sollte neu, Alles vergeistigt werden. Die Form ist Nichts, der Geist Alles. Auch im Abendmahl sind Wein und Brot nur Form, nur Aeußeres: der Geist, der Glaube nur wirkt Gemeinschaft mit Christo. Solche Reden er-schreckten Luther. Der Vernunft, welche durch die Erb-sünde zu allem Guten verderbt ist, wollte er sich nicht an-vertrauen. Wie stehet geschrieben? „Nehmet hin und esset! Das ist mein Leib.“ „Das ist“, so stehet ge-schrieben, da ist nicht daran zu deuten. „Wir sind ja nicht toll, daß wir glauben, Christi Leib sei im Brot auf grobe sichtbarliche Weise wie Brot im Korb oder der Wein im Becher, wie uns die Schwärmer gerne wollen auf-

legen. Unser Glaube will nur bekennen, daß Christi Leib da sei. Sonst mögen wir wohl leiden, man sage: er sei im Brot, er sei das Brot, er sei da das Brot ist, oder wie man will. Ueber Worte wollen wir nicht zanken, allein daß der Sinn da bleibe, daß nicht schlecht Brot sei, das wir im Abendmahl Christi essen, sondern der Leib Christi. — Christi Leib ist zur Rechten Gottes. Die Rechte Gottes ist aber an allen Enden. So ist sie gewißlich auch in Brot und Wein. Wo die rechte Hand Gottes ist, da muß Christi Leib und Blut sein."

Auch Zwingli hatte über das Abendmahl in der Schrift geforscht. Ihm stand der Grundsatz fest: Die Regeln der Grammatik sind dieselben in einem heidnischen Schriftsteller und im Neuen Testament. Das Wort „ist" heißt oft soviel als „bedeutet." Auch viele Stellen der heiligen Schrift fordern diese Erklärung. So: Christus ist der Eckstein, der Weinstock, so auch in den Einsetzungsworten des Abendmahls: Das ist mein Leib. Wo Luther Tiefsinn sah, sah Zwingli Widersinn. Ihm sind Brot und Wein nur Zeichen, das heilige Mahl ein Gedächtnißmahl; die Gegenwart Christi im Abendmahl eine geistige. Auch Oekolampadius, der gelehrte Professor von Basel, hatte endlich den Muth, dem offen beizutreten. Nicht nur in der Schweiz, auch in Schwaben und dem Elsaß ward diese Lehre bald vorherrschend. Luther hörte es; diese Gefahr erschien ihm größer als jede andere; man nahm ihm die Gegenwart seines Herrn, nahm ihm Jesum Christum selbst. Alles frühere Schwanken und Wünschen

war vergessen; es galt unerschütterlich fest zu stehen und einzutreten für die Heiligkeit, für das Wunder des Sacraments. Er ward immer heftiger, sein Zorn hatte keine Grenzen, sein Schelten kannte kein Maß: es waren Feinde seines Gottes, gegen die er kämpfte. In der Schweiz hatte man Bilder und Kreuze aus den Kirchen entfernt, aber in geordneter Weise und auf Befehl der Obrigkeit, so, wie einst Luther in Wittenberg es gewünscht hatte. Aber Zwingli galt ihm als einer der himmlischen Propheten, als ein Bilderstürmer, ein Sacramentirer.

Schon ahnete man die traurigen, weittragenden Folgen dieses Zwiespaltes. Die Straßburger Prediger baten durch einen Abgesandten, Luther möge sich des Streites enthalten. Er antwortete: „Unleidlich ist's, daß wir sollen schweigen, während sie reden, und daß wir ihnen weichen sollen, während sie unsere Gemeinde verwirren.“ Die Zuschrift der Straßburger veröffentlicht er mit einer Vorrede. Darin widerlegt er die Sacramentirer, wie er Alle nennt, die nicht seine Ansicht vom Sacrament des Abendmahls haben, durch die Verschiedenheit der Lehre in ihrer eignen Mitte. Ihr Bild ist zu suchen unter den Thieren der Apokalypse, die einen Leib und viele Köpfe haben. „Auch haben wir den Vortheil, daß wir die Worte nicht dürfen dehnen noch biegen, wie sie es thun.“ Es folgt die ausführliche Schrift: „Daß diese Worte Christi: das ist mein Leib, noch feststehen wider die Schwarmgeister.“ Wer hierin unrecht glaube und lehre, der lästere Gott und strafe den heiligen Geist Lügen, verrathe Christum

und verführe die Welt. Zwingli schickte als Antwort an Luther seine Schrift vom Abendmahl, begleitet von einem Brief voll Demuth, Selbstgefühl und Drohung. Im März 1528 ließ Luther sein „Bekenntniß vom Abendmahl Christi" ausgehen.

Darin zeigt er zunächst, wie seine Lehre vom heil. Abendmahl unwiderlegt geblieben sei. „Drei Stücke will ich aber für mich nehmen in diesem Büchlein. Auf's erste sei ein Jeglicher frommer Christ gewarnt vor den Sacramentsfeinden aus der Ursach, daß diese Sekte flugs im Anfang so viel Rotten und Häupter hat und unter einander selbst uneins sind dieses Textes halber (das ist mein Leib, für euch gegeben), denn solche Uneinigkeit und Rotterei kann und mag nicht vom heiligen Geist sein. Denn der Text muß ja einerlei und einfältig sein und einen einigen gewissen Verstand haben. — Zum andern hab' ich begehrt, daß man uns auch beweisen sollte aus der Schrift, wie das Wörtlein „ist" so viel heiße als bedeutet im Abendmahl." — Die betreffenden Schriftstellen werden nun geprüft. Mag immerhin manchmal „ist" den Sinn haben „bedeutet", in dieser Stelle leugnet es Luther. „Zum dritten, weil ich sehe, daß des Rottens und Irrens je länger je mehr wird und kein Aufhören ist des Tobens und Wüthens des Satans, damit nicht hinfort bei meinem Leben oder nach meinem Tode meine Schriften fälschlich führen mögen, so will ich mit dieser Schrift vor Gott und aller Welt meinen Glauben be-

kennen, darauf ich gedenke zu bleiben bis in den Tod, darinnen, daß Gott mir helfe von dieser Welt zu scheiden und vor unsers Herrn Jesu Christi Richterstuhl zu kommen. Und ob Jemand nach meinem Tode würde sagen: Wo der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren und halten, denn er hat ihn nicht genugsam bedacht, dawider sage ich jetzt als dann und dann als jetzt, daß ich von Gottes Gnaden alle diese Artikel habe auf's fleißigste bedacht und durch die Schrift gezogen." Nun bekennt er feierlich seinen Glauben an die heilige Dreieinigkeit, an Christus den Mittler, wahren Gott und wahren Mensch, an seinen bittern Tod, an die Erbsünde und den knechtischen Willen; und was er glaubt von der Kirche, der sichtbaren und der unsichtbaren, der Taufe und dem Sacrament des Altars, von Obrigkeit und Unterthan, von Orden, Stiftern und Gelübden, von der Vergebung der Sünden, dem Ablaß, den Seelenmessen, dem Fegfeuer, dem Heiligendienste, der Beichte, letzten Oelung und von der Auferstehung der Todten beider, der Frommen und der Bösen. „Das ist mein Glaube; denn also glauben alle rechte Christen und also lehret uns die heilige Schrift. Deß bitt' ich alle fromme Herzen, wollen mir Zeugen sein und für mich bitten, daß ich in solchem Glauben feste möge bestehen und mein Ende beschließen. Dazu helfe mir mein Herr und Heiland Jesus Christus, gebenedeiet in Ewigkeit, Amen."

Friedensvorschläge wurden gemacht. Luther antwortete: „Wohlan, weil sie denn gar so verrucht spotten,

will ich eine lutherische Warnung dazu thun, und sage also: Verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie nach Teufels Art in ihrem Jammer noch spottet. Nein, mir nicht! liebe Herren des Friedens und der Liebe. Wenn ich Einem Vater und Mutter, Weib und Kind erwürget, und wollt ihn dazu auch würgen und sagen: Friede, lieber Freund, wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden! was sollt er dazu sagen? So erwürgen wir die Schwarmgeister Christum meinen Herrn und Gott Vater in seinen Worten, dazu meine Mutter die Christenheit, mit meinen Brüdern, und sagen darnach: Ich soll Friede haben." Er war überzeugt: „Ein Theil muß des Teufels, und Gottes Feind sein, da ist kein Mittel." Er warf Zwingli vor, er habe geleugnet, daß Gottes Sohn für uns gestorben sei. „Ich bekenne für mich, daß ich Zwingli für einen Unchristen halte mit aller seiner Lehre, denn er hält und lehrt kein Stück des christlichen Glaubens recht und ist ärger worden siebenmal, denn da er ein Papist war."

Da war kaum Versöhnung zu hoffen. Der Landgraf Philipp von Hessen suchte dennoch sie zu bewirken. Er forderte die Vertreter der beiden Parteien auf, in einem Religionsgespräch zu Marburg sich zu vergleichen. Nur mit Widerstreben ging Luther darauf ein, er schrieb: „Dieser Handel ist nicht gering; ihr Fürgeben hat einen Schein, hat auch einen großen Anhang Aller, so gelehrt

geachtet im ganzen deutschen Land, aus Ursachen die ich weiß. Aber es fehlt ihnen an einem Stück, daß sie noch nicht wissen, wie schwer ist vor Gott zu stehen ohne Gottes Wort; Fürwitz und Frevel kann nicht anders handeln, denn wie sie handeln. Mit Zwingli zu handeln ist ganz unfruchtbar." Melanchthon suchte die Erlaubniß zur Reise beim Churfürsten zu hintertreiben. Der Rath von Zürich verweigerte Zwingli die Abreise: er ging dennoch, heimlich, in der Nacht, selbst seine Frau wußte nichts davon. Nachträglich erhielt er die Billigung des Rathes, der ihm Begleiter nachsendete. In Basel vereinte er sich mit Oekolampadius. Am 29. September 1529 kamen die Schweizer in Marburg an; Tags darauf die Wittenberger: Luther, Melanchthon, Cruciger und Jonas. Bei dem Religionsgespräch auf dem Schloß zu Marburg war nur der Landgraf gegenwärtig, dessen Räthe und einige vornehme Gäste. Luther und Melanchthon, Zwingli und Oekolampadius saßen allein an einem Tisch. Man kam überein, zunächst vom Sacrament des Abendmahls als dem wichtigsten Streitpunkt zu handeln. Das Volk ist gewohnt, den Führern zu folgen: wie wird das Gespräch enden? Die Einheit des reformatorischen Werkes hing davon ab.

Luther sprach: „Ich erkläre feierlich, daß ich von meinen Gegnern in Bezug auf die Lehre vom Abendmahl abweiche und ferner abweichen werde. Christus hat gesagt: Das ist mein Leib. Man zeige mir, daß ein Leib kein Leib ist. Ich verwerfe die Vernunft, den gesunden

Menschenverstand, die fleischlichen Gründe und die mathematischen Beweise. Gott steht über der Mathematik. Wir haben Gottes Wort; das müssen wir anbeten und thun." Das Gespräch war lebhaft, oft schroff und heftig. Vor sich auf dem Tisch hatte Luther mit Kreide die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib." Er weist mit dem Finger auf sie hin. „Der Teufel kann mich davon nicht abbringen. Wenn ich zu grübeln anfange, falle ich aus dem Glauben." Man war im Begriff, das vergebliche Gespräch aufzugeben, da mahnte der Landgraf: „Denkt an das Heil der Christenheit, räumt die Zwietracht fort aus ihrem Schooß." Man mußte an die Abreise denken, weil eine ansteckende Krankheit, der englische Schweiß, auch das Sterben genannt, in Marburg herrschte. Vorher kam man noch einmal zusammen: es war das letzte Mal, daß die beiden Reformatoren sich gesehen haben. Zwingli bot die Hand zum Frieden; mit Thränen in den Augen sprach er: „Es sind keine Leut' auf Erden, mit denen ich lieber wollt' eins sein, denn mit den Wittenbergern." „Ihr habt einen andern Geist als wir!" war Luthers harte Antwort. Er begriff nicht, wie die Schweizer die Gemeinschaft suchen könnten: „Das beweist deutlich, daß ihr keinen Werth auf eure Lehre legt. Ihr gehört nicht zur Gemeinschaft der christlichen Kirche, wir können euch nicht als Brüder anerkennen." Noch einmal drang man in ihn, und er wollte seine Worte mäßigen: „Wir erkennen euch als Freunde an, nicht aber als Brüder und Glieder der christlichen Kirche, doch die Liebe, die man

ja auch dem Feinde schuldet, soll euch nicht versagt sein." Die Schweizer ertrugen auch diese Beleidigung. Er rang sich's vom Herzen ab, seinen Glauben konnte er nicht lassen, endlich sprach er bewegt beim Scheiden: „Wir sind einverstanden, und ich reiche euch die Hand der Liebe und des Friedens." Es waren doch die Menschen, nicht die Reformatoren, die sich die Hände gaben. Der Landgraf neigte zu den Schweizern, doch sprach er: „Jetzo will ich lieber den einfachen Worten Christi glauben, als den scharfen Menschengedanken." Er hat doch als einen Erfolg des Gesprächs durchgesetzt, vorerst daß beide Theile versprachen, keine Streitschriften mehr wider einander zu wechseln; sodann daß 14 Artikel niedergezeichnet wurden, über die man einig geworden war. Sie handelten von den wichtigsten zum Heil nothwendigen Glaubenssätzen. Auch ein fünfzehnter Artikel vom Abendmahl lautet nicht gänzlich unverglichen: „Von dem Abendmahl unsres lieben Herrn Jesu Christi glauben und halten wir Alle, daß man beide Gestalt nach der Einsetzung Christi brauchen soll; daß auch die Messe nicht ein Werk ist, damit Einer dem Andern, todt oder lebendig, Gnade erlangt; daß auch das Sacrament des Altars sei ein Sacrament des wahren Leibes und Blutes Jesu Christi und die geistliche Nießung desselben Leibes und Blutes einem jeden Christen vornehmlich von Nöthen. Und wie wohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brot und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, so fern jedes

Gewissen immer erleiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist in dem rechten Verstand bestätigen wolle. Amen."

So schied man von Marburg: man hatte sich in der Hauptstreitsache weder geeinigt, noch über den Streit erhoben; dennoch war's der Anfang und die erste Urkunde einer evangelischen Union. Es war Friede und doch kein Friede.

Zwölftes Kapitel.

Speyer und Augsburg.

Während die Theologen der beiden evangelischen Parteien zu Marburg die zweifelhafte Vereinigung schlossen, gingen die Fürsten, welche der alten und die der neuen Lehre anhingen, immer weiter auseinander. Den Anlaß zum ersten Bündniß evangelisch gesinnter Fürsten gab eine Täuschung: Otto von Pack Rath des Herzogs Georg von Sachsen, verrieth dem Landgrafen ein Schutz- und Trutzbündniß katholischer Fürsten wider die Evangelischen. Er brachte darüber eine Urkunde bei, wie er sagte, eine Abschrift, jedoch versehen mit dem sächsischen Canzleisiegel und dem Handsiegel Herzog Georgs. Dafür empfing er 400 Gulden. Dieser Vertrag war erdichtet, die Urkunde gefälscht. Der Landgraf aber, der längst Feindliches vermuthet hatte, ließ sich täuschen. Er eilte nach Weimar zum Churfürsten. Beide Fürsten sammelten Truppen, um dem Angriff zuvorzukommen. Noch mahnte Luther zum Frieden. Das Aktenstück ward veröffentlicht: Herzog Georg erklärte feierlichst die Unächtheit desselben. Aber die Verhandlungen gingen langsam; der Landgraf war inzwischen schon in Würzburgisches Gebiet eingefallen und

der Landfriede war gebrochen. Doch wurde der Friede durch vermittelnde Fürsten wiederhergestellt.

Der Reichstag zu Speyer 1529 stellte noch immer die Hoffnung des Friedens und einer allgemeinen Reformation auf ein allgemeines Concil. Die Frage war, wie es bis dahin in Religionssachen zu halten sei? Die kaiserliche Regierung beantragte den Beschluß des Speyer'schen Reichstags von 1526, nach welchem „Jeder bis zum Concil in Religionssachen sich also verhalten solle, wie er sich gegen Gott und den Kaiser zu verantworten getraue", aufzuheben und dagegen das Wormser Edict wieder in Kraft zu setzen. Wo man bisher von letzterem abgewichen sei, solle man doch keine weitere Neuerung vornehmen und Niemand wehren, Messe zu halten. Kein geistlicher Stand solle verletzt werden bei Acht und Aberacht. Die Sekten, welche dem Sacrament des wahren Leibes und Blutes widersprechen, sollen ganz und gar nicht mehr geduldet werden, so wenig wie die Wiedertäufer. Hiermit wäre die Reformation zu einem drohenden Stillstand verurtheilt worden, es war eine entschiedene Reaction. Am 7. April hat die Mehrzahl der Stände diesen Antrag angenommen. Durfte sich die Minderheit der Evangelischen fügen? Sie hielten dafür, daß in Sachen, Gottes Ehre und der Seelen Seligkeit betreffend, die Majorität der Stimmen nicht entscheide. Vor drei Jahren hatten die Stände ganz anders beschlossen, was war gegen den jetzigen Beschluß zu thun? Man ergriff das einzige Rechtsmittel: Appellation an den Kaiser und

an die nächste gemeine, freie Versammlung der Christenheit, an die deutsche Nation. Man protestirte. Sofort nach dem Beschluß waren die Evangelischen berathend zusammen getreten. König Ferdinand und die Commissarien aber warteten ihre Antwort nicht ab. Nun setzten die Evangelischen am 25. April 1529 ihre Protestation schriftlich auf; sie ist unterschrieben von Churfürst Johann von Sachsen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernst und Franz von Braunschweig-Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang zu Anhalt und von 14 meist süddeutschen Reichsstädten, unter ihnen Straßburg, Nürnberg, Ulm. Der Reichstag ging in ausgesprochener Zwietracht auseinander. Den Protestirenden blieb der Ehrenname „Protestanten." Die Heldenworte Luthers: „Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" hallten tausendfach wieder in diesen Worten der Protestation: „Durch Gegenwärtiges protestiren wir vor Gott, unserem einigen Schöpfer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, der einst uns richten wird, und erklären vor allen Menschen und Creaturen, daß wir für uns und die Unsrigen in keiner Weise dem vorgelegten Decret beipflichten oder beitreten und allen den Punkten, welche Gott, seinem heiligen Worte, unserem guten Gewissen, unserer Seelen Seligkeit und dem letzten Beschluß von Speyer zuwider laufen."

Von Kaiser Karl hörte man harte Worte gegen die protestirenden Stände. Melanchthon, dessen Herz unter der Last der Weltereignisse immer trauriger wurde, ahnete

schon kommendes Unheil: „In Speyer ist etwas Großes vorgegangen. Das Reich, die Religion selbst ist in Gefahr.“ Die politische Klugheit ermahnte einen festen Bund wider Vergewaltigung durch den Kaiser zu schließen. Man that die ersten Schritte, aber Luther, die evangelischen Theologen waren dagegen. Der Kaiser ist die von Gott geordnete Obrigkeit, der man sich nicht widersetzen darf. Man würde der heiligen Schrift widerstreben, auf die man soeben sein Recht gegründet hatte. Dennoch kamen im October die protestantischen Fürsten in Schwabach, im November in Schmalkalden zur Begründung eines Bundes zusammen. Er sollte auf vollkommene Einheit des Glaubens gegründet sein. So entsagte man in der Stunde der Gefahr der Bundesgenossenschaft der Schweizer. Auch jetzt noch widerrieth Luther jeden Bund. „Unser Herr Christus, der bisher Ew. Churf. Gnaden ohne den Landgraf, ja wider den Landgraf wunderlich geholfen hat, wird wohl weiter helfen und rathen.“ Aus Stellen der heiligen Schrift wies er nach, wie gottwidrig die Selbsthülfe sei. Er verkannte die Lage nicht: hier Menschenschutz, dort Gotteswort. Aber seine Wahl war getroffen. „Aller Fürsten Unterthanen sind auch des Kaisers Unterthanen, ja mehr denn der Fürsten, und schickt sich nicht, daß Jemand mit Gewalt des Kaisers Unterthanen wider den Kaiser, ihren Herrn, wollte schützen, gleichwie sich's nicht ziemt, daß der Bürgermeister zu Torgau wollte seine Bürger gegen den Churfürsten zu Sachsen mit Gewalt schützen. Gott ist treu und wird

uns nicht lassen. Wenn ihr stille bliebet, so würde euch geholfen. Lieber zehnmal todt, denn solch' Gewissen haben, daß unser Evangelium eine Ursache sollte gewesen sein einiges Blutes oder Schadens, weil wir ja sollen die sein, die da leiden und uns nicht selbst rächen."

Der biblischen Einfalt der Evangelischen stand kaiserliche Staatsklugheit gegenüber. Kaiser Karl weilte damals in Oberitalien. Mit Papst Clemens VII war er gut Freund; in Bologna wohnten beide in zwei aneinander stoßenden Palästen; eine Thür in die Wand gebrochen verband die Gemächer der beiden Häupter der Christenheit. Der Papst krönte im Februar 1530 Karl V, am 22. mit der eisernen Krone der Lombardei, am 24. mit der goldenen Krone als römischen Kaiser. Das Reichsschwert überreichend, sprach er: „Führe es zur Vertheidigung der Kirche gegen die Feinde des Glaubens." Dann den Reichsapfel: „Beherrsche die Welt mit Frömmigkeit und Festigkeit." Knieend vor Clemens sprach der Kaiser: „Ich schwöre, alle meine Kräfte jederzeit zur Vertheidigung der päpstlichen Würde und der römischen Kirche zu verwenden." Und er wollte dieses Versprechen sofort bethätigen.

Ende des vorigen Jahres lag der Türke mit großer Heeresmacht vor Wien; schon wankten die Mauern, da hat er sein Lager angezündet und war zurückgegangen. Aber man war in großer Furcht, daß er in diesem Jahre zu erneutem Angriff wiederkehren werde. Ein Kriegsheer mußte gerüstet werden. Da berief der Kaiser einen

Reichstag auf den April nach Augsburg. Dort sollte die Rüstung gegen die Türken beschlossen werden; auch die Religionsstreitigkeit sollte ihre Lösung finden. Zur Milde und zur Strenge war der Kaiser bereit. Er zeigte zunächst nur die Milde. „Die Zwietracht hinzulegen, vergangene Irrsal unserm Heiland zu ergeben, jedes Gutdünken und Meinung in Liebe zu hören:" so ward der Reichstag ausgeschrieben. Der Kaiser versprach in Person zu erscheinen. Als solle dieser Reichstag die Stelle einer Kirchenversammlung vertreten, waren die protestirenden Stände aufgefordert worden, ihre Meinung in Sachen der Religion, auch was sie als Mißbräuche in der Kirche hielten, in eine Schrift zu stellen, um auf Grund derselben über eine Ausgleichung zu verhandeln. Luther mit seinen Collegen hat diese Schrift auf der Grundlage der Marburger Einigung aufgesetzt und nach verschiedenen Zwischenverhandlungen in 17 Artikeln zu Torgau seinem Churfürsten übergeben. Der hörte vor der Abreise nach Augsburg noch eine Predigt Luthers über die Worte: „Wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem himmlischen Vater." Ihn begleiteten Luther, Jonas und Melanchthon. Aber Luther wurde auf der Veste Coburg an der Grenze des sächsischen Landes zurückgelassen; er war in Reichsacht und durfte nicht vor dem Kaiser erscheinen.

Karl V zog am 15. Juni mit großer Pracht in Augsburg ein und begab sich sogleich nach dem Dom, wo er bei dem Gesang des Te Deum niederkniete und

Alle mit ihm; nur die protestantischen Fürsten blieben aufrecht stehen. Unmittelbar darauf beschied sie der Kaiser in seine Pfalz und forderte sie auf, an der Frohnleichnamsprocession des folgenden Tages theilzunehmen. Die Fürsten weigerten sich dessen: nicht zum Herumtragen und zum Anbeten habe der Herr uns seinen heiligen Leib gegeben. Als der Kaiser dringender wurde, rief der Markgraf Georg von Brandenburg: „Eh' ich wollte Gott und sein Evangelium verleugnen, ehe wollt' ich hier vor Ew. Majestät niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen." Von jener Forderung mußte der Kaiser abstehen. Daneben forderte er, nicht mehr predigen zu lassen in ihren Herbergen, denn die Menschen strömten herbei, die evangelischen Prediger zu hören, welche die Fürsten zum Reichstag mitgebracht hatten. Sie haben hierauf schriftlich erklärt: Gottes Wort dürfe nicht verhindert werden. „Wenn wir nicht einmal das tägliche Leben ohne nothdürftige Nahrung haben können, wie viel weniger das geistliche ohne geistliche Nahrung." Dieses ist dahin vermittelt worden, daß beiden Parteien das Predigen während des Reichstages untersagt wurde. Ein Herold verkündete, bei Lebensstrafe solle zu dieser Frist Niemand predigen, als welche der Kaiser dazu verordnen werde, diese sollten das Evangelium einfältig lehren und ohne Verunglimpfung.

Es kam Luther, der auf der alten Veste blieb, um zur Berathung möglichst in der Nähe zu sein, schwer an, zu dieser Zeit, da man sich auf ein umfassendes, unerschrockenes Bekenntniß der Reformation zurüstete, nicht bei

den Seinen in Augsburg sein zu können. Hatte ihn auch der Churfürst der Reichsacht wegen in Coburg zurückgelassen, so mochte er doch vermuthen, daß man dort, wo es einem Friedenswerk galt, ihm dem trotzigen Streiter den sanfteren Melanchthon vorgezogen habe. „So will ich doch beten und weinen bis ich merke, daß mein Rufen im Himmel erhört ist.“ Wie einst auf der Wartburg, so hat er auch hier schwere, innere Kämpfe zu bestehen. „Ich hatte eine Gesandtschaft des Satan bei mir. Ich war allein, da ward er doch so weit über mich Herr, daß er mich aus dem Gemache trieb und unter die Leute zu gehen zwang.“ Auch von Krankheit war er nicht frei, er klagte über Sausen, ja Donnern im Kopf. „Ich fühle, daß es keine Krankheit der Natur ist, und so erdulde ich standhaft die Faustschläge des Satansengels, die er meinem Fleisch gibt. Wenn ich nicht lesen und schreiben darf, so darf ich doch denken, beten und also auch wider ihn wüthen, darnach kann ich schlafen, müßig gehen, spielen und singen.“ Ohnmachten überfallen ihn. „Es will's nicht mehr thun, die Jahre treten herzu.“ Später erzählte er: „Damals suchte ich mir ein Oertlein, da man mich hin sollte begraben, und in der Capellen unter dem Kreuz gedachte ich, da würde ich wohl liegen.“ Der Churfürst schrieb ihm von Augsburg auf einem Zettel, der einem Briefe über die Reichstagsangelegenheiten beigelegt war: „Lieber, ehrwürdiger Doctor, nehmt allda verlieb. Wegen Gesundheit eures Leibes sind wir Alle hoch bekümmert, bitten Gott, er wollte euch lang erhalten um seines lieben Wortes willen. Euch

selbst ermahnen wir, wollet eure Gesundheit ja wohl pflegen. Dr. Caspar, unser Arzt, schickt euch Arzenei mit diesem Boten, das Haupt und Herz damit zu stärken, denn er ist euer treuer Freund; auch wir bleiben euch zu allen Gnaden wohlgeneigt.“ Dann kamen wieder bessere Tage. Den Tischgenossen zu Wittenberg beschreibt er seinen Aufenthalt in launiger Weise als den Reichstag der Dohlen und Krähen. „Da ist ein solch Geschrei, Tag und Nacht ohn' Aufhören, als wären sie Alle trunken, voll und toll: da quakt Jung und Alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimme und Odem so lange währen möge. Und möcht' gern wissen, ob auch solches Adels und reisigen Zeuges Etliche noch bei euch wären; mich dünkt sie seien aus aller Welt hierher versammelt. Ich habe ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und große Hansen immer vor unsern Augen, nicht sehr köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, Alle gleich schwarz und gleich grauäugig. Es sind große, mächtige Herren, was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich von einem Dollmetscher vernommen, haben sie vor einen gewaltigen Zug und Streit wider Waizen, Gerste, Hafer und allerlei Getreide. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießet wären. Ich halt' aber, es sei nichts andres, denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, und sehe wie sehr nützlich Volk es ist, Alles zu verzehren, was auf Erden ist.“ — Nach der Arbeit erholt und erfreut er sich auch an den Fabeln des

Aesop, die er in das Deutsche überträgt. „Weise, hohe Leute haben die Fabeln erdichtet und lassen ein Thier mit dem andern reden, als sollten sie sagen: Wohlan, es will Niemand die Wahrheit hören noch leiden und man kann doch die Wahrheit nicht entbehren, so wollen wir sie schmücken und unter einer lustigen Lügenfarbe kleiden, und weil man sie nicht hören will durch Menschenmund, daß man sie doch höre durch der Thiere Mund.“ Aber von allem Ungeschickten und Unzüchtigen will er das Buch reinigen, damit es ein lustiger und lieblicher, doch ehrbarer und züchtiger und nützlicher Aesopus werde, deß man ohne Sünde lachen und gebrauchen könne Kinder und Gesind zu warnen und zu unterweisen auf ihr künftiges Leben und Wandel. Die Stille des Ortes war dem Studiren günstig. Hier vollendet er seine Verdeutschung der Propheten und macht schöne Auslegungen einzelner Psalmen. Zumal der 108. Psalm hat ihm damals Trost gegeben. „Es ist mein Psalm, den ich lieb habe. Damit daß er mein ist, ist er doch Niemand genommen. Es gibt leider deren wenige, die zur heiligen Schrift oder zu einigem Psalm ihr Leben lang einmal von Herzen sprechen: du bist mein liebes Buch, du sollst mein eignes Psalmlein sein.“ Solcher Trost bewährt sich ihm auch bei der Trauerkunde vom Tode seines Vaters. „Wohlan, mein Vater ist auch todt“, sprach er zu Veit Dietrich, dem treuen Gefährten seiner Einsamkeit, nahm seinen Psalter, ging in die Kammer und weinete. An Melanchthon schrieb er: „Dieser Tod hat mich gar traurig gemacht. Obwohl

mich's tröstet, daß man mir schreibt, er sei stark im Glauben an Jesum Christum sanft entschlafen, so erschüttert mir das Leid und die Erinnerung doch das Herz. So oft sterben wir, ehe wir einmal sterben. Ich rücke nun in das Erbe des Namens ein, als der Aelteste in der Familie. Mir kommt's nun mit Recht und nicht nur zufällig zu, ihm zu folgen durch den Tod in das Reich Christi. Ich schreibe aus Traurigkeit heut nichts weiter, denn recht und billig ist's, daß ich als Sohn einen solchen Vater beweine, durch den mich der Vater der Barmherzigkeit geschaffen, durch dessen Schweiß er mich ernährt und zu dem gemacht hat was ich bin. Ich freue mich aber, daß er diese Zeiten erlebt hat, daß er die Wahrheit gesehen hat. Gepriesen sei Gott in allen seinen Werken und Rathschlägen in Ewigkeit. Amen."

Mit den Freunden in Augsburg stand Luther in regem brieflichen Verkehr, obgleich er zumal in der ersten Zeit über ihr Schweigen sich bitter beklagt. „Ich weiß nicht, ist es Nachlässigkeit oder wollet ihr nicht, da ihr doch wißt, wie sehr wir in unsrer Wüste in diesem durstigen Land nach euren Briefen lechzen. — Ich sehe, ihr habt euch Alle vorgenommen mit eurem Schweigen mich zu martern." Endlich kamen Briefe. Aber bald klagt er von Neuem. Alle Boten, die er fragt „bringst du Briefe?" antworteten „Nein." Wie gehts dem Herrn? „Wohl!" und nichts weiter. Bei heiterer Laune nennt er sie die Junker Schweigler zu Augsburg. Als einer der ersten Briefe aus Augsburg meldete, es gehe ein Gerücht, der

Kaiser werde das Predigen verbieten, schrieb Luther darüber seinem Churfürsten: „Wo Kais. Maj. begehren würde, daß Ew. Ch. Gn. sollten mit Predigen stille halten, ist nach wie vormals meine Meinung: der Kaiser ist unser Herr, die Stadt und Alles ist sein. Es sollte Kais. Maj. nicht die lautere klare Schrift zu predigen verbieten, weil man doch nicht aufrührerisch noch schwärmerisch predigt. Wohl möchte ich gerne sehen, daß man mit guten füglichen Worten Kais. Maj. könnte wenden mit Demuth. Aber man muß lassen Gewalt für Recht gehen. Wir haben das Unsre gethan und sind entschuldigt." Gleich dem Syrer Naeman könne der Churfürst doch in seinem Hause Gottes Wort lesen und ihm dienen. Aber das Verbot schien ihm von böser Vorbedeutung. Aehnlich werde der Ausgang des Reichstags sein. „Wie der Kaiser gefordert, man solle vom predigen ablassen, so wird er vom Fürsten fordern, er solle von der Lehre insgesammt ablassen."

Da brachte ein Bote den Entwurf der Bekenntnißschrift, um Luthers Urtheil darüber einzuholen. Melanchthon hatte dieselbe in der Zeit, da man in Augsburg auf die Ankunft des Kaisers harrte, auf dem Grunde der 17 Torgauer Artikel verfaßt, die nachmalige Augsburgische Confession; damals nannte man sie noch als eine Vertheidigungsschrift die Apologie. Luther antwortete: „Ich hab' Magister Philippsen Apologia überlesen: die gefället mir fast wohl, und weiß nichts daran zu bessern noch zu ändern, würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und

große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten." An Melanchthon schrieb er: „Gestern habe ich eure ganze Apologie noch einmal mit Fleiß gelesen, und sie gefällt mir sonderlich." Melanchthon aber besserte immer noch an der Schrift unter Gebet und Thränen, die große Verantwortung lag schwer auf ihm. Luther tröstet ihn: „Eurer großen Sorge, durch welche ihr geschwächt werdet, bin ich von Herzen Feind; daß sie in eurem Herzen so überhand nimmt, ist nicht der großen Sachen, sondern unsres großen Unglaubens Schuld. Denn eben diese Sache ist viel größer gewesen zur Zeit Johannis Hus und viel anderer, denn zu unsern Zeiten. Und ob sie gleich groß wäre, so ist der auch groß, der sie angefangen hat und führet, denn sie ist nicht unser. Was kränkt ihr euch denn selbst so stets ohn' Unterlaß. Ist die Sache unrecht, so laßt sie uns widerrufen. Ist sie aber recht, warum machen wir Gott in so großen Verheißungen zum Lügner, weil er uns heißt guter Dinge und zufrieden sein, der da sagt: wirf deine Sorge auf den Herrn. Der Herr ist nahe allen betrübten Herzen, die ihn anrufen. Es kam mich auch oft ein Grauen an, aber nicht allewege. Eure Philosophie, nicht eure Theologie, plaget euch also. Was kann der Teufel mehr thun, denn daß er uns tödte? Ich bitte euch um Gottes Willen, weil ihr doch sonst in allen andern Sachen euch wahret, kämpfet wider euch selbst: denn ihr seid euer größter Feind, weil ihr dem Teufel soviel Wehr wider euch selbst reichet." Bald darauf schrieb er: „Gnade und Friede in Christo! Fast weiß ich nicht, lieber Philippe, was ich an euch schrei-

ben soll, so schlage ich mich mit allerlei Gedanken herum über eure heillosen und thörigten Sorgen. Ich kann in Wahrheit sagen, ich bin in größeren Aengsten gewesen, als ihr jemals sein werdet wie ich hoffe, und ich wünsche keinem Menschen, auch denen nicht, die jetzt so wider uns wüthen, wenn sie auch Buben und Wütheriche sind, daß sie mir darin ähnlich werden. Und doch bin ich in solchem Jammer oft getröstet worden durch das Wort eines Bruders, bald durch Pomerani, bald durch eures. Sind wir auch gering, Lieber, so laßt doch den nicht gering sein, der durch uns redet. Ihr achtet euer Leben gering und fürchtet nur für die gemeine Sache: ich aber bin um der gemeinen Sache willen ganz wohlgemuth, denn ich weiß gewiß, daß sie recht und wahr sei, ja Christi und Gottes Sache, die nicht um einer Sünde willen zu erbleichen braucht, wie ich armer Heiliger erbleichen und zittern muß. Fallen wir, so fällt Christus mit, er, der Regierer der Welt. Und immerhin mag er fallen, ich will lieber mit Christo fallen als mit dem Kaiser stehen. Ihr haltet auch die Sache nicht allein. Ich bin euch wahrlich treulich zur Seite mit meinem Seufzen und Gebet, wenn ich's nur auch dem Leibe nach sein dürfte. Wirf dein Anliegen auf den Herrn! Harre des Herrn, sei getrost und unverzagt. Ich bitte für euch, habe für euch gebeten und will für euch beten und zweifle nicht, ich bin erhört, denn ich finde das Amen in meinem Herzen."

Zu Augsburg war am 20. Juni der Reichstag mit einer Messe eröffnet worden. Der Churfürst, das Reichs-

schwert in der Hand, blieb wiederum bei der Anbetung der Hostie aufrecht stehen. Der päpstliche Nuntius Vinzenz Pompinello zeigte in seiner Predigt, wie man in Rom von Deutschland denke und was man vom Kaiser hoffe. Er wagte es im Angesicht eines Reichstags dem deutschen Volk zu sagen, daß es schlimmer und gefährlicher sei als der Türke, denn die Deutschen zerreißen den ungenähten Rock Christi und schaffen auf teuflische Eingebung die einstimmig angenommenen heiligen Dogmen ab. „Großmächtiger Kaiser, erhabener König, schärft eure Schwerter, schwenkt sie gegen die treulosen Zerstörer des Glaubens und führt sie so in den Schooß der Kirche zurück. Kein Friede für Deutschland, so lange nicht diese Ketzerei von Grund aus durch das Schwert ausgerottet ist." Am 24. Juni sollten die Protestanten ihre Confession vorlesen. Der päpstliche Legat fand, der Tag sei schon zu weit vorgerückt, man solle das Document übergeben. Das verweigerten die Evangelischen, erst wollten sie es vorlesen, dann übergeben.

So geschah es am Nachmittag des 25. Juni. Der Kaiser hatte als Ort dazu die Kapelle in der bischöflichen Pfalz, wo er residirte, bestimmt; nur Fürsten und Stände waren zugegen, das Volk war ausgeschlossen. Die beiden chursächsischen Canzler traten vor, der Eine mit dem deutschen, der Andere mit dem lateinischen Exemplar. Der Kaiser, des Hochdeutschen wenig kundig, forderte die lateinische Verlesung. Churfürst Johann entgegnete: „Wir stehen auf deutschem Boden." Also las Dr. Bayer lang-

sam und feierlich den deutschen Text mit so klarer Stimme, daß das Volk im Hofe der Pfalz durch die geöffneten Fenster ihn hören konnte. Nach der Lesung wurden beide Urkunden dem Kaiser übergeben. Spalatin nennt dieses Bekenntniß „der allergrößten Werke eines, das je auf Erden geschehen ist." Es beginnt mit der Anrede an den großmächtigsten Kaiser, verweist auf dessen Ausschreiben des Reichstags und Aufforderung, daß jegliche Partei frei ihre Opinion und Meinung sagen solle zu christlicher Vergleichung. Hierauf folgen im ersten Theil 21 Artikel des Glaubens, kurz und einfach bekennend, wesentlich der alte Kirchenglaube, wie er auf den großen Synoden und durch Augustin festgestellt war, doch nicht in scharfer Bestimmtheit; nur in den Artikeln von der Rechtfertigung durch den Glauben allein, von den Sacramenten und vom Dienste der Heiligen ist die reformatorische Neuerung in mildester Weise bemerkbar. Der zweite Theil enthält in 7 ausführlichen Artikeln die Anzeige der abgeschafften Mißbräuche: von der Kelchentziehung, dem Verbot der Priesterehe, dem Meßopfer, der Ohrenbeichte, den Speiseverboten, Klostergelübden und von der Kirchengewalt.

Die mit Melanchthon gegenwärtigen evangelischen Theologen waren des Willens, die Confession zu unterzeichnen und vor dem Kaiser zu vertreten. Aber Churfürst Johann sagte: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurer Mitte ausgeschlossen sein sollte, ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen." Und Fürst Wolfgang zu Anhalt sprach: „Ich habe manchen Ritt gethan

für gute Freunde, sollt' ich nicht auch einmal meinem Heiland zu Ehren und Gehorsam mein Pferd satteln und mit Daransetzung meines Leibes in's himmlische Leben eilen." Zuletzt schien angemessener als vor Kaiser und Reich, daß nur Reichsstände die Confession verträten, daher sie von denselben Fürsten unterzeichnet wurde, welche die Protestation von Speyer unterschrieben hatten; von den Reichsstädten aber, aus Scheu vor dem Uebelwollen des Kaisers, haben nur zwei diesen Ehrenplatz eingenommen, Nürnberg und Reutlingen.

Die Lesung des Bekenntnisses hat einen großen Eindruck gemacht. Die Protestanten selbst fühlten sich dadurch gehoben. Einige katholische Reichsstände konnten sich dem Eindrucke nicht entziehen, daß das ein Bekenntniß von Christen, nicht von Ketzern sei. Herzog Wilhelm von Baiern sprach zu Dr. Eck: er hab' ihm Luthers Lehre falsch vorgestellt. Der antwortete: „Aus den Kirchenvätern will ich sie leicht widerlegen." „So hör' ich", rief der Herzog, „die Lutherischen sitzen in der Schrift, und wir sitzen daneben.." Der Bischof Stadion von Augsburg hielt dafür: sie haben nicht die katholische Kirche, nur die Mißbräuche der römischen Kirche angegriffen. Als Luther die Nachricht erhielt vom Tage des Bekenntnisses schrieb er nach Augsburg: „Mich freuet zu einer Zeit zu leben, da Christus von so theuern Bekennern in einer so ansehnlichen Versammlung durch diese herrliche Confession öffentlich ist verkündigt und der Spruch erfüllet worden: Ich rede von deinen Zeugnissen vor Königen. Müssen's arme

Prediger nicht reden, so reden's große Fürsten und Herren. Ihr habt dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist: dem Kaiser vollkommenen Gehorsam, Gott das auserwählte Opfer der Confession. Der Kaiser hat die evangelische Predigt in Augsburg verboten: nun predigt der Churfürst selbst sammt den andern Fürsten und Herren, daß sie es hören müssen. Christus schweigt ja nicht auf dem Reichstage: sie müssen mehr aus dem Bekenntniß hören, denn sie in einem Jahr von den Predigern gehört hätten."

Die katholische Partei war verschiedener Ansicht, was nunmehr zu thun sei. Die Friedfertigen hofften bei Melanchthon's Art noch auf eine friedliche Vermittelung. Zum Zeichen der Versöhnung forderten sie die Wiedererstattung der eingezogenen Kirchengüter. Auch Luther würde um diesen weltlichen Plunder nicht groß gemarktet haben, doch bemerkte er: „Sie sollen uns erst den Leonhard Kaiser wieder erstatten und viele Andere, die sie schändlicher Weise getödtet haben." Andere forderten Gewalt. Die Lutheraner haben ihre Confession mit schwarzer Tinte auf weißes Papier geschrieben: der Kaiser solle antworten in einer Schrift mit blutrothen Buchstaben.

Die Protestanten machten geltend, daß nun auch die Päpstlichen ihre Lehre in einem Bekenntniß niederlegen sollten, damit über beide verhandelt werde. Der Kaiser wäre das zufrieden gewesen. Die Katholiken aber weigerten sich dessen: sie seien nicht Partei, wie die Protestanten und denen gleich zu ordnen, sie seien die Kirche, das Reich;

jene abtrünnige Glieder, eine Secte. Eine Bekenntniß-schrift thue nicht Noth, ihr Glaube sei der Glaube der Kirche von Alters her. Nun forderte der Kaiser von den gegenwärtigen katholischen Theologen eine Widerlegung der evangelischen Confession. Niemand zweifelte, daß in dieser Forderung die Verurtheilung der neuen Lehre durch den Kaiser im voraus ausgesprochen sei.

In diesen Tagen der Besorgniß zeigt sich wieder Luthers Glaubensmuth; für Jeden hat er ein Wort des Trostes. „Ich meine es herzlich gut, sitze hier und denke, dies wird Dem, das wird Jenem zu Herzen gehen. Ew. Churf. Gnaden sei nur getrost. Christus ist da und wird Ew. Churf. Gnaden wiederum bekennen vor seinem Vater, wie Ihr ihn jetzt bekennt vor diesem argen Geschlecht. Derselbige Herr, der es angefangen hat, wird es auch hinausführen.“ Er tröstet seinen gnädigen Herrn mit dem Segen, den Gott in seinem Lande ihm gegeben habe: „Es wächst daher die zarte Jugend von Knäblein und Mägdlein mit dem Katechismo und Schrift so wohl zugericht, daß mir's in meinem Herzen sanft thut, daß ich sehen mag, wie jetzt junge Knäblein und Mägdlein mehr beten, glauben und reden können von Gott, von Christo, denn vorhin und noch alle Stifte, Klöster und Schulen gekonnt haben und noch können. Es ist fürwahr solch junges Volk in Ew. Churf. Gnaden Land ein schönes Paradies. Solches Alles baut Gott in Ew. Churf. Gnaden Schooß, zum Wahrzeichen, daß er Ew. Churf. Gnaden gnädig und günstig ist. Als wollt er sagen:

Wohlan, lieber Herzog Hans, da befehl ich dir meinen edelsten Schatz, mein lustig's Paradies, du sollst Vater über sie sein! Das junge Volk wird's thun, das mit seinen unschuldigen Zünglein so herzlich gen Himmel ruft und Ew. Churf. Gnaden als ihren lieben Vater so treulich dem barmherzigen Gott befiehlt." Dem Canzler Brück schrieb er: „Etliche der Unsern sind so wehmüthig und sorgfältig, als hätte Gott Unsrer vergessen. Ich hab' neulich zwei Wunder gesehen, das erste, da ich zum Fenster hinaus sah, die Sterne am Himmel und das ganze schöne Gewölb Gottes, und sah doch nirgend keine Pfeiler, darauf der Meister solch Gewölb gesetzt hatte: noch fiel der Himmel nicht ein, und stehet auch solch Gewölb noch fest. Nun sind Etliche, die suchen solche Pfeiler und wollen sie gern greifen und fühlen. Weil sie das nicht vermögen, zappeln und zittern sie, als werde der Himmel gewißlich einfallen aus keiner andern Ursachen, denn daß sie die Pfeiler nicht greifen noch sehen. Das andere: ich sah auch große, dicke Wolken über uns schweben, mit solcher Last, daß sie möchten einem großen Meere zu vergleichen sein, und sah doch keinen Boden, darauf sie ruheten oder fußten, noch keine Kufen, darein sie gefaßt wären, und fielen dennoch nicht auf uns, sondern grüßten uns mit einem sauren Angesicht und flohen davon. Da sie vorüber waren, leuchtete herfür beide, der Boden und unser Dach, der sie gehalten hatte, der Regenbogen." Sich selbst tröstete er mit Gebet. Veit Dietrich, sein Famulus, hörte ihn einmal beten: „Ich weiß, daß Du unser Gott und

Vater bist. Ich bin darum gewiß, Du wirst die Verfolger Deiner Kinder zu Schanden machen. Thust Du es nicht, so ist die Gefahr Dein so gut als unser. Ist doch der ganze Handel Dein eigen; sind wir doch nur gezwungen gewesen ihn anzugreifen, Du magst ihn also schützen."

In Augsburg machten sich die namhaftesten Gelehrten der katholischen Partei an die Widerlegung der Confession. Sie arbeiteten lange daran, doch verwarf der Kaiser die Arbeit, die er verworren und leidenschaftlich fand. Eine neue Bearbeitung wurde sechs Wochen nach Verlesung der Confession als ihre Confutation vor der Reichsversammlung verlesen und zwar im Namen des Kaisers. Die protestirenden Stände, als hierdurch widerlegt, wurden aufgefordert, zur katholischen Kirche zurückzukehren. Eine Abschrift der Confutation ward ihnen verweigert, doch hatten während der Verlesung Melanchthon und Andere sich Manches davon aufgezeichnet. Diese Aufzeichnungen wurden der Antwort auf die Confutation zu Grunde gelegt, welche Melanchthon unter dem nun bleibenden Namen einer Apologie der Confession, da der Kaiser ihre Annahme als Reichstagsschrift verweigerte, herausgab als eine Appellation an die öffentliche Meinung; und sie ist die zweite Bekenntnißschrift des deutschen Protestantismus geworden.

Der Kaiser mochte doch, um die Macht des Reichs gegen die Türken zu vereinen, damals eine friedliche Ausgleichung ernsthaft wünschen. Eine Commission von

Fürsten und Theologen beider Theile wurde zu diesem Zwecke niedergesetzt.

Luther sorgte sich um Melanchthon, daß der aus Kleinmuth oder um des Friedens willen der Sache Christi etwas vergäbe. Doch behält er seinen guten Muth: „Ich hoffe, es soll nicht Noth haben, denn ob sich Christus gleich ein wenig würde schwach stellen, ist er darum nicht vom Thron gestoßen. Sollten sie etwa den Adler in einen Sack schließen, so wird Doctor Martinus kommen und den Adler los machen, so wahr Christus lebt!“ Aber er drängt zum Verlassen dieses vergeblichen Reichstags: „Ich spreche euch los im Namen des Herrn von dieser Versammlung, immer wieder heim, immer heim! Seid ihr des Reichstags noch nicht satt, so nimmt mich's Wunder; ich bin sein müde.“ Die Commission, obwohl einer Verständigung scheinbar zuweilen nahe, fand doch keinen Frieden und wurde Ende August aufgelöst. Der Kaiser erklärte nunmehr, er werde nach seinem Eide als Vogt der römischen Kirche handeln. Er verhieß ein allgemeines Concil, forderte aber als vorher zu erfüllende Bedingung die Abstellung aller kirchlichen Neuerungen. Den protestantischen Ständen wurde der Entwurf zu einem Reichstagsabschied vorgelegt, den sie mit Abscheu zurückwiesen. Dieser Reichstagsabschied, am 22. Sept. verkündet, erneute das Edict von Worms. Sechs Monate — bis zum 15. April 1531 — werden den Protestanten zugestanden, um sich innerhalb derselben mit Papst, Kirche und Kaiser zu verständigen, unter Androhung der Acht.

Beim Abschied sprach der Kaiser zum Churfürst von Sachsen: „Oheim, Oheim, das hätte ich mich zu Ew. Liebden nicht versehen!“ Der konnte nicht antworten, helle Thränen traten ihm in die Augen. Luther schrieb: „Gott sei gelobt, daß unser lieber Fürst einmal aus der Hölle los ist.“ In Coburg traf der Churfürst mit ihm zur Heimfahrt zusammen. Luther hielt dafür: „Ich hab' die Sache meinem Herrn und Gott befohlen: Er hat's angefangen, das weiß ich; er wird's auch hinausführen, das glaub' ich. Weil es denn Gottes ist und nicht in unsrer Hand noch Kunst, sondern bloß allein in seiner Hand und Kunst stehet, so will ich zusehen wer die sein werden, die Gott selbst überpochen und übertrotzen wollen.“

Dreizehntes Kapitel.

Bund von Schmalkalden und zweifacher Religionsfriede.

In offener Zwietracht war der Reichstag auseinander gegangen. Der Krieg schien unvermeidlich. Die Protestanten hatten sich von der Kirche getrennt, nun drohte das Reich, sie von sich zu stoßen. Gemeinsamer Glaube und gleiche Gefahr führte sie zu einem politischen Bunde zusammen. Auch in weltlichen Angelegenheiten befragten die evangelischen Fürsten ihre Theologen, diese die heilige Schrift. Es war von großer Bedeutung, daß Luthers Ansicht, ob man der Obrigkeit Widerstand leisten dürfe, inzwischen eine Aenderung erfahren hatte. Auch die staatsrechtlichen Vorstellungen waren zu Anfang des 16. Jahrhunderts in einer Wandelung. Bei der Wahl Karls V war Mehrung der Macht des Reichsregiments und des Kammergerichtes Bedingung gewesen: eine Vertretung des Volks durch die Edelsten neben, in Manchem über dem Kaiser. Immer mehr machte sich in den protestantischen Kreisen diese Ansicht geltend, wie Luther sie ausspricht: „Deutschland ist nicht mehr eine Monarchia, da das Regiment bei Einem allein stehet, wie beim Türken.

Der Kaiser ist kein Monarch und Alleinherr im deutschen Reich, wie der König von Frankreich und England, sondern die Churfürsten sind zugleich auch weltliche Glieder mit dem Kaiser und des Kaisers Glieder und ist ihnen befohlen für das Reich zu sorgen. — Es sind nicht die Zeiten der Märtyrer, da Diokletian allein regierte und tyrannisirte wider die Christen." Er macht nun den Unterschied: „Ein Christ führt zweierlei Personen, nämlich eine gläubige oder geistliche, die andere eine bürgerliche oder weltliche. Die erstere muß leiden, die zweite ist, im Fall ihr Unrecht geschieht, verpflichtet, Widerstand zu leisten." Die Entscheidung wies er doch gern von sich ab: „Diese Frage gehört nicht vor die Theologen, sondern vor die Juristen. Der bürgerliche Theil muß es auf sein eigen Gewissen nehmen."

Der Kaiser, durch die außerdeutschen Länder seines Reichs in Anspruch genommen, wollte in Deutschland seinen Bruder Ferdinand als Statthalter einsetzen und zum römischen König erwählen lassen. Schon waren alle Churfürsten vom Kaiser gewonnen, mit Ausnahme des Churfürsten von Sachsen, welcher wohl wußte, daß man zu gutem Theil Ferdinand den harten Reichstagabschied von Augsburg schulde. Sollte er einem entschiedenen Feinde der evangelischen Sache seine Stimme geben? Dazu holte er Luther's Bedenken ein. Wenn der gleich antwortet: „Ach Herr Gott, ich bin solchen Weltsachen zu kindisch", so ist sein Bedenken doch wohl gestellt. Er räth zur Wahl Ferdinand's. „Ich besorge, man suche

mit dieser Wahl Ursach zu Ew. Churf. Gn.“ Man werde die Gelegenheit benutzen, die Churwürde auf seinen Vetter Georg zu übertragen. Wähle der Churfürst, so mache er rechtlichen Gebrauch von seiner Würde und zeige, daß der Augsburger Abschied seine reichsrechtliche Stellung nicht schmälere; auch könne er allein die Wahl nicht hindern; er wähle nur weltlicher Weise; die Weigerung der Wahl sei auch gemeiner deutscher Sache gefährlich. „Das Reich ist zerrissen, daraus denn Krieg und aller Jammer folgen muß.“ Werde Ferdinand gewählt, so habe doch der Churfürst geglaubt trotz des Kaisers, er könne und solle es auch dem Ferdinand zum Trotze.

In gleichem Sinn hat Luther sich auch in seiner „Warnung an meine lieben Deutschen“ an das ganze Volk gewandt, welches nach dem Ausgange des Reichstags von Augsburg unentschlossen zwischen seinem Kaiser und dem Evangelium stand. Mächtig erhob er seine Stimme wider die drohende Rüstung des Kaisers. „Das Gebet für die Römischen ist vergeblich gewesen und Gott zeuget gewaltiglich mit der That, daß er uns für sie nicht erhören will, sondern sie lassen gehen und sich an dem heiligen Geist versündigen, bis daß weder Buße, noch Besserung zu hoffen ist; denn sollt etwas mit Beten vor Gott zu erheben und bei den Geistlichen mit Vermahnen, Flehen und Demuth zu erlangen gewesen sein, so sollt's gewißlich auf dem Reichstag zu erlangen gewesen sein. So ernstlich ist von den Christen gebetet, und so hohe Demuth, Geduld und Flehen ist da bewiesen worden und

so gute Sache haben sie gehabt. Weil nun der Andern Vornehmen schlecht und steif stehet auf der Gewalt und setzen ihre Sache auf die Faust wider die öffentliche und bekannte Wahrheit Gottes, so soll sich Niemand vor ihnen fürchten, und sei nur Jedermann getrost und unerschrocken wider solche wüthige Gottesfeinde. — Wenn's nun auf's allerärgste geräth, so muß der zweien eins geschehen: ein Krieg oder Aufruhr, vielleicht alle beide zugleich. Wie es gerathe, so will ich hie mit dieser Schrift vor Gott und aller Welt bezeuget haben, daß die, so die Lutherischen gescholten werden, keine Ursach dazu gegeben, sondern allewege und ohne Aufhören um Friede gebeten und gerufen haben. Jene wollen nicht Frieden weder bei sich, noch bei andern leiden: wir haben bisher im Stillen gelehret und gebetet, kein Schwert gezuckt, Niemand verbrennt, gemordet, beraubt, wie doch sie bisher gethan und noch thun. Auf dem Reichstag haben sich die Unsern auf's tiefste immer gedemüthigt, schlecht mit Füßen über sich gehen lassen und dennoch immer Friede gebeten, geflehet und Alles erboten, was Gott leiden mag, und waren doch hohe, große Fürsten und Herren, fromme und redliche Leute. — So unser Gewissen unschuldig rein und sicher ist, so laß es fröhlich hergehen. Wird ein Aufruhr daraus, so kann mich und die Meinen mein Gott und Herr Jesus Christus wohl erretten. Will er mich nicht erretten, so sei ihm Lob und Dank gesagt; ich habe lang genug gelebt, den Tod wohl verdienet und meinen Herrn Christum am Papstthum redlich angefangen zu rächen. Nach

meinem Tode sollen sie erst den Luther recht fühlen. Wir sind jetzt zu Augsburg williglich erschienen und haben zur Antwort uns mit allem Fleiß und Demuth erboten. O ihr Unseligen alle, die auf Papstes Seiten gewesen zu Augsburg, es werden sich euer schämen müssen ewiglich alle euer Nachkommen und nicht fröhlich hören euch nennen, daß sie solche unselige Vorfahren gehabt haben. — Das ist aber mein getreuer Rath, daß wo der Kaiser würde aufbieten und wider unser Theil um des Papstes Sachen oder unsrer Lehre willen kriegen wollt', daß in solchem Fall kein Mensch sich dazu gebrauchen lasse, noch dem Kaiser gehorsam sei; sondern sei gewiß, daß ihm von Gott hart verboten ist in solchem Fall dem Kaiser zu gehorchen. Denn der Kaiser handelt alsdann nicht allein wider Gott und göttlich Recht, sondern auch wider sein eigen kaiserlich Recht, Eid, Pflicht, Siegel und Briefe. — Ich muß den lieben Kaiser Karl entschuldigen, seiner Person halben, denn er hat bisher, auch jetzt auf dem Reichstage, also sich erzeigt, daß er aller Welt Gunst und Liebe überkommen hat und würdig wäre, daß ihm kein Leid widerführe. Aber es muß dem lieben Kaiser gehen, wie allen frommen Fürsten und Herren. Denn wo ein Fürst nicht ein halber Teufel ist, sondern mit der Sänft regieren wollt', da kann's nicht anders sein, es kommen die größten Bösewichter in's Regiment, die thun was sie wollen unter des Fürsten Namen. Was sollt' dieser fromme Kaiser vermögen unter so viel Schälk und Bösewichter, sonderlich gegen den Erzbösewicht Papst Clemens. Darum soll sich

deß Niemand verwundern, ob unter des Kaisers Namen Verbot und Briefe ausgehen wider Gott und Recht; solches Alles ist ein Getrieb des obersten Schalk in der Welt, der solches anrichtet, ob er unter uns Deutschen könnte ein Blutbad stiften, daß wir zu Boden gingen. — Die erste Ursach, daß du in solchem Fall dem Kaiser nicht sollst gehorsam sein ist diese, daß du in der Taufe geschworen hast, das Evangelium Christi zu halten und nicht zu verfolgen. Zum andern sollte dich doch allein das allzusehr abschrecken, daß du mit solchem Streite auf dich ladest und schuldig machst vor Gott aller der Greuel, die im ganzen Papstthum begangen sind und fort begangen werden: das schändliche Leben, das sie geführt haben und noch führen; alle den Geiz, Räuberei und Dieberei, das unzählige Geld, so sie mit dem Ablaß fälschlich und betrüglich überkommen haben; alle das Blut, das der Papst vergossen hat, alle Mord und Kriege, die er angericht hat; allen Jammer und Herzeleid, so er in aller Welt gestiftet hat; den lästerlichen Betrug des Fegfeuers, damit sie alle Welt verrätherlich genarret und fälschlich erschreckt haben und fast all ihr Gut und Pracht damit erlogen und gestohlen. O welche Seelenmörder sind das, es wird bis an den jüngsten Tag kein menschlich Herz begreifen, wie großen Mord sie an den Seelen begangen haben mit ihrem Fegfeuer. Du mußt auf dich laden alle die Greuel und Lästerung, so sie mit der lieben Messe begehen, mit Kaufen und Verkaufen. Wie willst du die Abgöttereien tragen, da sie nicht genug daran gehabt, die Heiligen zu

ehren und Gott in ihnen zu loben, sondern eitel Götter daraus gemacht haben und das edle Kind, die Mutter Maria, schlecht an Christus statt gesetzt; wie will dein Gewissen tragen die großen Plagen, Marter und Gewalt, die sie aller Welt haben angethan mit der Angstbeicht, damit sie viel Seelen verzweifelt gemacht und allen christlichen Trost den elenden Gewissen geraubt haben und allein gedrungen auf die unleidliche Marter und unmögliche Arbeit, die Sünden zu erzählen und zu bereuen. Du mußt auf dich laden den leidigen Jammer und verfluchten Mißbrauch des Bannes und der Schlüssel. Was der Papst hat wollen für Sünden haben, das hat müssen Sünde heißen und sein, was er hat wollen heilig haben, das hat müssen heilig sein: hiemit ist er ein schrecklicher Herr gewesen über die ganze Welt, über Leib und Seele, Gut, Land und Leute, über Fegfeuer, Hölle, über Himmel, Engel, über Gott und Alles. Und zum dritten mußt du nicht allein solche Greuel auf dich laden und helfen stärken, sondern mußt auch helfen stürzen und ausrotten all das Gute, so durch das liebe Evangelium ist wiedergebracht und aufgericht. Unser Evangelium hat Gottlob viel großes Gute geschafft. Es hat zuvor Niemand gewußt, was das Evangelium, was Christus, was Taufe, was der Glaube sei. Wir haben gar nichts gewußt, was ein Christ wissen soll. Wir wußten nicht anders, denn Pfaffen und Mönche wären alles alleine, und auf ihren Werken stünden wir und nicht auf Christo. Nun ist es Gottlob dahin gekommen, daß Mann und Weib, Jung und Alt den Kate-

chismus weiß und wie man glauben, leben, beten, leiden und sterben soll. Solches Alles mußt du aber helfen ausrotten und vertilgen, wo du für die Papisten kriegst; du mußt helfen, daß unserer Pfarrherrn Kinder als arme verlassene Waislein und Hurenkinder verdammt und geschändet werden. Du mußt helfen, daß man an Christus statt auf der Mönche und Pfaffen Werke sich verlasse und im Sterben sie kaufe. Ist dir nun zu rathen, so hast du hierin Warnung genug. Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen. Ich will nicht zu Krieg und Aufruhr reizen, sondern allein zum Frieden. Hinfort laß ich den richten, der richten will, soll und auch kann, der wird nicht säumen und auch nicht fehlen, dem sei Lob und Ehre, Dank und Preis in Ewigkeit, Amen."

Wenig Tage vor dem Weihnachtsfest 1530 kamen die politischen Häupter der reformatorischen Bewegung in Schmalkalden zusammen. Von dieser Stadt erhielt der Bund den Namen. Dem schmalkaldischen Bunde der Augsburgischen Religionsverwandten, wie man sie nachmals von Seiten des Reichs genannt hat, traten zunächst 11 Städte bei. Das Bundesgesetz verbot jeden Angriff; die Mitglieder verpflichteten sich nur jedem feindlichen Angriff gemeinsamen Widerstand zu leisten, vorläufig auf 6 Jahre. Schon im folgenden Jahr gewann der Bund weiteren Umfang durch den Beitritt von Hamburg und Bremen, bald auch Braunschweig. Als zu Magdeburg der Churfürst von Mainz die Reformation gewähren ließ, er hat sie nach seiner Weise den Ständen des Erzbisthums

verkauft gegen Bezahlung seiner Schulden, trat auch diese mächtige Stadt zu dem Bunde. Die Noth hatte den Protestanten das Schwert in die Hand gegeben; beruhigt in ihrem Gewissen durch ihres deutschen Propheten Ausspruch, standen sie eine achtunggebietende Macht dem Kaiser gegenüber.

Auch hatte sich der Kaiser Baiern, sonst ihm so eng befreundet und eine Stütze des Katholicismus, dessen Herzog selbst gehofft hatte, römischer König zu werden, durch die Wahl Ferdinands entfremdet.

Und noch einmal schien das Morgenland mit dem Abendland um die Herrschaft ringen zu wollen: Soliman mit Kaiser Karl. Mit schreckenverbreitender Heeresmacht und orientalischer Pracht zog der Sultan gegen Wien. Fiel Wien, so war das ganze Abendland bedroht.

Wie war da auf einmal die Stellung der Protestanten dem Kaiser gegenüber eine so ganz andere geworden. Die er eben noch bedrohte, jetzt bedurfte er ihrer. Nur das ganze, in sich versöhnte Deutschland war dem Erbfeinde der Christenheit gewachsen. Daher begann der Kaiser Verhandlungen mit den Fürsten des schmalkaldischen Bundes. Wo die Vergleichsversuche zu Augsburg abgebrochen worden waren, sollten sie jetzt wieder aufgenommen werden. Als beiden Theilen genehme Mittler boten sich die Churfürsten von Mainz und Pfalz dar.

Luther gab darüber sein Bedenken ab in Gemeinschaft mit Melanchthon und Jonas. „In der Lehre, laut der Confession, kann und soll man nicht weichen. Es dünkt

uns wohl Etwas nachzulassen und zu weichen in äußerlichen Ceremonien um Friedens willen. Denn solche Vereinigung geschieht nicht als mit Bischöfen und Feinden, sondern vielmehr mit den frommen Leuten, so unter ihnen wohnen und unsere Lehre von Herzen lieb haben, und ihren Bischöfen ja so feind sind, als wir. So haben wir selbst bisher geschrieben und gelehrt, daß wir die Ceremonien für frei halten. Wir reden aber von solchen Ceremonien, die nicht wider Gottes Wort streiten." So wird der Meßkanon mit dem Heiligendienst verworfen, ebenso die Privatmesse. Wer das Abendmahl in einerlei Gestalt zu nehmen gezwungen wird, ist entschuldigt, aber wer dazu zwingt, die Bischöfe, kann hierin keine Vergebung der Sünden hoffen. „Die Absolution soll nicht aus der Kirche kommen, daß die Leute nicht so roh zum Sacramente hinlaufen, doch werde Niemand gezwungen, alle Sünden zu erzählen und die Gewissen wie unter dem Papste zu martern." Selbst die Jurisdiction will Luther bedingungsweise den Bischöfen zurückgeben. „Man muß in diesem Fall deß sich trösten, daß vor Zeiten die Juden auch mußten von Herodes und den Römern das Priesteramt empfahen. Die Bedingung ist: wo sie uns nicht damit wider Gott zu thun zwingen, sondern unsre Lehre bleiben lassen." Er mag es freilich nicht glauben, denn sie würden damit ihre Irrthümer öffentlich auf der Kanzel verdammen. Gern will er ihnen die Last, Ehesachen zu richten, überlassen. Die Klostergüter sind für Kirchen und Schulen verwendet worden, doch sollen sie kein Grund

der Zwietracht sein. — Die Verhandlungen zogen sich doch bis 1532 hin. Den Vergleichsartikeln gab Luther seine Zustimmung in einem Schreiben an den Churfürsten vom 11. Februar: „Die Artikel sind wohl leidlich und anzunehmen. Ist auch zu bedenken, daß Gott solche Ursachen zum Frieden uns anbeut, daß er vielleicht sein Evangelium damit und dadurch weiter zu bringen gedenke, und wir doch je schuldig sind auch uns selbst zu verleugnen und zu verlassen, wo wir Gottes Ehre, Namen und Wort preisen und fördern können.“ Dem Churprinzen Johann Friedrich schrieb er: „Ich erachte, Gott habe unser Gebet erhört und begegne und grüße uns mit Gnade und Friede. Ich besorge, daß wo wir solch Occasion fahren lassen Frieden aufzurichten, möchte sie nimmer mehr uns wieder so gut fürkommen. Denn so spricht das Sprüchwort: Die gute Gelegenheit ist vornen voll Haar am Kopfe, hinten aber kahl und stehet auf einer Kugel.“

Schon während der Verhandlungen wurden auf kaiserlichen Befehl die Processe beim Kammergericht gegen protestantische Reichsstände wegen eingezogenen Kirchengutes vorläufig eingestellt. Es hieß, selbst der Papst wolle die Augsburgische Confession wenigstens rechtlich anerkennen.

Je näher der Türke kam, je nachgiebiger wurde der Kaiser. Der Friede wurde zu Nürnberg am 23. Juli 1532 abgeschlossen, der erste Religionsfriede, dem ein Krieg doch nicht vorausgegangen war, ohne irgend eine religiöse Bedingung, nur als eine Verbürgung zwischen

dem Kaiser sammt den katholischen Reichsständen einestheils und den schmalkaldischen Bundesgenossen anderntheils sich nicht feindselig anzufallen, als nur gültig bis das verheißene allgemeine Concilium über den Religionsstreit entscheiden werde, und nur für diejenigen, die bereits der Augsburgischen Confession beigetreten waren. Ueber die letztere Beschränkung im Gegensatz der Protestation von Speyer tröstete sich Luther: „Daß der Kaiser diese Gnade auch Andern erzeige, dazu können und sollen wir ihn nicht zwingen, sondern Andere mögen auf Gottes Gnad wagen und hoffen, daß sie auch etwa Frieden und Sicherung erlangen, wie wir auch noch hoffen müssen."

Der Kaiser erntete sogleich den Segen der Duldung und des Friedens. Vor allen die protestantischen Stände stellten eine so mächtige Hülfe in's Feld, weit über ihre Reichspflicht, daß ein Heer zu Stande kam, vor dem sich der Sultan ohne Schwertschlag zurückzog. Jener Friede war die letzte Freude im Leben des Churfürsten Johann. Vom Frühjahr an war er am Fuße leidend gewesen. Luther schrieb: „Solche Marter erleidet kein Gefangener auf der Leiter im Thurm von Hans Stockmeister, als der Churfürst von den Wundärzten. Der Teufel hat ihm den Fuß gebissen und gestochen. Betet, betet weiter." Auch der Arzt meinte, hier könne nur Gott helfen. Die große Fußzehe wurde dem Kranken abgelöst. Während der Krankheit hat Luther zweimal seinen Herrn besucht, auch an seinem Bett gesessen und ihm das Evangelium gelesen und erklärt. Es war im August, der Churfürst

ritt wieder zur Jagd bei Schweinitz Da kam er todkrank zurück. Luther und Melanchthon wurden eilend herbei gerufen. Sie fanden ihn schon mit dem Tode ringend. „Ach wie ein großer Fürst stirbt da so einsam, daß nicht ein Sohn oder Vetter bei ihm gewesen, da er von hinnen ist geschieden!“ Er wurde am 18. August in Wittenberg bestattet. Luther tröstete sich und die Seinen: „Gleichwie die Kinderlein ohne Sorge geboren werden, ohne Sorge leben und ohne Sorge sterben, also wird unserm lieben Fürsten, Herrn Johannsen, am jüngsten Tage zu Sinn sein, als käm' er aus der Lochischen Haide von der Jagd, wird nicht wissen, wie ihm wird geschehen sein, wie Jesaias sagt: der Gerechte wird weggerafft und legt sich in sein Kämmerlein und Ruhebettlein. — Gott hat den frommen, beständigen Fürsten, da die Religion und Polizei der Kirchen und weltlich Regiment wohl bestellet war, aus diesem armseligen Leben abgefordert und zu sich in die ewige Ruhe und Freude genommen. — In unserem Fürsten ist eine große Frömmigkeit und Gütigkeit gewesen, in Herzog Friedrichen große Weisheit und Verstand. Wenn die zwei Fürsten wären eine Person gewesen, so wäre es ein groß Wunderwerk.“ Er klagte doch, da man ihn begrub: „Die Glocken klingen viel anders denn sonst.“

Churfürst Johann hatte von den ersten Tagen der Reformation treu zum Evangelium gestanden. Er wußte, welches sein Weg war, da er zu Augsburg sprach: „Es sind zween Wege, entweder Gott verleugnen oder die Welt;

denke nun ein Jeglicher, welches am besten sei. — Will mich mein Gott lassen bleiben einen Fürsten, wie ich bisher gewesen bin, so geschehe sein Wille. Ich kann aber auch ein anderer Mann werden.“ Treu als Fürst, treu als Christ, blieb ihm der Beiname: der Beständige. Ihm folgte sein Sohn Johann Friedrich mit nicht minder treuem Herzen für das Evangelium.

Die Protestanten hatten Frieden nach Außen, gewissermaßen selbst mit der römischen Kirche; noch herrschte Zwietracht innerhalb der evangelischen Kirche zwischen den Lutheranern und den Zwinglianern über das Abendmahl. Als Brüder hatten sich Luther und Zwingli wohl in Marburg die Hand gereicht, aber nicht als Brüder im Glauben. Straßburg, seiner natürlichen Lage nach deutsch und der Schweiz benachbart, bot die Hand der Vermittlung zwischen den streitenden Parteien. Zumal Bucer und Capito, Straßburger Geistliche, hatten das Versöhnungswerk zur Aufgabe ihres Lebens gemacht. Kein Jahr war vergangen seit dem Marburger Gespräch, als Bucer zu Luther auf die Veste Coburg kam, den Frieden zu betreiben, doch ohne Erfolg. Luther schrieb davon: „Martino Bucer antwort' ich nicht. Ihr wißt, daß ich ihre Streich' und List hasse. Sie gefallen mir nicht; haben bisher nicht so gelehret und wollen es doch weder erkennen noch bereuen, ja fahren fort zu sagen, es wäre unter uns kein Streit gewesen, daß wir also bekennen sollen, sie hätten recht gelehrt und wir hätten vergeblich gestritten oder wären toll gewesen.“ Nachmals überschickte Bucer ein neues vermittelndes Be-

kenntniß, darüber Luther: „Wir haben das Bekenntnißbüchlein empfangen und billigen es und danken Gott, daß wir doch in soweit einig sein, wenn ihr schreibt, daß wir beiderseits bekennen, daß der Leib und das Blut Christi im Abendmahl wahrhaftig zugegen sei und mit den Worten gereichet werde zur Speise der Seele. Ich wundere mich aber, daß ihr sagt, es sei auch Zwingli und Oecolampadius dieser Meinung. Geben die Schweizer dieses zu, werden sie auch die Folgerungen nicht weigern können. Wenn aber diese Meinung bei euch noch nicht zu ihrer Reife gekommen ist, so halte ich, man müsse die Sache verschieben und weiter auf die göttliche Gnade warten. Ich kann von dieser Meinung nicht weichen; ob ihr gleich dafür haltet, daß die Worte Christi, wie ihr schreibet, eben nicht darauf dringen, so dringet doch mein Gewissen darauf. Darum kann ich mich zu einer völligen und festen Eintracht mit euch nicht verstehen, ich wollte denn mein Gewissen verletzen oder zu einer viel größeren Zerrüttung unserer Kirche Anlaß geben. Ihr werdet es also nicht meiner Hartnäckigkeit, sondern meinem wahrhaften Gewissen und der Nothwendigkeit meines Glaubens zuschreiben, wo ihr anders rechtschaffen handeln wollt, daß ich diese Eintracht verweigere. Der Herr erleuchte uns und mache uns vollkommen einig. Das bitte ich, das jammere ich, darnach seufze ich.“

Auch in Schmalkalden wurde bei Aufnahme der vier oberdeutschen Städte, Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau, die Glaubenseinigung über das Abendmahl

versucht. Luther forderte erstens den Glauben an die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im Brot und Wein; zweitens den Glauben, daß dieser Leib nicht nur geistig und innerlich, sondern auch dem Munde dargeboten werde; drittens daß auch eine unwürdige Hand diesen Leib spenden und ein gottloser Mund denselben empfangen könne, gleichwie das Sonnenlicht, sowohl dem Sehenden als Blinden angeboten wird. Bucer, der sonst nur die erste Behauptung, nicht die beiden andern zugegeben hatte, erklärte sich mit Allem einverstanden. Luther schreibt: „Bucer sagt, daß er auch des Glaubens ist, der Leib des Herrn werde sowohl von eines Frevlers Hand dargereicht und von eines Frevlers Mund empfangen." Er sprach doch nur vielleicht den eigenen Glauben, nicht den seiner Partei aus. Darum verwahrt sich Luther gegen jede Rede, es sei Friede unter ihnen. „Man soll nicht glauben, die Versöhnung sei geschehen." Zumal auf den Glauben, daß auch der Unwürdige Leib und Blut Christi genieße, aber sich zum Gerichte, legte Luther großen Werth. Das Sacrament ist das Brot und der Wein, verbunden mit dem Worte Gottes. Das Wort Gottes macht Brot und Wein zum Leib und Blut. Das Wort Gottes aber bleibt dasselbe, mächtig und heilig, auch wenn der Spendende und der Empfänger dessen nicht würdig sind. Luther hat das oft deutlich zu machen und zu beweisen gesucht. „Gleich wie kein Heiliger auf Erden, ja kein Engel im Himmel das Brot und den Wein zum Leib und Blut Christi machen kann, also kann's auch Niemand

ändern noch wandeln, ob es gleich mißbraucht wird. An Gottes Gebot und Wort liegt Alles." Man entgegnete ihm, da der Ungläubige den Leib gewiß nicht geistlich empfange, wie solle er ihn leiblich empfangen? Dagegen Luther: „Auch der Satan, da er den Herrn auf die Zinne des Tempels führte, hat sich nur des Leibes, nicht des Geistes Christi bemächtigt. Auch Gottes Wort in den 10 Geboten bleibt das Gleiche, ob der Gottlose sie glaube oder nicht. Der Name Gottes wird im falschen Eid gemißbraucht, er bleibt dennoch heilig."

Zwingli war heldenmüthig in der Schlacht bei Cappel für seinen Glauben kämpfend gefallen. Oecolampadius zu Basel, diese andere Säule der schweizerischen Kirche, war wenig Monate darauf dem Freunde nachgefolgt. Wieder ging das Gerücht von Versöhnung. Luther aber schrieb dem Rath von Augsburg. „Wir sagen stracks nein dazu und wissen allzuwohl, daß sie zwinglisch lehren." Er verkannte nicht, welch ein Unglück diese Spaltung sei, wie sie den Romanisten Gelegenheit zum Schmähen biete und den Fortgang des Evangeliums hindere; aber er war gefangen in seinem Schriftverständniß, er könne nicht wider den Wortlaut der Schrift.

Dem Landgrafen Philipp lag die Versöhnung mit den Schweizern am Herzen. Es handelte sich nicht nur um eine bedeutende Machtvergrößerung des Bundes durch dieselben, sondern auch um die Eintracht und Erweiterung des Bundes im Innern Deutschlands selbst. Luther antwortete 1534 dem Landgrafen: „Meinem Herzen ist

nichts lieber, denn eine beständige Einigkeit, wenn es aber soll im Grunde gebrechlich und ungewiß sein, so ist doch die Treue verloren." Bucer erklärte sich bereit, die Augsburgische Confession anzunehmen, nach ihr zu leben und zu lehren. Luther bemerkte darauf dem Landgrafen, gegen solche Erklärung Bucer's sei nichts einzuwenden, „da aber diese Sache vom Anfang her weit und tief gerissen ist, daß bei den Unsern noch zur Zeit schwerlich geglaubt wird, daß es jene so lauter meinen, als die Worte da stehen, und die Sorge noch groß ist, daß ihrer Etliche unserem Namen und Glauben fast Feind sind, sehe ich für nutz und gut an, daß man die Concordia nicht so plötzlich schließe. Mit der Zeit wird sich's wohl zeigen, ob ihre Meinung rein und recht, oder etwas dahinter ist. Damit solche Concordia hernach ärger Discordia möchte werden." Darin noch auf dem katholischen Standpunkte, daß zur christlichen Einigkeit die volle Uebereinstimmung über den scharf bestimmten Begriff der Glaubenssatzung gehöre, war seine Gewissenhaftigkeit voll berechtigten Mißtrauens, daß jene nur aus weltlicher Klugheit, über den immer noch vorhandenen Zwiespalt ihn täuschend, die Bundesgenossenschaft suchten. Aber wie er sich dem Gefühl einer höheren Einigkeit in dem welthistorischen Kampfe gegen das Papstthum nicht entziehen konnte, wie er gern sein Leben dafür hingeben wollte, den unnatürlichen Zwiespalt zu versöhnen, war er doch zu Zeiten auch geneigt, auf all' diese Friedensvermittlung zu hören; über das Abendmahl, das ein Liebesmahl sein sollte, hat der

Geist starrer Zurückweisung und der Geist des Friedens selbst lange, ja wohl immer in seinem Herzen gekämpft. „Wenn diese Concordia befestigt ist", schreibt er nach Augsburg, „will ich mit Freudenthränen rufen: Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren! weil ich der Kirche den Frieden nach mir lasse." Im Frühling 1536 waren durch den Landgrafen wiederum Friedensverhandlungen eingeleitet. Luther hielt dafür, es möchten nur einige Theologen von jeder Seite zusammenkommen, es ist nicht nütz noch noth, daß unser ein großer Haufe komme, darunter etliche störrische Köpfe sein möchten, die Sache zu verderben. So kamen denn einige Abgeordnete der oberdeutschen Städte, Bucer im Namen der Schweizer, nach Wittenberg. Der Streit um die Versöhnung wogte hin und her. Die oberdeutsche von Zwingli ausgehende Anschauung glaubte an eine geistige Gegenwart Christi im Abendmahl, daher nur an einen geistigen Genuß durch den Glauben, der ja allein selig mache, was sie dann in das gegebene Sinnbild eingehend, auch einen Genuß des Leibes und Blutes Christi zu nennen nicht anstanden, als einen im religiösen Sinne wahren, insofern auch wirklichen Genuß. Luther aber hing an der wahrhaft leiblichen Gegenwart des Gottmenschen und an dem wunderbaren Genuß seines wirklichen Leibes und Blutes. Der in Worten leicht unscheinbar gemachte Gegensatz hatte bisher seinen schärfsten Ausdruck gefunden in der Zwingli'schen Folgerung, daß sonach Gottlose, Unwürdige als ohne den Mund des Glaubens vom wirklichen Leibe nichts

erhielten. Daher eine von Melanchthon aufgesetzte Concordia gerade dies lutherische Merkzeichen enthielt: daß auch die Unwürdigen den Leib des Herrn empfangen, obwohl ihnen zum Gericht. Am 23. Mai waren die Abgeordneten in Luther's Wohnung versammelt. Die Oberländischen erklärten ihre Uebereinstimmung mit Luther im Glauben an die wahre Gegenwärtigkeit des Leibes Christi und das Empfangen dieses Leibes im Abendmahl nicht allein mit dem Herzen, sondern auch mit dem Munde. Nur darüber konnte man sich nicht vertragen, ob Jeder, auch der Gottlose, Ungläubige den wahren Leib des Herrn empfange. Da gewann in Luther der Friedensengel die Oberhand. „Nur der Gottlosen halben stoßt ihr euch, bekennet aber doch, wie der heilige Paulus sagt, daß die Unwürdigen den Leib des Herrn nicht verkehren werden; darob wollen wir nicht zanken. Weil es denn also bei euch steht, so sind wir eins und nehmen euch an als unsere lieben Brüder im Herrn."

Unter Freudenthränen und mit gefalteten Händen dankten sie Gott. So haben sie die Schrift Melanchthon's, die Wittenberger Concordia, unterschrieben; bei aller Rührung doch mit dem stillen Vorbehalt, wie er wenigstens nachmals von Bucer vor den Schweizern geltend gemacht wurde, daß zwar die unwürdig zum heiligen Mahl Kommenden, die mit Sünden Belasteten, da sie doch immer noch ein Organ des Empfangens, einen wenn auch noch so löcherigen Glauben, mit sich

brächten, den Leib des Herrn genössen, nicht aber die Gottlosen, die gänzlich Ungläubigen. Luther, tief bewegt, predigte am Tage darauf. „Er sprach nicht allein, ja donnerte wie vom Himmel her.“ Es war Himmelfahrtsfest, seine Texteswarte: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur.“

Vierzehntes Kapitel.

Das Concilium und das Religionsgespräch.

Die drei Concilien des 15. Jahrhunderts von Pisa, Constanz und Basel werden reformatorische genannt, sie zeigten die Nothwendigkeit einer Reformation, welche zu vollziehen sie vergeblich gerungen haben. Die beiden ersten wurden versammelt, um die Kirche aus der Zerspaltung eines zweifachen Papstthums zu retten, aber nach dem Concil zu Pisa sah die Christenheit verwundert drei Päpste; zu Constanz wurde Hus verbrannt; wider die Versammlung in Basel schleuderte der Papst den Bann. Und doch schien nur von einem Concil in gesetzlicher Vollziehung die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu hoffen. Das erste Concil war zu Jerusalem von den Aposteln selbst gehalten worden; auf Concilien waren die Lehren der Kirche festgestellt und die Rechte des Papstthums geheiligt worden. Die Geschichte der Kirche war die Geschichte ihrer Concilien. Auf einem Concil sollte die ganze Christenheit durch ihre gelehrtesten und würdigsten Männer vertreten sein. In Deutschland war man durch den Reichstag, durch die ganze ständische Verfassung daran

gewöhnt, Berathung und Beschluß, ja Macht und Regierung in einer großen Versammlung zu sehen. Die Hoffnung auf ein allgemeines, freies, christliches Concil war in Deutschland volksthümlich, national.

Als in Sachsen die religiöse Bewegung begann und die Christenheit dem einen Mann, der das ganze Werk auf sich zu nehmen schien, theils als einem Werkzeug Gottes begeistert zufiel, theils seine That als Abfall und Empörung, ihn selbst als Ketzer und Kirchenräuber verwarf, da ward wiederum der Ruf nach einem Concilium laut. Auf jedem Reichstag wird es gefordert, in jedem Reichstagsabschied verheißen. Warum kam das Concilium nicht zu Stande? Der hohe Clerus und der Papst fürchteten es. Der Clerus, weil ein Concil die kirchlichen Mißbräuche abstellen sollte, die doch meist vom Clerus ausgegangen und ihm nützlich waren; der Papst, weil er des letzten Concil's zu Basel gedachte, welches ihn an die wahre Nachfolge Christi erinnert und seine Oberhoheit bestritten hatte.

Auch Luther hatte einst seine ganze Hoffnung auf ein Concil gesetzt. Aber schon in der Disputation zu Leipzig sprach er aus, daß auch Concile irren könnten. Er wies nach, daß deren einige sich widersprochen hätten. „Nur vier Concilien sind gemein gewesen und gehalten worden, so die ganze Christenheit belangen, nämlich die ersten vier.“ Jemehr er aber im Papstthum das Reich der Bosheit und im Papst den Antichrist selber sah, jemehr verlor er auch die Hoffnung, daß durch ein Concil,

vom Papst berufen, dem Evangelium und der Christenheit geholfen werden könne. Zumal ein Concil in Italien. „Die Italiener und Welschen sind so hoffärtig und steif, daß sie nicht wollen von Deutschen reformirt sein, da sie gleich mit klarem Wort Gottes überwiesen sind.“

Ein Concil mußte von Papst und Kaiser gemeinsam berufen werden. Der Kaiser war dem Concil günstig, weil er dort die Unterdrückung lutherischer und zwinglischer Ketzerei hoffte. Aber gelegentlich diente ihm die Forderung eines Concil's in seiner hohen Politik auch als Schreck- und Drohmittel wider den Papst. Auf dem Reichstag zu Augsburg hatten die Stände mit großem Eifer auf ein Concilium gedrungen, weigere sich der Papst, so solle der Kaiser allein es berufen, ein Nationalconcilium, auf dem solle der Religionsstreit beigelegt werden. Auch dem Kaiser war es damals Ernst mit der Berufung eines Concils, er trat mit dem Papst darüber in Unterhandlung. Clemens VII ging, obwohl widerwillig, darauf ein. Der Papst und der Kaiser gemeinsam verkündeten 1533 das Concil. Auch an die protestirenden Stände erging die Werbung. Ein päpstlicher Gesandter überbrachte sie dem Churfürsten Johann Friedrich. In Gemeinschaft mit seinen Collegen gab Luther dem Churfürsten ein Gutachten darüber ab. Es heiße in der Werbung: das Concil soll ein freies sein wie von Anfang an nach Gewohnheit der Kirchen. Dieser Artikel scheine bübisch und verrätherisch gestellt. Von Anfang an sei das Concil ein freies gewesen, nicht aber nach der

Gewohnheit der Kirchen. „Wo es klar wäre, daß der Papst ein Concilium nach Gottes Wort halten wollte, so bedürft' es keiner Frage, ob wir erscheinen und gehorsam sein wollten." Gibt aber der Papst ein Concil nach seiner Gewohnheit, so gleicht er dem Vater, der seinem Kind, das ihn um Brot bittet, einen Stein gibt." Wie sollten die Protestanten auf dem Concil erscheinen? als Angeklagte und zu Verurtheilende, oder Mitrathende und Mitrichtende? Sie forderten: Der Papst muß gleich den Protestanten Partei, nicht Richter sein. „Das Wort Gottes soll zwischen Papst und uns richten, es muß heißen ein christlich, nicht ein papistisch Concilium. In ein Concil wie die letzten, nach päpstlicher Gewohnheit, kann man nicht willigen, das hieße die Confession widerrufen und verleugnen. Ein Concil nach Gottes Wort kann der Papst nicht leiden, denn er siehet wohl, wie er müßte herunter fallen. Der Papst wird ein Concil berufen, da wird er Gott selbst sein und bleiben wollen, wird machen, schaffen, thun und lassen, was ihm gefällt. Das wird er ein Concilium heißen. Aber um solch ein Concilium bitte der Teufel und ich nicht." Clemens VII starb 1534, Paul III folgte ihm. Die Verhandlungen über ein Concil wurden von neuem aufgenommen. Im folgenden Jahr kam ein päpstlicher Legat Vergerius nach Wittenberg. Ein Bericht über seine Zusammenkunft mit Luther trägt in seinem naiven Festhalten an kleinen Aeußerlichkeiten recht das Gepräge einer unmittelbaren Niederzeichnung:

„Es ist Doctor Luther zu einer Unterredung zu dem Legaten gefordert worden. Alsbald den Sonntag früh hat der Doctor nach einem Barbier geschickt, daß er ihn barbieren und schmücken sollte. Als der Barbier kommen ist, hat er gesagt: Herr Doctor, wie kommt's, daß ihr euch heute so früh wollt barbieren lassen? Da antwortete Doctor Luther: Ich soll zu des heiligen Vaters, des Papstes Botschaft kommen, so muß ich mich lassen schmücken, daß ich jung erscheine, so wird der Legat denken: Ei der Teufel, ist der Luther noch so jung und hat soviel Unglück angerichtet, was wird er denn noch thun? Und als ihn der Meister Heinrich gebarbiert hat, da zog er an seine besten Kleider und hing sein gülden Kleinod — das in Gold gefaßte Bildniß des Churfürsten — an den Hals; da sagte der Barbier: Herr Doctor, das wird sie ärgern! Luther sagte: Darum thu' ich's auch. Sie haben uns mehr denn genug geärgert, man muß mit den Schlangen und Füchsen also handeln und umgehen. Da antwortete der Barbier: Nun Herr Doctor, so gehet hin in Gottes Frieden und der Herr sei mit euch, daß ihr sie bekehret. Doctor Luther sprach: Das will ich nicht thun, aber das kann wohl geschehen, daß ich ihnen ein gut Kapitel lesen werde und lasse sie fahren. Und als Luther solches geredet hatte, stieg er auf den Wagen und fuhr zu dem Legaten auf's Schloß, und als er im Wagen saß, lachte er und sprach: Siehe, da fahren der deutsche Papst und Cardinal Pomeranus; das sind Gottes Gezeug und Werk. Und da fuhr er in das Schloß

und ließ sich angeben, daß er da wäre; da ward er von Stund an eingelassen und empfangen; und er empfing sie wieder, aber nicht also mit herrlichen Titeln, wie man päpstliche Legaten vor Zeiten empfangen hat. Und unter Anderm haben sie von einem Concilio zu reden angefangen, da hat Doctor Martin Luther also zu ihm gesagt: Es ist nicht euer Ernst, daß ihr ein Concilium halten wollt, es ist nur euer Spott, und wenn ihr gleich ein Concilium haltet, so würdet ihr doch nichts handeln, denn von Platten, Kappen, Essen, Trinken und dergleichen anderem Narrenwerk, das wir vorhin wohl wissen und gewiß sind, das nichts ist: aber von dem Glauben und der Rechtfertigung, auch andern nützen und wichtigen Sachen, wie die Gläubigen mögen im einträchtigen Geist und Glauben stehen, da gedenket ihr nicht zu handeln, denn es wäre nicht für euch. Wir sind durch den heiligen Geist der Dinge gewiß und bedürfen gar keines Conciliums, sondern andere arme Leute, so durch eure Tyrannei unterdrückt werden, denn ihr wisset nicht, was ihr glaubet. Nun wohlan, habt ihr Lust dazu, so machet eins; ich will, ob Gott will, kommen, und wenn ich wüßte, daß ihr mich verbrennen solltet. Da sprach der Legatus: Wo, in welcher Stadt wollet ihr das Concilium haben? Darauf antwortete Luther: Wo es euch gefällt; es sei zu Mantua, Padua oder Florenz, oder wo ihr wollet. Da fragt der Legat: Wollt ihr auch gen Bononien (Bologna)? Antwortet Luther: Weß ist Bononien? Da sprach der Legat: des Papstes. Antwortet Luther: Allmächtiger Gott! hat der Papst auch

diese Stadt zu sich gerissen! ja ich will dahin kommen. Darauf sagte der Legat: der Papst würde sich nicht weigern, hierher zu euch gen Wittenberg zu kommen. Spricht Luther: Nun wohlan, so komme er her; wir wollen ihn gerne sehen. Da sprach der Legat: Wie wollet ihr ihn sehen? mit einem Kriegsheer oder ohne Heer? Luther spricht: Wie es ihm beliebet; wir wollen Beides erwarten. Da fragt ihn der Legat: Weihet ihr auch Priester? Luther antwortet: Freilich thun wir's, denn der Papst will uns keine weihen oder ordiniren. Und sehet, da sitzet ein Bischof, den wir geweihet haben, und zeiget auf D. Pomeranum. Dieses und anderes viel mehr redeten sie mit einander. Aber in Summa, Doctor Martin Luther sagt ihm Alles, was er im Herzen hatte und die Nothdurft erforderte, ohne alle Scheu, unerschrocken, mit großem Ernst. Und als der Legat auf dem Pferde saß und jetzt wegreiten wollte, sprach er zu Doctor Luther: Sehet zu, daß ihr euch zum Concil bereit machet, und Luther antwortet ihm: Herr ich will kommen mit diesem meinem Halse!"

Nicht Luther's Rock und gülden Kleinod, aber sein Glaube hat diesem Legaten imponirt, der nachmals sein Bisthum drangegeben hat und ein ernster Prediger der Reformation in Graubündten und Schwaben geworden ist.

Paul III hat das Concil auf den Mai 1537 nach Mantua ausgeschrieben. Als Zweck war die Reformation der Kirche genannt, doch zugleich die Ausrottung der verpestenden lutherischen Ketzerei. Ob die Protestanten solch

ein Concil überhaupt anerkennen und beschicken wollen, das sollte auf einer Bundesversammlung entschieden werden.

Mitte Februar 1537 versammelten sich die Fürsten und Abgeordneten der Städte, begleitet von ihren Theologen, in Schmalkalden. Herzog Ulrich von Würtemberg wohnte jetzt zum erstenmal bei. Auch ein päpstlicher Legat war zugegen: nur vor versammeltem Bund hatte der Churfürst ihn hören wollen; der Kaiser hatte seinen Vice-Canzler Held gesendet: eine große, ansehnliche Versammlung. „Viele meinen, selbst auf dem Concil zu Mantua würden nicht soviel gelehrte Männer zusammenkommen, wenn auch mehr Maulesel, Esel und Pferde", schrieb Luther aus Schmalkalden. Dr. Held drohte den Protestanten, im Fall sie das Concil nicht anerkennen und beschicken würden, mit Wiederaufnahme der Processe am Kammergerichte gegen sie. Er drohte im Namen des Kaisers: der Friede schien von Neuem gefährdet.

Luther gab noch einmal sein Gutachten: „Mir ist kein Zweifel, der Papst oder die Seinen fürchten sich und wollen das Concilium gehindert sehen, darum haben sie uns einen Teufelskopf scheußlich fürgestellet, damit wir erschrecken und fliehen sollen: nämlich, daß sie ein solch Concilium ausschreiben, darin sie nichts von der Kirche Sachen melden, sondern allein von der Ausrottung der giftigen lutherischen Ketzerei." Darum soll man die Werbung nicht weigern, doch sei nicht Noth zu eilen. „Wohl brächte auch das groß Aergerniß, vielleicht auch

Abfall bei vielen guten Leuten, daß wir in eben dieser Zeit, so der Türke vorhanden und der Kaiser in Arbeit, sollten das Concilium weigern. Wiewohl ich dafür halte, die römischen Buben haben das Concilium eben in dies Jahr gelegt, auf daß, wo die Lutherischen nicht würden hindern, es doch durch den Türken und Franzosen gehindert würde; wiewohl sie am liebsten hätten, daß es möcht' heißen von den Lutherischen gehindert."

Die Versammlung beschloß doch, die Beschickung eines Concils zu verweigern, zu welchem die Evangelischen geladen seien, nicht um daselbst gehört, sondern nur um verdammt zu werden. Aber die gegenwärtigen Theologen unterschrieben die von Luther abgefaßten, schmalkaldischen Artikel als den wahren, evangelischen Glauben, damit die Römischen zu Mantua wüßten, wobei man verharren und wofür man mit Leib und Leben einzustehen gewillt sei. Während die Augsburgische Confession, als von Melanchthon und in einer Zeit, wo Frieden noch zu hoffen, abgefaßt, mehr die Uebereinstimmung mit dem alten Glauben und nur den Widerspruch gegen Mißbräuche aufstellt, zeigen die Schmalkaldischen Artikel, von Luther's Hand geschrieben und ohne Hoffnung auf Versöhnung, scharf den Gegensatz wider die römische Kirche. Luther hatte sie vorher seinem Landesherrn geschickt und ihm nicht verborgen, daß der Haß ihrer Feinde dadurch noch mehr verbittert werden würde. Der Churfürst Johann Friedrich antwortete: er habe die Artikel zweimal gelesen, und obwohl er ein Laie, sei er doch in seinem Herzen überzeugt,

daß sie wahrhaft: er wolle sie bekennen, wo es die Noth erfordere, vor einem Concilium und vor der ganzen Welt, und bitte Gott, daß er ihn, seine Kinder und Unterthanen in demselben Bekenntniß ohne Wanken erhalten wolle. „Was die Wagniß und Fahr belangt, so unserm Land und Leuten, auch Personen derhalb begegnen möchte, die wollen wir Gott anheimstellen; er hat uns zu einem Fürsten erwählt, ist's sein Wille, so wird er uns dabei erhalten, ist's sein Wille nicht, so hilft keine Sorge der Gefahr, er wird es, wie es ihm gefällt, wohl machen, dem wir es in euer Gebet wollen befohlen haben."

Melanchthon fügte den Artikeln noch einen lateinischen Tractat über das Papstthum hinzu, damit auch über ihre Stellung zu demselben kein Zweifel bleibe. Auch er erhebt sich darin zu ihm ungewohnter Entschiedenheit und Kraft, wie angeweht von dem Geiste, in welchem Luther seine Artikel gestellt hatte. Er beginnt: „Der Papst maßet sich an, er sei nach göttlichem Recht über alle Bischöfe und Hirten, er habe nach göttlichem Recht beide Schwerter, das heißt auch die Macht, weltliche Reiche zu geben und zu nehmen; dies zu glauben sei nöthig zum Seelenheil: darum nennt er sich den Stellvertreter Christi auf Erden. Wir aber achten, daß diese drei Artikel falsch, gottlos, tyrannisch und der Kirche verderblich sind." Nach dem Nachweis aus heiliger Schrift und Geschichte lautet der Beschluß: „So müssen denn alle Christen sich hüten, daß sie nicht theilhaben an solch gottloser Lehre des Papstes, welcher die Ehre Christi verdunkelt und gotteslästerliche

Satzungen eingeführt hat. Darum sollen sie den Papst mit allen seinen Gliedern als das Reich des Antichrist fliehen und verwünschen, wie Christus befiehlt: Hütet euch vor den falschen Propheten!" Nach solchen Worten in feierlicher Erklärung abgegeben war die Beschickung des Concils in der That unmöglich, ja jede versöhnliche Uebereinkunft mit der römischen Kirche erschien undenkbar.

Luther's Abschiedswunsch hatte sich erfüllt, scheidend sprach er: „Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst!" Er hatte früher Schmalkalden verlassen. Er litt seit Jahren an heftigen Steinschmerzen und meinte damals, sein Ende sei gekommen. Der Churfürst besuchte ihn und sprach mit Thränen in den Augen: „Unser lieber Herre Gott wird um seines Wortes und Namens willen uns gnädig sein und euch, lieber Vater, euer Leben fristen; denn ich besorge, wenn euch Gott hinweg nähme, er würde sein liebes Wort auch mit hinwegnehmen." Da antwortet Luther: „Ach nein, gnädigster Herr, das wolle Gott nicht! es sind noch viel gelehrte und getreue Leute, die es herzlich gut meinen und wohl verstehen, und ich hoffe, Gott werde Gnade geben, daß sie sich zur Mauer darüber machen und darüber halten." Da wandte sich der Churfürst zu den Umstehenden: „Liebe Herren, sehet zu, daß ihr uns über dem reinen Wort Gottes haltet, daß wir mögen bei unserm lieben Gott bleiben." Zuletzt tröstete er noch den Doctor: „Sorget euch nicht um Weib und Kind! euer Weib soll mein Weib, eure Kinder sollen meine Kinder sein." Aber Luther grämte sich, daß er in

der Fremde sterben soll und zumal hier. „Zwar stürbe ich gern, wenn nur des Teufels Legat nicht da wäre zu Schmalkalden und schrie es in der ganzen Welt aus, ich hätte vor großer Furcht und Zagen sterben müssen.“ Doch bald darauf sprach er: „Dir befehle ich mich, Herr, Du treuer Gott, ich will gern sterben, wenn und wo und auf welche Weise es Dir, mein Gott, gefällt, denn Dein Wille ist der allerbeste.“

Doch ließ er sich am 26. Februar von Schmalkalden fortbringen, und weil es bitter kalt war, schickte der Churfürst dazu seinen wohlverschlossenen Wagen. Die erste Nacht blieben sie in Tambach am Thüringerwald; dort brach sich die Krankheit. Noch in derselben Stunde meldet er es dem Freund Melanchthon nach Schmalkalden: „Gelobt sei Gott, der Vater der Barmherzigkeit und allen Trostes, der in dieser zweiten Stunde der Nacht sich eurer Bitten und Thränen erbarmt hat.“ Als es Morgen geworden, fuhr er nach Gotha, dort schrieb er seiner Hausfrau: „Ich bin todt gewesen und hab' dich mit den Kindlein Gott befohlen und meinem guten Herrn, als würde ich euch nimmermehr sehen; hat mich euer sehr erbarmt, aber ich hatte mich dem Grab beschieden. Nun hat man so hart gebeten für mich zu Gott, daß vieler Leute Thränen vermocht haben, daß mir Gott diese Nacht geholfen hat. Darum danke Gott und laß die lieben Kindlein mit Muhme Lenen dem rechten Vater danken; denn ihr hättet diesen Vater gewißlich verloren. Der fromme Fürst hat lassen laufen, reiten und holen, ob mir möcht

geholfen werden; aber es hat nicht wollen sein. Deine Kunst hilft auch nicht. Gott hat Wunder an mir gethan diese Nacht und thut's noch durch frommer Leute Fürbitt."

Zürnend verließ der kaiserliche Kanzler Schmalkalden. Er begab sich an die Höfe der katholischen Fürsten und forderte sie zu einem engen katholischen Bunde auf wider den von Schmalkalden, der in Tagen der Bedrängniß gestiftet, jetzt durch seine Machtvergrößerung Besorgniß erregen mußte. Sie haben diesen „heiligen Bund" 1538 zu Nürnberg geschlossen. Herzog Georg von Sachsen, Churfürst Albrecht von Mainz, die Herzöge von Bayern und König Ferdinand selbst im Namen des Kaisers. So standen sich die beiden Parteien gerüstet gegenüber, doch war für den Kaiser die Zeit noch nicht gekommen.

Das Concil von Mantua kam nicht zu Stande, doch stellte der Papst ein anderes in nahe Aussicht. Luther für seine Person erklärt sich auch jetzt noch bereit zu erscheinen, „unangesehen, daß euer Gott das verzehrende Feuer ist, durch welches ihr pflegt die Ketzer zu überwinden." Er spottete auch: Der Papst suche nach einem Orte, wo er das Concil halten könne, wie Einer einen Baum, um sich daran zu hängen. So volksverständlich hat er auch zu dieser Zeit (1539) seine Schrift „von den Conciliis und Kirchen" eingeleitet:

„Ich habe oft gesehen, daß man den Hunden an dem Messer einen Bissen Brot geboten, und wenn sie darnach geschnappt, sie mit dem Heft auf die Schnauze geschlagen hat, daß die armen Hunde nicht allein den

Schaden, sondern auch die Schmerzen dazu haben mußten. Ich dachte aber zu der Zeit nicht, daß der Teufel mit uns Menschen auch so sein Gelüsten hätte und uns für solche arme Hunde hielte, bis ich's erfahren an dem heiligsten Vater, dem Papst, beide in seinen Bullen, Büchern und täglichen Praktiken, da er mit der Christenheit auch ein solch Hundescherzlein treibt; aber Herr Gott, mit wie großem Schaden der Seelen und Spott der göttlichen Majestät! Gleichwie er jetzt mit dem Concilio thut. Da hat alle Welt nach geschrieen und gewartet, der gute Kaiser sammt dem ganzen Reich nun bei zwanzig Jahr darnach gearbeitet, der Papst auch immer vertröstet und verzogen, und dem Kaiser als einem Hunde den Bissen Brot immer geboten, bis er seine Zeit ersehen; da schlägt er ihn über die Schnauzen und spottet sein dazu, als seines Narren und Gaukelmännleins." Er zeigt vorerst, wie von dem Papst und den Seinen für die Reformation der Kirche nichts zu erwarten sei, nur Christus könne die Kirche reformiren. Die Väter haben ihre Weisheit aus der Schrift, darum sagt St. Bernhard, er trinke lieber aus dem Borne selbst als aus dem Bächlein. Die Concilia haben sich oftmals widersprochen, darum ist es nichts mit ihrer Weise. Zum zweiten weist er aus einer ausführlichen Darstellung der ersten Concile nach, daß die Aufgabe eines Concils nicht sei, neue Lehren einzuführen, sondern Alles nach der heiligen Schrift zu richten. „Wohl gleicht das Concil einem Reichstag, doch weil der Reichstag weltliche Dinge re-

giert, die sich ändern, so muß man zuweilen neue oder mehr Rechte ordnen, die alten ändern, bessern oder abthun und kann nicht ewiglich nach einem ewigen Recht sprechen. Gottes Wort aber bleibet ewiglich, darum muß man nach demselben richten und nicht neue oder andre Gotteswort machen. Ein Concilium, als ein großer Richter, muß alle großen Schälke fromm machen oder tödten, kann aber keine andre zeugen. Ein Pfarrherr und Schulmeister haben mit kleinen jungen Schälken zu thun und zeugen immer neue Leute zu Bischöfen und zu Concilien, wo es Noth ist. Ein Concilium haut die großen Aeste ab an den Bäumen, oder rottet die bösen Bäume gar aus. Aber ein Pfarrherr und Schulmeister pflanzen und zeugen eitel junge Bäumlein und Würzsträuchlein in den Garten. O sie haben ein köstlich Amt und Werk, und sind die edelsten Kleinode der Kirchen, sie erhalten die Kirchen. — Wohlan, müssen wir denn an einem Concilio verzweifeln, so sei es dem rechten Richter, unserm barmherzigen Gott befohlen. Indeß wollen wir die kleinen und die jungen Concilia, das ist Pfarren und Schulen, fördern. Summa: die Schule muß das näheste sein bei der Kirche, darnach des Bürgers Haus nahe an der Schule, darnach das Rathhaus und Schloß, so Bürger schützen muß. Gott aber muß der Oberste und Näheste sein, der solchen Ring erhalte wider den Teufel und Alles thue in allen Ständen, ja in allen Creaturen."

Wenn so die Hülfe und allgemeine Reformation durch ein Concilium immer zweifelhafter wurde, hielt man

sich noch an die Hoffnung auf ein deutsches Religionsgespräch; denn beide Theile hielten dafür, daß nur durch eine Ausgleichung über die Lehre der Friede gesichert und die Einheit des Reichs wieder hergestellt werden könne. Nach früheren vergeblichen Verhandlungen der Art hat der Kaiser ein solches Religionsgespräch nach Worms ausgeschrieben. Luther hat wenig Hoffnung darauf gesetzt. „Mich wundert nur, wie ein Friede möchte geschlossen werden: ihr wollet die Thür zum Evangelium offen, jene wollen sie geschlossen haben. Und werden sie gezwungen euch mindestens draußen die Straßen offen zu lassen, so doch das nicht einmal von Herzen.“ An den Churfürsten schrieb er: „Mit den Papisten ist es ein verzweifelt Ding. Sie sind verstockt und sündigen wissentlich wider die erkannte Wahrheit. Ich will wohl gern mit auf den protestantischen Tag, aber ich sehe nicht ein, daß ich da nütz sei. Es wird vergeblich Kost und Mühe abermal werden. Doch was Ew. Churf. Gnaden gefällt, will ich unterthäniglich bereit sein zu thun; liegt auch nicht viel daran, ob ich einmal die Augen zuthäte und die Welt nimmer sähe in ihrem verfluchten, gotteslästerlichen Wüthen. So sind nun Gott Lob, M. Philipp und D. Jonas gewiß genug und geschickt in dieser Sachen.“

Die Verhandlung in Worms schien sich der protestantischen Partei so günstig zu wenden, daß der päpstliche Nuntius in großer Besorgniß eine Beschlußfassung verhinderte. Aber überall, wo der Volkswille gebot, fast in allen Reichsstädten, hatte die Reformation gesiegt, das

Herzogthum Sachsen war sofort nach dem Ableben Herzog Georgs ihr zugefallen, der neue Herzog von Preußen hatte sein Recht auf sie gestellt, der Churfürst von Brandenburg gehörte ihr an, sie hatte an Dänemark, Schweden und Norwegen einen mächtigen Rückhalt, und in allen bischöflichen Landen, in Bayern und Oestreich selbst regten sich reformatorische Wünsche. Diese protestantische Macht war so groß und drohend geworden, daß der Kaiser, bevor er zur letzten Entscheidung griff durch das Schwert, noch einmal ernsthaft den Frieden suchte. Er verlegte das Religionsgespräch auf den Reichstag, der 1541 in Regensburg gehalten wurde, und erwählte dazu Theologen, wie die Parteien selbst, soweit sie den Frieden wollten, sie erwählt haben würden: für den katholischen Theil nächst Eck den Dompropst von Naumburg Julius von Pflugk und den Cölner Domherrn Johann Gropper, beide milden Sinnes, ehrbaren Lebens und von der Nothwendigkeit einer Reformation der Kirche überzeugt; für den protestantischen Theil Melanchthon und Bucer. Was in Worms verstörend eingewirkt hatte, schien jetzt nicht zu fürchten, der Legat selbst, Contarini, ein ernster, frommer Mann, war nicht fern von der Lehre, auf welche Luther die Reformation gestellt hatte, von der Rechtfertigung aus lauterer Gnade durch den Glauben allein. Der Kaiser achtete Priesterehe und Laien-Kelch zum Frieden der deutschen Kirche für nothwendig, und unter den Protestanten gab es Fürsten wie Theologen, welche für möglich hielten, den Papst anzuerkennen als Oberhirten, nicht als Oberherrn

der Kirche, wenn er nur das Evangelium zulasse. Der kaiserliche Minister Granvella legte den Verhandlungen eine Schrift zu Grunde als von etlichen gelehrten Männern ihm übergeben, so versöhnlicher Art, daß man zweifelhaft war über ihren katholischen oder protestantischen Ursprung; wahrscheinlich ist sie von dem Cölner Domherrn verfaßt, aber auch Melanchthon oder Bucer ist für den Verfasser gehalten worden.

Auf der Grundlage dieser Schrift kam es wirklich zu einer Lehreinigung über vier Artikel, welche Luther immer als die streitigen Hauptartikel behauptet hatte: von der ursprünglichen Gerechtigkeit des Menschen, von der Erbsünde als einer wirklichen, tödtlichen Sünde, vor allem von der Rechtfertigung, daß der Mensch vor Gott gerechtfertigt werde, nicht durch eigne Werke oder Würdigkeit, sondern allein durch Christi Verdienst ergriffen im Glauben, nur daß dieser Glaube lebendig und thatkräftig sei. Das Erstere war die Lehre der Reformation selbst, und das Zweite hatte sie nie geleugnet. Man fühlte gerührt, daß noch ein gemeinsamer Grund bestehe zwischen den beiden Gegenkirchen. Aber es galt, einestheils des Papstes wie Luthers Gutheißung zu den vereinbarten Artikeln zu erhalten, anderntheils über die Folgerungen, welche die Reformation aus jenem Grundartikel von der Rechtfertigung zog, sich zu vergleichen, dies sollte in zehn Artikeln von der Kirche, von Meßopfer, Sacramenten, Priesterthum, Mönchthum und anderen Satzungen des Papstthums geschehen. Darüber hatte man sich noch nicht geeinigt, als

eine stattliche Gesandtschaft an Luther und an den Churfürsten von Sachsen abgeordnet wurde, um ihre Genehmigung zu jenen Hauptartikeln zu erhalten. Der Churfürst hatte sich abhalten lassen, nach des Kaisers Wunsch auf den Reichstag zu kommen, Luther hatte ihm geschrieben: „Wo Ew. Gnaden selbst da sollten sein, und von ihnen gedrungen werden, so würden Ew. Gnaden zuletzt nicht Wehrwort genug finden, denn da ist kein Ablassen und Anhalten, bis sie etwas erlangen, wie ich zu Worms selbst erfahren. Will aber Ew. Gnaden sich mit dem Teufel selbst vertragen, wollen's wohl nach Torgau bekommen.“ Luther konnte nicht in Abrede stellen, daß in den vier Artikeln die Hauptstücke seines Evangeliums begriffen seien, aber er und der Churfürst wäre darauf gestorben, daß von Seiten der Papisten Alles nur auf eine Arglist und Schalkheit angefangen sei, um ihre Götzenbilder zu bemänteln und zu behalten, denn Gott habe ewige Zwietracht gesetzt zwischen Christus, des Weibes Samen, und zwischen die Schlange, die papistischen Teufel. Jedenfalls, wenn es ihnen Ernst sei, müßten sie auch wegen der übrigen zehn Artikel nachgeben, denn über diese habe die Reformation nur die Folgerungen gezogen aus jenen.

In Regensburg ist es wirklich so geschehen, als die Verhandlung zum Begriff der Kirche und zu ihren praktischen Satzungen kam, da zeigte sich in den einzelnen Folgerungen die Unversöhnbarkeit, deren man sich in ihrer Wesenstiefe nur bewußt war als ein mächtiges abstoßendes

Gefühl. Das Werk der Theologen war zu Ende: es war mißlungen.

Auf das theologische Urtheil sollte sich der Reichstagsbeschluß gründen. Das wäre wohl noch möglich gewesen, daß die Fürsten und Stände dennoch sich vertragend, weltlichen Frieden gemacht hätten. Aber neben der religiösen Zwietracht standen politische Gründe. Der König von Frankreich fürchtete die Erstarkung des deutschen Reichs durch das Friedenswerk; er suchte sich unter den Fürsten eine Partei zu gewinnen. Der Papst, der nur nothgedrungen die Hand zu friedlichen Unterhandlungen geboten, zog sie, gern die Gelegenheit benutzend, zurück. Den deutschen Fürsten, zumal den Herzögen von Bayern, erschien in ihrem Streben nach Machtvergrößerung die gegenwärtige Lage der Dinge günstig. So scheiterte auch der politische Friede. Luther gab dem Kaiser die Schuld: „Nun ist's genug für den Kaiser gebetet. Will er nicht den Segen, so mag er den Fluch tragen. Es ist nicht möglich, daß es nur allein die Schuld des Mainzer Teufels sei, wenn er nicht selbst ein rechter Heuchler wäre." Da der Türke drohte, habe er Frieden gemacht, nun sei Alles widerrufen. Straft der Kaiser nicht jenen Heinzen und Mainzen, so kann er wohl noch Achtung und Gehorsam, ja das Reich selber verlieren. Denn das Volk kann solche Zwietracht des Kaisers und der Fürsten in solchem Unglück nicht ertragen.

Der Reichstagsabschied ward verkündet: man solle sich an die vier vertragenen Artikel halten; noch stehe ein

Concil in Aussicht, inzwischen möge man sich gegenseitig ertragen. So war nur ein „Inzwischen" zu Stande gekommen. Der Erlaß heißt darum das Regensburger „Interim"; ein Waffenstillstand, der nach der Macht und nach dem Willen des Kaisers, die Einheit des Reichs in der kirchlichen Einheit wiederherzustellen, die heranziehende blutige Entscheidung in sich trug.

Auch der Papst wollte jetzt nichts wissen von den vier verglichenen Artikeln, so wenig als Luther, der über die Urkunde des Regensburger Interim urtheilt: „Ob die Meister dieses Buchs ihrem Dünkel nach die Sache auch gut gemeinet hätten, so ist doch der Teufel allda so giftig böse gewesen, der sie geritten, daß keine schändlichere Schrift seit dem Anfang unseres Evangelii wider uns gestellt noch vorgenommen worden ist.".

Fünfzehntes Kapitel.

Die neue Kirche.

Die Reformation der Kirche ist nicht zunächst aus dem Widerspruch gegen eine falsche Lehre, sondern aus der Angst einer Seele um ihr ewiges Heil hervorgegangen; sie hat mit dem Angriff Luther's auf einen alle Sittlichkeit empörenden Ablaßhandel, der den Himmel für Geld verkaufte, begonnen und ist mit innerer Nothwendigkeit fortgeschritten zu Widerspruch und Kampf gegen die katholische Irrlehre selbst, welche zum kirchlichen Mißbrauch führen mußte. Schritt für Schritt hat sich Luther von der römischen Kirche losgesagt, und jeder Schritt kostete ihm innern Kampf und Herzeleid. Zu zwei gewaltigen Ideen hatte sich das Mittelalter erhoben: es besteht auf Erden ein weltliches und ein geistliches Reich, Kaiserthum und Papstthum. Ihnen anzugehören gibt dem Menschen erst seinen Werth; nur innerhalb derselben kann, was in ihm liegt, sich entfalten, blühen und Frucht tragen. Außer dem Reich kein Friede, außer der Kirche kein Heil.

Von Rom aus war der Bann gegen Luther geschleudert, er war abgehauen als ein dürrer Ast vom Baum des Lebens. Er war außer der Kirche; aber

Tausende standen bei ihm. Da mußte die Frage gethan werden, was ist die Kirche? — Kirche hieß bisher die römische Kirche: alle Christen, die den Papst zu Rom als Oberhaupt anerkennen; im engern Sinne der Clerus, im engsten der Papst selbst als sichtbare Einheit der Kirche. Luther that die Frage und gab die Antwort, die er im Kampf des eignen Herzens, im Sturme des Lebens, im Wachsen seines Glaubens gewonnen hat. Seine Lehre von der Kirche ist in den Schriften „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche", „von der Freiheit eines Christenmenschen", „von Concilium und Kirchen" niedergelegt. Praktisch stellt sie sich dar in der großen Menge von Gutachten und Briefen, die er über kirchliche und kirchenrechtliche Fragen gegeben hat.

Innerlich überzeugt, die Sache Gottes zu treiben, des Heils gewiß durch den Glauben an Christus, vertheidigte Luther das Evangelium und darin die Wahrheit selbst. Ist die Kirche das Himmelreich auf Erden von Christus gegründet, so steht er in der Kirche. Die römische Kirche, deren Widersacher er ist, die mit ihm das Evangelium, mit dem Evangelium Christum verwirft — sie ist nicht die Kirche, nur mißbräuchlich führt sie diesen Namen.

Christus hat die Welt erlöst, das ist Christenglaube. Wo Christus ist, da ist Heil; es wird verkündet in der Schrift, in der Predigt des Evangeliums. Christus ist das Haupt am Leibe seiner Kirche. Gegenwärtig, auch leiblich, ist er im Sacrament des heiligen Abendmahls;

auch die Taufe hat er als Sacrament eingesetzt. Darum wo die Predigt des Evangeliums und rechte Handlung der Sacramente ist, da ist die Kirche Christi. „Das christliche, heilige Volk wird erkannt an dem heiligen Wort Gottes, an der Taufe nach Christi Ordnung, am Sacrament des Altars nach Christi Einsetzung, an den Schlüsseln oder der Kirchenzucht, an dem Amt oder der Ordination der Kirchendiener, am Gebete, Gott loben und danken öffentlich, am Heiligthum des Kreuzes, das stehet in Anfechtung."

Auf die Schrift, die allein Quell und Richterin des Glaubens ist und auf den Glauben, den die Predigt des Evangeliums wirkt, der nicht ein Wissen, sondern eine innerliche That ist, der allein vor Gott Rechtfertigung des Menschen wirkt, ist der Protestantismus gegründet.

Diese neue und zugleich biblische, altchristliche Lehre war zu hoch und zu geistig, als daß ihr Mißverstand fehlen konnte. Der Mißverstand zog aus der Lehre diese Folgerung: wird der Mensch gerecht und darum selig allein durch den Glauben, so bedarf er des Gesetzes nicht mehr; auch nicht zur Erkenntniß seiner Sünden und zur Buße; diese soll gelehrt werden nicht aus den zehn Geboten oder dem Gesetz Mosis, sondern aus dem Leiden und Sterben Christi; der Glaube, das Evangelium, die frohe Botschaft allein genügt dem Christen. Dieser Grundsatz machte sich in gefährlichen und ärgerlichen Reden laut: „Die zehn Gebote gehören auf das Rathhaus, nicht auf den Predigtstuhl, — das Gesetz ist nicht werth, daß es

Gottes Wort genannt werde, Alle die mit Mose umgehen, müssen zum Teufel fahren; an den Galgen mit Mosen! — Wenn du mitten in den Sünden steckst, glaubest du, so bist du mitten in der Seligkeit."

Wurde solche Lehre zur That, so war nicht nur die neue Kirche selbst bedroht, alle rechtliche Ordnung war dadurch in Frage gestellt. Diesen Irrthum lehrte Agricola, ein gelehrter Theolog, seit 1536 Docent zu Wittenberg. Luther hatte ihn lieb gehabt, er nannte ihn seinen lieben Freund, dem er seine Kirche, Schule, Weib, Kind und Haus als seinem Allergeheimsten und Vertraulichsten befohlen hatte, als er gen Schmalkalden zog. Gerade damals, während Luther's Abwesenheit, hatte jener seine Lehre, manchmal sie bezweifelnd bis zur Leugnung, oft kühn und unumstößlich, in Predigten und Streitsätzen verkündet. Luther sagt: „Wie wehe thut's, wenn einer einen guten Freund verliert, den er sehr lieb hat. Ich hab' ihn am Tisch gehabt, er ist mein guter Gesell gewesen, der mit mir lachte und fröhlich war. — Aber es ist ein gar zu großer Irrthum, das Gesetz verwerfen, ohne welches weder die Kirche noch das weltlich und häuslich Regiment, auch kein Mensch sein und bestehen kann; das heißt, dem Faß den Boden ausstoßen. Da ist Zeit zu wehren; ich kann und mag's nicht leiden. — Ich habe drei gräuliche Wetter erlebt und ausgestanden, Münzer, Sacramentirer und Wiedertäufer; weil die gestillt und weg sind, so kommen andere. Die giftige Lehre der Gesetzstürmer gehet sanft ein, schmeckt Fleisch und Blut wohl, ist fein süße. —

Ich bin nicht ein Märtyrer, der leiblich sein Blut vergeußt; was ich aber für Anfechtung in dieser Sache erlitten und erfahren habe, das weiß Gott. — Wär' ich zu Schmalkalden im Tod geblieben, ich hätte ewiglich solcher Geister Patron heißen müssen, denn sie berufen sich auf meine Bücher." So kämpfte er auch gegen diesen Feind in Predigt und Schriften. „Nur das Gesetz lehrt, wo Sünde und Tod herkommen; es ist auch im Neuen Testament enthalten, nicht allein im Alten. Christus ist nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, darum muß es immerdar bleiben; auch im ewigen Leben gilt es noch, doch wird's dann immer erfüllet, wenn die Creatur gar neu geworden ist. Der Irrthum der Gesetzstürmer besteht darin, daß sie träumen, die Sünde sei durch Christum wirklich weggenommen, und nicht verstehen, daß Gott sie den Menschen nur nicht mehr zurechnet um Christi willen. Doch wirkt das Gesetz allein noch nicht die rechte Buße, sonst bedürfte man des Evangeliums nicht. Das erste Stück der Buße ist die Reue, der Schreck, den wirkt das Gesetz. Das ist nur eine halbe Buße, wenn sie also bleibt, wird Kain's, Saul's, Judas' Buße daraus. Darum muß die Verheißung von Christo oder das Evangelium dem Gesetz bald folgen, um das erschrockene Gewissen aufzurichten. Daraus gewinnet der Mensch den guten Vorsatz, den Haß der Sünde und Liebe zu Gott, die Vollendung der Buße."

Agricola bekannte seinen Irrthum. Aber bald wurde offenbar, daß sein Widerruf nicht ehrlich war, sondern

aus Feigheit und Schwäche geschehen war. Luther sagte: „Es ist kein Ernst nicht, sondern eitel Heuchelei.“ Das persönliche Verhältniß ist nie vollständig wiederhergestellt worden: aber Gesetz und Evangelium galten fortan als die beiden Hauptstücke protestantischer Predigt.

Wer gläubig ist, gehört zur Kirche. „Kirche heißt die Zahl der Gläubigen in einer Stadt, einem Land oder der ganzen Welt. Sie besteht aus den Gläubigen und Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören, sie ist die Gemeinschaft der Heiligen.“ Weil aber der Glaube etwas innerliches ist, so ist auch die Gemeinschaft der Gläubigen eine unsichtbare, darum ist die Gemeinde der Heiligen auch ein Glaubensartikel: „Wir sind überzeugt, daß sie ist und sehen sie doch nicht; darum glauben wir eine allgemeine christliche Kirche.“ Diese Kirche ist eine, denn es gibt nur einen Christus; sie ist die allgemeine, denn sie umfaßt alle Gläubigen, sie ist die christliche Kirche, denn der Glaube an Christus vereint die Glieder. Sie ist zusammengesetzt aus den Gläubigen aller Zeiten und aller Orten; „sie ist nicht an irgend eine Stätte, Person oder Zeit geheftet.“

Von dieser unsichtbaren Kirche unterscheidet sich die sichtbare, ihr unvollkommenes Abbild. Wie der durch die Taufe wiedergeborne Mensch noch sündigt und schwach ist, so ist auch diese Kirche voll Mängel und schwach. Sie soll aber der unsichtbaren Kirche immer ähnlicher werden und einst in dieser aufgehen. Weil sie eine äußere ist, so bedarf sie auch äußerer, irdischer Ordnung. Ihr

Vorbild ist die apostolische Kirche, aber sie muß der Gegenwart Rechnung tragen. Bisher in der katholischen Kirche war alle Macht bei dem Clerus, im Papst: aber die Christen sind ein priesterliches, königliches Volk, alle Macht ruht in der Gemeinde. Daher auch die Macht der Bischöfe von der Gemeinde ausgegangen ist, und wenn sie das Evangelium hindernd diese Macht mißbrauchen, an die Gemeinde zurückfällt. Das ist derzeit geschehen, fast alle deutsche Bischöfe, nur dem Papst unterthänig, haben sich als Feinde des Evangeliums erwiesen. Aber noch ist die neue Gemeinde nicht geordnet, darum tritt der Fürst als der natürliche Schutzherr der Kirche in das Recht des Bischof als Nothbischof ein.

Zur Ordnung der Kirche und bei der Verschiedenheit der Gaben ist das Predigtamt nothwendig. Der Pfarrer predigt und spendet die Sacramente. Dazu wird er geweiht: die Weihe aber ist nichts als „ein Gebot, Befehl und Beruf zum Amt der christlichen Kirche.“ Seine Gewalt ist ein Dienst, er ist Diener des Worts, Mund der Gemeinde.

Auch bedarf die Kirche des Kirchengutes. Die Kirchen, die Diener der Kirche müssen erhalten, die Armen unterstützt werden. Durch Verlassen und Aufheben der Klöster kamen die Klostergüter in den Besitz der Fürsten. Luther machte den Vorschlag: „Man lasse Alles in einen gemeinen Kasten gelangen, daraus man nach christlicher Liebe gebe und leihe Allen, die im Lande dürftig sind, es sei Edler oder Bürger, damit man auch der Stifter Testament und

Willen erfülle. Es ist kein größerer Gottesdienst als christliche Liebe, die den Dürftigen dienet und hilft. Die Bischöfe und Priester, so Länder und Städte und Güter unter sich haben, soll man zu weltlichen Herren machen, denn sie sind im Grunde weltliche Herrn mit geistlichen Namen. Nach ihrem Tod sollen Pfründen und Lehen in den gemeinen Kasten fließen. Aus den Bettelklöstern in Städten wären gut Schulen für Knaben und Mägdlein zu machen, wie sie vor Zeiten gewesen sind. Aus den übrigen Klöstern möchte man machen Häuser, wie die Stadt ihrer bedürfte." Nach diesen Grundsätzen ist Manches in Chursachsen geschehen. So lang es nur niedere Geistlichkeit und Klosterleute betraf, drang man leicht durch, als aber Churfürst Johann Friedrich auch seine landesherrliche Gewalt in einer Bischofswahl geltend machte, brach unter den Katholischen der Sturm des Unwillens los. Der Bischofsstuhl zu Naumburg war erledigt. Das Capitel wählte einen würdigen Mann aus dem meißnischen Adel, Julius von Pflug, welcher an dem Religionsgespräch zu Regensburg Theil gehabt hatte. Aber gerade darum war der Churfürst ihm feind. Aus eigner Macht bestimmte er Amsdorf zum Bischof. Die Räthe, auch Luther machten ihm Vorstellungen. Der Churfürst aber wollte einen protestantischen, einen apostolischen Bischof haben. Denn nicht in alter Weise sollte das Bisthum bleiben. Die weltliche Gerichtsbarkeit wurde einem churfürstlichen Beamten übertragen, den größten Theil der Einkünfte nahm die churfürstliche Kammer in Beschlag. Luther hat ihn doch

zum Bischof geweiht. Damals ließ er auch das Schriftchen ausgehen: „Exempel einen rechten Bischof zu weihen", in welchem er zeigt, worin ein rechter Bischof bestehe und daß man dazu weder Chresem, noch Schmalz, Speck, Thran, Schmeer, Weihrauch und Kohlen brauche. Den alten Freund, den Bischof Amsdorf, begrüßt er fortan in Briefen als seinen zu verehrenden Vater und Oberen. Als Luther ihn einmal besucht, zahlt Amsdorf die Kosten und steckt ihm heimlich noch Gastgeschenke in den Reisesack. Launig dankt Luther dafür: „Ihr habt mich wider mein Wissen, als wenn es eine Kleinigkeit wäre, mit einem silbernen Krug und Löffel beladen und mich wider meinen Willen beinahe zum Diebe gemacht, ob ihr gleich das Exempel Joseph's anführen werdet, welcher seinem Bruder Benjamin seinen Becher in den Sack stecken ließ."

Die Kirche, als menschliche Gesellschaft, bedarf auch der Kirchenzucht. Sie besteht in Ermahnung, in Ausschließung vom Abendmahl, dem kleinen Bann, im Ausstoßen aus der Gemeinschaft, dem großen Bann. Die Ermahnung ist Sache des Pfarrers und mannigfaltig wie das Leben. Der Ausschluß vom Abendmahl hat statt, wenn einer in öffentlicher Unehre lebt und sich nicht bekehren will. Solche Zucht wollte Luther festhalten. Der große Bann erstreckte sich weiter, „so daß man auch verbeut Begräbniß, Verkaufen, Handeln, Wandeln und allerlei Gemeinschaft der Menschen, zuletzt auch Wasser und Feuer." Dahin soll es aber mit keinem Christen kommen. „Durch Schwert, Feuer und Krieg zu bezwingen, das ist wider

die Schrift; das Schwert des geistlichen Standes soll nicht eifern, sondern geistlich sein.“ Der kirchliche Bann wird von der Gemeinde durch den Pfarrer ausgesprochen. „Also wollte ich den Bann haben angefangen, wollen's auch, ob Gott will, zur Zeit thun.“ Gegen einen Solchen, der durch sein Leben öffentliches Aergerniß gibt, hat er dies Verfahren vorgezeichnet: „Wenn ich ihn zuerst vermahnet habe, so schicke ich zwei Personen an ihn, als zween Caplane oder andere. Darnach so nehme ich ihn für mich in die Sacristei oder sonst im Beisein der Caplane, zween vom Rath und Kastenherrn und zween ehrlicher Männer von der Gemeinde. Will er sich alsdann nicht bessern, sondern nach seinem halsstarrigen Kopf in öffentlichen Sünden leben und fortfahren, so soll ich's öffentlich der Kirche ansagen und will die Gemeinde bitten: helfet zu rathen, kniet nieder, helfet wider ihn beten und ihn dem Teufel übergeben.“ Doch meint er: „Die Seele dem Teufel geben, ist mehr ein Zeichen und Bedeutung, daß die Seele dem Teufel gegeben sei. Der Bann löst nur von der äußern Gemeinschaft, wenn der Mensch sich selbst von der inneren Gemeinschaft gelöst hat durch seine Sünde.“ Der Bann ist ein Mittel zur Besserung, recht gebraucht soll er mehr geliebt als gefürchtet werden; aber auch den, der im Bann ist, soll Niemand aus der Kirche treiben, ehe das Evangelium gelesen ist oder die Predigt geschieht. Denn von dem Evangelium und Predigt soll einmal Niemand bannen und verbannt sein; das Wort Gottes zu hören, soll frei

bleiben Jedermann. Ja die im rechten Bann sind, ob sie vielleicht dadurch bewegt, sich erkennen und bessern mögen. In Predigten lernen sie eben, wo es ihnen fehlt.“

Das ist überhaupt bedeutungsvoll in Luther's Wesen, daß seine Gedanken immer edel, seine Pläne großartig und weitsichtig sind, und er doch niemals die gegebenen Verhältnisse und die Wirklichleit der Zustände außer Acht läßt. Sein Wünschen galt immer dem Höchsten und Besten, aber in der Welt der Wirklichkeit ist die Grenze des Guten und Bösen, des Erlaubten und Unerlaubten oft schwer zu bestimmen. Oft auch muß man der Schwachheit der Menschen Rechnung tragen, wenn durch den unbedingten Widerspruch das Aergerniß nur größer würde. Luther besaß diese seltene Mäßigung, die Anerkennung des Thatsächlichen, selbst dann, wenn es mit Schmerzen geschah. Denn schwerer ist oft ein weises Nachgeben als Starrheit, die über dem Besten das Gute verlieret.

Doch hängt damit der Vorwurf zusammen, den seine Zeit und die Nachwelt auf Luther gelegt hat in Sachen der Doppelehe Philipp's von Hessen.

Der Landgraf war verheirathet mit der Tochter Georg's von Sachsen; sie hatten Söhne und Töchter. Aber die Ehe war keine glückliche. Bei seiner Schwester, der Fürstin von Rochlitz, lernte Philipp Margarethen von der Saal, der Schwester Edelfräulein, kennen und entbrannte in Leidenschaft gegen dieselbe. Sie war nach dem Rath ihrer Mutter nur um den höchsten Preis zu

gewinnen, und der Landgraf selbst in einem Anfall von halber kirchlicher Gewissenhaftigkeit scheute den Ehebruch. In einer Zeit, da so manches geheiligte Herkommen fiel, und im Hinblick auf die Freunde Gottes im Alten Testament hielt der Landgraf eine zweite Ehe für möglich, und seine unglückliche Frau wollte gegen Verbürgung des Rechtes ihrer Kinder sich die vermählte Nebenbuhlerin gefallen lassen. Aber mit der Lust, und ohne den rechten Muth der Sünde, wollte der Landgraf sein und seines Opfers Gewissen beschwichtigen durch eine förmliche Dispensation der Wittenberger Theologen zu dieser Doppelehe. Er ließ ihnen vorstellen, daß seine Gemahlin, die sich häufig mit Trinken überlade, ihm widerwärtig sei, daß er dennoch eines Weibes nach seiner Leibesbeschaffenheit nicht entbehren könne; dadurch sei er in solchen Unrath gekommen, daß er sich lange des heiligen Abendmahls enthalten habe, und wie nun in dieser neuen Ehe, für die er die schriftliche Einwilligung seiner Gemahlin beibrachte, und für die er sich auf Beispiele der Vorzeit berief, ihm die alleinige Möglichkeit eines ehrbaren Lebens gegeben sei. Auch gab er zu erkennen, daß, wenn die Theologen ihn abwiesen, er sich an den Kaiser wenden wolle, der bei dem Papst für ihn sprechen werde, und ein Papst habe einst auch dem Grafen Gleichen solche Dispensation ertheilt. Hat Luther sich vor ihm selber verantwortet, daß er dem Landgrafen aus dem Ehebruch helfen und Frieden schaffen wolle in seinem Gewissen, so hat doch auch jene Rücksichtnahme wenigstens unbewußt auf ihn gewirkt. Er

hatte dem Landgrafen wegen seiner Neigung zu den Schweizern nie besonders getraut, er traute ihm zu, daß er, um eine Leidenschaft zu befriedigen, sich dem Papst zu Füßen werfen, und dieser den Preis solchen Abfalls willig mit einem Ehedispense zahlen werde. Und dieser Landgraf, der Herr über das ganze noch vereinte Hessen, war unter den Mitgliedern des Schmalkaldischen Bundes der Mannhafteste, das Schwert des Protestantismus, wenn es dessen, wie es den Anschein hatte, bedürfen sollte. Dazu war er insgemein unabhängig von den Theologen. Er hatte einst Melanchthon in politischer Angelegenheit um Rath gefragt. Die Antwort hatte ihm nicht behagt. Melanchthon erinnerte sich der Erwiederung des Landgrafen: „Ich laß euch wohl rathen, ich thue es aber nicht." Er hatte an Luther noch Einiges beichtweise mitgetheilt. Was es gewesen, hat Niemand erfahren, da Luther den Brief sogleich verbrannt hat.

Die theologische Facultät zu Wittenberg, Luther an der Spitze, gab ihr Gutachten in der Form eines Beichtraths. Er hebt an mit einer strengen Ermahnung zu einem ehrbaren Leben und mit der Hinweisung auf die göttlichen Strafen, welche dem Gegentheil gefolgt sind. Indeß wenn jenes Sr. Hoheit, wie der Landgraf sage, unmöglich sei, dann sei eine zweite Ehe zur linken Hand, wie Fürsten sie zuweilen eingegangen, immer noch weniger schlimm als andere unzüchtige und thierische Thaten. Aber damit dieser Rath weder für ein Gesetz noch für eine Dispensation bei den Menschen erachtet werde und

nicht großes Aergerniß dadurch entstehe, müsse diese Ehe auf immer geheim gehalten werden. Luther erinnerte nebenbei den Landgrafen, daß diese zweite Frau, die er doch nur für eine Metze achte, nie zur Landgräfin werden könne. „In Hessen weiß ich nur von einer Landgräfin, die da ist und soll heißen Frau und Mutter in Hessen, wird auch keine andere mögen junge Landgrafen tragen und säugen. Ich meine die Herzogin, Herzog Georg's zu Sachsen Tochter." Am 3. März 1541 zu Rothenburg bei Fulda ließ sich der Landgraf heimlich trauen. Durch seine Feinde wurde die Sache ruchbar, man konnte sie noch als eine Verläumdung ansehen, aber durch den thörigten Hochmuth seiner neuen Schwiegermutter wurde sie förmlich bestätigt. Luther wüthete jetzt dagegen als ein ihm und dem Evangelium angethanes Unrecht: er hatte sich doch, wenn auch in guter Meinung, zu einem falschen Schritte verleiten lassen, und menschlicher Schwäche einen Tribut gezahlt, wie er seiner hohen Stellung am wenigsten ziemte.

Die Kirche der Reformation war gegründet. Dem Vorwurf der Ketzerei, welchen das Papstthum wider sie schleuderte, hatte Luther zu Worms, hatten die Seinen zu Speyer geantwortet. Luther hat Papst und Clerus nach seiner derben Weise mit Worten nicht verschont, aber er hat doch gegen die römische Kirche nie den Vorwurf der Ketzerei zurückgeschleudert, in der Hoffnung, daß auch sie, zur Zeit in Irrthum, einst das reine Evangelium wieder bekennen werde. Die römische Kirche nennt Ketzer,

wer von einem der durch Papst und Kirche geheiligten Glaubenssätze abweicht. In der Kirche der Reformation ist nur die heilige Schrift Richterin des Glaubens. Indem Glaubenssatzungen, die seit Jahrhunderten unumstößlich gegolten hatten, plötzlich zusammenstürzten, war nicht zu erwarten, daß Alle, die von dem neuen Geist der Freiheit ergriffen waren, sich sofort zu den neuen religiösen Anschauungen einigen würden. Es ist dennoch in großen Massen geschehen. Aber Einige haben ihre Sondermeinungen festgehalten, und der Lutherskirche gegenüber hatte sich noch eine andere protestantische Kirche gebildet, obwohl Luther die Glieder derselben Sacramentirer nannte. Auch sie beriefen sich auf die Schrift. Sind sie nun Ketzer? Luther hat ihren Irrthum aus der Schrift zu widerlegen gesucht. Gegen die Sacramentirer berief er sich für die wirkliche Gegenwart des Herrn im Abendmahl auch auf das einmüthige Zeugniß der Kirche zu allen Zeiten, diese wohlverstandene Tradition, im fröhlichen Bewußtsein eins zu sein mit der ganzen Christenheit. Nicht mit Feuer und Schwert will er Ketzer bekehren, „sonst wäre der Henker der beste Theolog.“ Die Ketzer soll man überweisen mit der Schrift und bekämpfen mit der Kraft des Gebetes. „Gleichwie ein Vater seinen ungerathenen Sohn eine Zeitlang duldet, doch also, daß er nicht Herr im Hause ist und die Oberhand haben will, sondern daß der Vater dennoch Herr bleibt, also muß man im Kirchenregiment die Bösen auch dulden und leiden.“

Die Kirche der Reformation ist dadurch geworden und gewachsen, daß jeder Einzelne auf Grund des Evangeliums zur erkannten Wahrheit und zu ihrer Kirche sich bekannte. Luther sagte: „Du mußt es bei dir selbst beschließen, es gilt dein Leben.“

Luther hat noch erlebt, wie das Evangelium der Reformation sich über ganz Deutschland und weiter nach den nordischen Reichen siegreich verbreitete. Wäre das Kaiserthum nicht damals durch großen Länderbesitz romanischer Völker, die sich am Papstthum festhalten ließen, gebunden gewesen, so daß es der Reformation diese ganze Macht entgegenwarf, Deutschland wäre einig geblieben in seiner wiedergebornen Kirche. Diese Kirche der Reformation stellte sich nach den politischen Verhältnissen ihrer Begründung auf den Gebieten der einzelnen Reichsstände in einer Reihe Landeskirchen dar. Aber Luther bildete den lebendigen Mittelpunkt. Von ihm gingen die Studenten aus, welche die evangelische Wahrheit in alle Länder heimtrugen, von ihm wurden fortwährend Pfarrer und Gutachten gefordert. Wittenberg erschien als die hochgebaute heilige Stadt des Protestantismus.

Sechszehntes Kapitel.

Die Bibel und ihr Prediger.

Als Luther von der römischen Kirche sich losgesagt, Papst und Concilien verworfen hatte, da blieb ihm nichts als die heilige Schrift, aber weil sie ihm blieb, blieb ihm Alles. Dieses heilige Buch, das Urkundenbuch des Christenthums, enthält die Geschichte des Volkes, aus dem Gott den Heiland der Welt erweckt hat, das Leben des Heilandes, die Geburt der Kirche, die Grundveste ihrer Zukunft für alle Zeiten. Dieses heilige Buch, vergessen von einer Kirche, welche die vor Gott reiche Armuth und Weltentsagung ihrer Jugend in Vergessenheit zu bringen Ursache hatte, entstellt, gelegentlich selbst als das Ketzerbuch bezeichnet, weil, wer nur immer zum Widerspruch gegen die römische Kirche sich erhob, auf dieses Buch sich gründete, ist von Luther wieder an das Licht gezogen und der Welt wiedergegeben worden. Seinem deutschen Volke hat er es in heimischer Sprache gegeben, damit es sei, was es sein soll, Gottes Wort und ein deutsches Volksbuch zugleich. Diese Verdeutschung der Bibel ist ein Werk frommer Begeisterung und ernster Gelehrsamkeit, in nothwendiger Vereinigung.

Wir sahen ihn auf der Wartburg in der Zeit innerer Kämpfe das Werk beginnen. Er hat aus dem griechischen und hebräischen Grundtexte übersetzt, indem er die lateinische, vielfach mangelhafte, in der römischen Kirche gebräuchliche, Uebersetzung, genannt die Vulgata, nur zur Aushülfe und vornehmlich für's Alte Testament gebrauchte. Nach Wittenberg zurückgekehrt, hat er das Wartburger Werk mit Melanchthon einer Prüfung unterworfen und 1522 veröffentlicht. Im nächsten Jahr erschienen die historischen Bücher des Alten Testaments. Die größte Schwierigkeit lag im Buche Hiob und in den Propheten. Von den Psalmen hat er zu wiederholten Malen mehrere zusammen ausgelegt und Freunden zum Trost geschickt. Der ganze Psalter 1531. Dann folgten die apokryphischen Bücher des Alten Testaments. Endlich das gesammte Werk in sechs Abtheilungen: „Biblia, das ist, die gantze Heilige Schrifft, deudsch. Mart. Luther, Wittenberg begnadet mit Churfürstlicher zu Sachsen Freiheit. Gedruckt durch Hans Lufft. MDXXXIIII."

Mitten in der Arbeit, zur Zeit des Augsburgischen Reichstags, hat Luther von der Veste Coburg einen Brief vom Dolmetschen ausgehen lassen, der einen Einblick eröffnet in das gewaltige Unternehmen. „Was Dolmetschen für Kunst, Mühe und Arbeit sei, das habe ich wohl erfahren. Ich habe meine Ehre drinnen nicht gemeint, das weiß Gott mein Herr, sondern hab' es zu Dienst gethan den lieben Christen und zu Ehren Einem, der droben sitzt, der mir alle Stunden so viel Gutes thut, daß wenn ich

tausendmal soviel und fleißig dolmetschte, dennoch nicht eine Stunde verdient hätte zu leben oder ein gesund Auge zu haben. Es ist Alles seiner Gnaden und Barmherzigkeit, was ich bin und habe; ja es ist seines theuren Bluts und sauren Schweißes; darum sollt auch Alles ihm zu Ehren dienen mit Freuden und von Herzen. — Ich habe mich dessen beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte. Und ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, drei, vier Wochen haben ein einiges Wort gesucht und gefragt, haben's dennoch zuweilen nicht gefunden. Im Hiob arbeiteten wir also M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen." Vom Hiob sagt Luther ein andermal: „Es will scheinen, als wolle er sich unsere Uebersetzung noch viel weniger gefallen lassen, als den Trost seiner Freunde." Und von den Propheten: „Ach Gott, was ist das für ein großes und schweres Werk, die hebräischen Schreiber zu zwingen, daß sie deutsch reden; wie sträuben sie sich, ihre hebräische Art zu verlassen und sich in das grobe Deutsch zu schicken, gleich als wenn man die Nachtigall zwingen wollte, ihre liebliche Melodie zu lassen und das eintönige Geschrei des Kukuk nachzuahmen. Lieber, nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft Einer jetzt mit den Augen durch drei oder vier Blätter und stößet nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Wacken und Klötze da gelegen sind, da er jetzt überhin geht, wie über ein gehobbelt Bret, da wir haben müssen

schwitzen und uns ängsten, ehe denn wir solche Wacken und Klötze aus dem Wege räumten. Es ist gut pflügen, wenn der Acker gereinigt ist, aber den Wald und die Stöcke ausrotten und den Acker zurichten, da will Niemand an. — Man muß aber nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markt darum fragen und denselbigen auf das Maul sehen, wie sie reden und darnach dolmetschen, so verstehen sie es dann und merken, daß man deutsch mit ihnen redet. Zum Beispiel: „Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund.“ Ist das deutsch geredet? Welcher Deutsche verstehet solches? Also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann: „Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über.“ Das heißt deutsch geredet, deß ich mich geflissen und leider nicht allerwege erreicht noch getroffen habe. Item: Da der Engel Mariam grüßet und spricht: „Gegrüßest seist du mir, Maria, voll Gnaden, der Herr mit dir.“ Wohlan, so ist's bisher schlecht, den lateinischen Buchstaben nach verdeutschet. Wo aber redet der deutsche Mann also: Du bist voll Gnaden. Er muß denken an einen Beutel voll Geldes. Darum habe ich's verdeutscht „du Holdselige“, damit doch ein Deutscher desto näher hinzu könne denken, was der Engel meinet mit seinem Gruß. Hätte ich das beste Deutsch hier sollen nehmen, hätte ich verdeutscht: „Gott grüße dich, du liebe Maria“, denn so würde der Engel gesagt haben, wenn er sie hätte wollen

deutsch grüßen. Wer deutsch kann, der weiß wohl, welch' ein herrlich fein Wort das ist „die liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Kaiser, der liebe Mann, das liebe Kind“; und ich weiß nicht, ob man das Wort auch so herzlich und genugsam in lateinischer oder andern Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge in das Herz durch alle Sinne, wie es thut in unserer Sprache. Wer dolmetschen will, muß großen Vorrath von Worten haben, daß er die Wahl könne haben, wo eins an allen Orten nicht lauten will. Doch habe ich wiederum nicht allzufrei die Buchstaben lassen fahren, wo etwa an einem Wort gelegen ist: Christus sagt Joh. 6, 27, diesen hat Gott der Vater versiegelt. Das wäre wohl besser gewesen, diesen hat Gott der Vater gezeichnet oder diesen meinet Gott der Vater. Aber ich habe eher wollen der deutschen Sprache Abbruch thun, denn von dem Worte weichen. — Dolmetschen ist ja nicht eines Jeglichen Kunst, es gehöret dazu ein fromm, treu, fleißig, furchtsam, christlich, gelehrtes, erfahren, geübt Herz.“ Der Klarheit willen fügt er wohl auch einmal ein Wort ein: wie Röm. 3. in der berühmten Stelle für den reformatorischen Begriff der Rechtfertigung: „Der Mensch wird gerecht allein durch den Glauben.“ „Wahr ist's, diese vier Buchstaben sola, allein, stehen nicht darinnen, aber die Meinung des Textes hat sie in sich, und wo man's will klar und gewaltiglich verdeutschen, so gehört's hinein.“

Wo er irgend zu finden hoffte, suchte er Förderung für sein Werk. Da er die Offenbarung Johannis über-

setzte und ihm die vielen Namen verschiedener Edelsteine fremd waren, schrieb er an Spalatin: „Sorget, daß wir die Namen der Edelsteine sowohl als ihre Gestalt und wollte Gott, den Augenschein selbst, wo es möglich wäre, durch euch vom Hof erlangen könnten.“ Da er auch nicht viele Thiere gesehen hat, so bittet er Spalatin um Beschreibung der folgenden: Weihe, Geyer, Habicht, Sperber, Spring, Gemsen, Steinbock, Eidexen und Unke.“ Er möchte auch noch andere Namen wissen. „Und daß ich anzeige, was ich von giftigen Gewürmen habe, so ist das Kröte, Unke, Molch.“ Um die inneren Theile der Thiere zu kennen, die er im Alten Testament für die Opferstellen nöthig hatte, ließ er vom Fleischer einen Schöps abstechen und das Innenwesen dieses Opferthiers möglichst genau ihm bezeichnen. Um alle Verhältnisse den Deutschen recht nahe zu bringen, paßte er auch Maaße und Münzen seiner Zeit an, sprach von Groschen und Hellern und Scheffeln, nannte den römischen Procurator einen Landpfleger; dazu Bürgermeister, Speisemeister, Feldhauptmann, Haushalter und Rathsherrn.

Luther hörte nicht auf an seiner Uebersetzung zu bessern. Er that sich 1539 mit seinen gelehrten Freunden zu erneuter Ausgabe zusammen. Davon wird erzählt: „Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war und ein Tag lehret immer neben der Anfechtung den andern, nimmt Dr. Luther die Biblia von Anfang wieder vor sich mit größtem Ernst, Fleiß und Gebet, und übersiehet sie durchaus, und weil der Sohn Gottes versprochen

hatte, er wollte dabei sein, wo ihrer Etliche in seinem Namen zusammen kommen und um seinen Geist bitten, verordnet Dr. M. Luther einen eigenen Hohenrath von den besten Leuten, so damals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden vor dem Abendessen in das Doctor-Kloster zusammenkamen, nämlich Bugenhagen, Jonas, Cruciger, Melanchthon, Matthäus, Aurogallus, dabei M. Rörer, der auch Corrector war. Oftmals kamen fremde Doctoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk. Dr. Martinus kam in's Consistorium mit seinen alten lateinischen und neuen deutschen Biblien, dabei er auch stetig den hebräischen Text hatte. Herr Philippus brachte den griechischen Text mit sich, Cruciger neben dem Hebräischen die chaldäische Bibel; die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen. Dr. Pommer (Bugenhagen) hatte auch einen lateinischen Text vor sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte sich Jeder auf den Text gerüstet, davon man rathschlagen sollte. Darauf proponirt dieser Präsident einen Text und ließ die Stimme herumgehen und höret, was ein Jeder dazu zu reden hatte, nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doctoren Auslegung. Der Doctor gab drei Regeln, darauf man gut Achtung haben sollte: erstlich die heilige Schrift redet von göttlichen Werken und Dingen; zum andern, wenn ein Spruch und Meinung mit dem Neuen Testament übereinstimmt, denselben nehme man; zum dritten, daß man auf die Grammaticam acht habe. — Weil die Biblia ein Buch Gottes ist, das er durch seines Geistes Antreibung von

Propheten und Aposteln hat aufschreiben lassen, die den Sohn Gottes selbst vor und nach der Menschwerdung gesehen haben, so soll sich Niemand ohne herzliches Gebet dieser Arbeit unterwinden, denn Gottes Wort müsse durch Gottes Geist erklärt werden. Aber man soll auch fleißig auf die Eigenschaft der jüdischen Wörter merken und dieser Sprachen Art oder Weise zu reden. Denn die heilige Sprache hat ihre besondere Art und Figuren, die nicht alle andern Sprachen geben und erreichen können."

Mit der kirchlichen Reformation Hand in Hand ging eine Entwicklung der deutschen Sprache und eine Erhebung des deutschen Volksgeistes. Das deutsche Volk fühlte seine Kraft und seinen göttlichen Beruf. Auch politisch wollte man frei werden von Rom's Joche. Ulrich von Hutten, der vormals nach bisheriger Sitte Latein geschrieben hatte, schrieb seine geharnischten Lieder, seine höhnenden Satyren in der Sprache seines Volks.

Schon einmal, zur Zeit der Minnesänger, hatte die Wartburg in dem Wettkampf der Sänger die Blüthe deutscher Dichtkunst gesehen. Wiederum von der Wartburg mit der Bibelübersetzung hebt eine neue Zeit für die deutsche Sprache an. Die Reformation, welche die heilige Schrift Allen in die Hände geben will, hat die Buchdruckerkunst zur Voraussetzung. Welch ein Umschwung damals in deutscher Mundart vorging, zeigt die Vergleichung der Schriften Luther's selbst aus seiner Jugend und aus seinem Alter. Er ringt mit dem Ausdruck, der Gedanke findet die einfache, natürliche Form. Klar und

durchsichtig wird der Bau der Sätze, anschaulich und greifbar das Bild, kraftvoll der Spruch, gewaltig der Ruf, mild und herzlich die Rede. Der Satzbau mit dem Reichthum der Worte und der Mannigfaltigkeit der Verbindung entspricht der Fülle der Gedanken in ihren verschiedensten Beziehungen. Aus den verschiedenen deutschen Dialecten wählte Luther die angemessensten Formen, bildet neue Worte durch Zusammensetzung wie Hohepriester, Heerlager, Erbbegräbniß, Dienstarbeit, Gottseligkeit, holdselig, Schädelstätte, und führt Ausdrücke rein geistigen Inhalts in die Sprache ein.

Auch Luther's Feinde konnten sich der Macht seines Bibelwerks nicht entziehen. Man erkennt dies an der Bibelübersetzung, die bald nach der lutherischen in Dresden durch den katholischen Theologen Emser im bewußten Gegensatz zu Luther herausgegeben wurde. Sie übersetzt zumal die von der römischen Kirche für Papstthum, bischöfliche Gewalt und für die Messe angezogenen Stellen in diesem Sinne, unbekümmert um den Grundtext. Aber Emser selbst ist sprachlich von der lutherischen Uebersetzung abhängig. Im gerechten Gefühl der Meisterschaft schreibt Luther von ihm: „Wir haben ja gesehen den Sudler in Dresden, der mein Neu Testament gemeistert, der bekennet, daß mein Deutsch süße und gut sei, und sahe wohl, daß er's nicht besser machen könnte und wollte es doch zu Schanden machen; fuhr zu und nahm vor sich mein Neu Testament, fast von Wort zu Wort, wie ich's gemacht habe, und that meine Vorrede, Glossa und Namen

davon, schrieb seinen Namen, Vorrede und Glossa dazu, verkaufte also mein Testament unter seinem Namen. Sein Landesfürst mit einer greulichen Vorrede verdammte und verbot des Luther's Neu Testament, gebot des Sudler's Neu Testament zu lesen, welches aber doch dasselbige ist, das der Luther gemacht hat. — Mir ist genug und bin froh, daß meine Arbeit muß auch durch meine Feinde gefördert und des Luther's Buch ohne Luther's Namen gelesen werden. Das merket man wohl, daß sie aus meinem Deutsch lernen deutsch reden und schreiben und stehlen mir also meine Sprache, davon sie zuvor wenig gewußt; danken mir aber nicht dafür, sondern brauchen sie wider mich. Aber ich gönne es ihnen wohl, denn es thut mir doch sanft, daß ich auch meine undankbaren Jünger, meine Feinde, haben reden gelehrt."

Zumeist das Geschlecht, welches zu Luther als zu dem Mann Gottes und zu seinem geistigen Vater aufschaute, hat von ihm reden gelernt. Die deutsche Bibel, noch während Luther's Leben in tausend und abertausend Exemplaren verbreitet — zu Wittenberg konnten die Drucker nicht rasch genug drucken, und einst waren sämmtliche Buchbinder der Stadt mit Binden der Bibeln beschäftigt und konnten's doch nicht zwingen — ward der Hausschatz des Reichen und auch des Armen. Den folgenden Geschlechtern ward eine bibelfeste Sprache eigen, die der Ausdruck bibelfester Gesinnung war. Noch heute ruht die Sprache der Bildung und der Wissenschaft auf diesem Werke deutschen Ernstes, aber auch das deutsche prote-

stantische Volk in der Mannigfaltigkeit seiner Dialecte versteht sich am besten und weiß sich eins in der Bibelübersetzung Luther's.

Wie aber stand Luther zum Inhalt der Bibel? Sie war ihm der Quell des Heils. Die Bibel ist das Wort Gottes, von Propheten und heiligen Männern auf Gottes Befehl und mit Eingebung seines heiligen Geistes geschrieben. Sie enthält Alles, was zum Heil nothwendig ist, sie ist klar, so daß wer recht forschet, sie verstehen kann. Noch jetzt wirkt der heilige Geist durch das Wort Gottes, er ist an das Wort Gottes gebunden. In der Schrift sind die Gnadenmittel, die Sacramente, eingesetzt. Das Wasser in der Taufe, Brot und Wein im Abendmahl werden zu Gnadenmitteln erst dann, wenn Gottes Wort hinzutritt und sich mit ihnen verbindet. Die Schrift ist auch die Richterin des Glaubens. Durch die Sünde ist des Menschen Sinn und Verstand schwach geworden, sein Blick trübe. Er reicht wohl noch aus für irdische Dinge, nicht für himmlische. Für diese bedarf es der Offenbarung: sie ist in der Schrift enthalten. Was sie sagt, ist wahr, ist entscheidend. Der Verstand muß sich ihr unterwerfen: wenn er ihr widerspricht, so irrt er; wo er aufhört zu begreifen, muß er das Mysterium anbeten. Das Alles war bei Luther nicht nur eine Lehre, es war sein Leben. Er lebte in der Schrift. Ihre Personen waren ihm heimisch wie alte gute Bekannte. „Adam ist ein frommer, einfältiger Mann gewesen, schlecht und recht. Ich glaube nicht, daß er habe Licht angezündet

und gebrannt; er hat nicht gewußt, daß der Ochse Unschlitt im Leib gehabt, denn er schlachtete damals kein Vieh; mich wundert, wo er die Pelze hergenommen habe."

Jede Erzählung der Schrift sucht er sich möglichst deutlich zu vergegenwärtigen. „Es ist der Weg durch's rothe Meer wohl so breit als von Wittenberg gen Coburg; das ist 30 Meilen Wegs, oder auf's wenigste gen Magdeburg. Sie haben auch über Nacht drinnen müssen ruhen, füttern und essen. Denn 600,000 Mann, ausgenommen Weiber, Kinder und Gesinde, wenn sie gleich 35, ja 500 sind gleich und breit gegangen, so hat's müssen Weile haben." Mit den Vätern der Vorzeit hatten seine Gedanken traulichen Verkehr: mit dem königlichen Sänger David schrie er aus tiefer Noth; der Heiland und die Apostel besuchten ihn leibhaftig, wie er meinte, kannte auch ihre Gestalt. Gefragt, wie er sich den Apostel Paulus denke, war seine Antwort: „Er war ein unansehnliches, hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon." Von der Jungfrau Maria sagt er: „Sie ist ein feines Mädchen gewesen, sie muß eine gute Stimme gehabt haben. — Ich glaube auch, das liebe Jesulein habe seiner Mutter als ein gehorsam Kind im Hause arbeiten helfen und Wasser geholt, vielleicht auch zu Zeiten Wein gebracht. Darum seine Mutter zu Cana auf der Hochzeit, da Wein mangelt, ihn anspricht aus voriger Erfahrung. — Zu Nazareth wird er seinem Vater haben helfen Häuser bauen, denn er war ein Zimmermann. Was werden die von Nazareth am jüngsten Tage sagen, wenn sie Christum

werden sehen in seiner Majestät. Hast du nicht mein Haus bauen helfen? Wie kommst du zu der Ehre? Und wird der Mutter oft Brot und Trinken geholt haben. Sie wird auch wohl gesagt haben: Jesuchen, wo bist du so lang gewesen? Kannst du nicht daheim bleiben! — Ach das ist eine große Weisheit: zuerst liegt er in der Krippen und wird genährt mit ein wenig Milch, und einst zurückgekehrt sitzt er zur Rechten Hand Gottes."

Wo es galt, einen Glaubensartikel zu entscheiden, nahm er alle betreffenden Schriftstellen vor, die er dafür fand nnd die man dawider stellte, betete dann inbrünstig zu Gott um Erleuchtung und oft unter harter Anfechtung entschied er sich. Was er aber so im Kampf gewonnen hatte, das konnte ihm Niemand mehr rauben.

Der Widerspruch gegen die Schrift war ein doppelter. Der Papst behauptet neben der heiligen Schrift und über sie hinaus den heiligen Geist zu haben als Nachfolger Petri, darum er nicht irren könne, so macht er sich zur Schrift, ja zu Gott selbst. Die Schwärmer, die sich gleichfalls über die Schrift erheben, folgen ihren Phantasien, das ist Alles eitel Enthusiasmus. Zu der Schrift soll man Nichts hinzusetzen und Nichts davon nehmen, Alles aber an ihr prüfen, denn sie ist der Probirstein der Christen.

Auf welchem Zeugniß aber ruht der Glaube an die heilige Schrift? „Der heilige Geist schreibt solches in des Menschen Herz. Das Wort für sich selbst muß dem Herzen genug thun, den Menschen beschließen und be-

greifen, daß er gleichsam darin gefangen fühlet, wie wahr und recht es sei. Es ist die Stimme des heiligen Geistes, welche im Innern des Menschen zur Wahrheit der Schrift das Amen spricht: die Lebenserfahrung des inwendigen Menschen. Derselbe Geist ist es auch, welcher dem Menschen die Schrift auslegt und sie ihn verstehen läßt, er ist der rechte Ausleger und Offenbarer; der heilige Geist allein muß Meister und Präceptor sein." Mit seiner Hülfe haben „alle Christen Macht und Recht, über alle Lehre zu urtheilen und sich von falschen Lehrern zu sondern."

Aber wie in Christo Gott und Mensch eins geworden sind, so ist auch in der heiligen Schrift Göttliches und Menschliches vereinigt. Die heilige Schrift ist von Menschen geschrieben und menschlichen Verhältnissen unterworfen. Zwischen der Abfassung des ältesten und des spätesten in ihr enthaltenen Buches liegen fast zwei Jahrtausende; in verschiedenen Sprachen und oft in Bildern, die uns fremd sind, ist sie geschrieben. Sie selbst fordert auf, in ihr zu forschen. Es kann nicht anders sein, vom Geist im Innern getrieben, erhebt er sich zur freien Forschung über sie. Was ihm vorher als ein Ganzes erschien, theilt er jetzt, unterscheidet Göttliches und Menschliches, Ewiges den Glauben betreffend und nur geschichtliche oder geographische Nachrichten; er unterscheidet die Geister und stellt sie höher oder tiefer. Denn die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Verfasser, obgleich Griffel des heiligen Geistes, ist mit nichten verwischt. Wonach aber beur-

theilt Luther die heilige Schrift? Darin ist sie ein Ganzes, daß in ihrem Mittelpunkt Christus steht. Um seinetwillen ist die ganze Schrift geschrieben: „er ist der König und der Herr der Schrift. — Das ist der rechte Prüfstein, alle Bücher zu tadeln, wenn man sieht, ob sie Christum treiben oder nicht. Was Christum nicht lehret, das ist noch nicht apostolisch, wenn's gleich St. Petrus oder Paulus lehrt; wiederum, was Christum prediget, das wäre apostolisch, wenn's gleich Judas oder Hannas thäte." So erkennt man, welches „die rechtschaffensten, edelsten Bücher" sind. Es ist aber kein Stück der Schrift, darin man nicht etwas findet für den Glauben. „Sie ist ein sehr großer, weiter Wald, darin viel und allerlei Bäume stehen, davon man kann mancherlei Obst und Früchte abbrechen. Ich zwar habe nun etliche Jahre her die Bibel jährlich zweimal ausgelesen; und wenn gleich sie ein großer, mächtiger Baum ist und alle Worte Aestlein und Zweige, so habe ich doch an alle Aestlein und Reislein angeklopft und gerne wissen wollen, was daran wäre, und habe allezeit noch ein paar Aepfel oder Birnlein heruntergeklopft." Darum ist für ihn zwischen dem Alten und dem Neuen Testament auch nicht ein wesentlicher Unterschied, sondern nur eine Steigerung in der Klarheit der Offenbarung. „Im Alten Testament ist Alles verkündet, was in Christo zukünftig geschehen und gepredigt werden soll. Die schönste Auslegung Mosis, der Propheten und Psalmen ist das Neue Testament und sonderlich Johannes und Paulus, wie auch das Alte Testament

die Grundveste ist des Neuen.“ Die Geschichten des Alten Testamentes haben Werth als Beispiele, nicht als erfundene, sondern darum, weil sie wirklich sind. Man soll sie auch nicht allegorisch auslegen, sondern verstehen, wie sie geschrieben sind. Durch Mosen ist das Gesetz gegeben. Moses ist der höchste Mann und Prophet vor Christi Geburt. Wohl stammt das Gesetz von Gott, aber Moses hat es durch Engel empfangen. Durch das Gesetz wird die Sünde offenbar, darum ist das Gesetz ein Zuchtmeister auf Christus. „Die Propheten sind sehr heilige, geistliche, fleißige Leute gewesen, die göttlichen und heiligen Sachen mit Ernst haben nachgedacht. Darum hat Gott in ihren Gewissen mit ihnen geredet, das haben sie für eine gewisse Offenbarung angenommen.“ Aber auch ihre Weissagungen sind verschiedener Art: „Wenn sie von Königen und weltlichen Läuften etwas verkündigen, so haben sie oft gefehlet, aber wenn sie von Christo weissagten und in der Auslegung göttlichen Wortes, das sie täglich übten, fehleten sie nicht.“ Er findet, daß die Propheten nicht mit eitel Silber, Gold und Edelstein bauten, daß zuweilen auch mit unterfiel Heu, Stroh und Holz. Vom Jeremias meint er, daß wohl nicht alle Stücke in der Reihenfolge gesprochen seien, als sie geschrieben stehen und wohl ein andrer als der Prophet sie geordnet habe. Im Jesaias ist ihm das 53. Kapitel am liebsten, darin Christus vorgebildet ist als Knecht Gottes, als Lamm, das der Welt Sünde trägt.

Den Psalter trug Luther stets bei sich als sein Gebetbüchlein, in dem man Alles findet, was man im Leben bedarf. „Ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meere, welches die Sturmwinde von den vier Oertern der Welt treiben. Hier stößet die Furcht und Sorge vor zukünftigem Unfall, dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hier wohnt Hoffnung und Vermessenheit von zukünftigem Glück, dort bläset Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden und das Herz öffnen und den Grund herausschütten. Was ist aber das Meiste im Psalter, denn solch ernstlich reden in allerlei solchen Sturmwinden? Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen und Dankpsalmen haben? Da siehest du allen Heiligen in's Herz wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel; wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere, kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehest du abermals allen Heiligen in's Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübtem Anblick des Zornes Gottes. Also auch wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solche Worte, daß kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen und kein Redekundiger sie also vorbilden. Willst du die heilige Kirche gemalt sehen mit lebendiger Farbe und Gestalt in

einem kleinen Bilde gefaßt: so nimm den Psalter vor dich, so hast du einen feinen, hellen, reinen Spiegel, der dir zeigen wird, was die Christenheit sei. Ja du wirst auch dich selbst drinnen und das rechte Erkenne dich selbst! finden, dazu Gott selbst und alle Creaturen."

Nur das Lob dessen gilt viel, der auch den Freimuth zum Tadel hat. Das Buch Esther hielt Luther nicht für würdig, unter die kanonischen Bücher aufgenommen zu sein. Das Buch der Weisheit ist in der römischen Kirche überschätzt worden, es judenzet gar sehr; das Buch Judith ist nicht geschichtlich: die Allegorie eines heiligen, geistreichen Mannes. Vom Buch Hiob, das ihm sehr hoch steht, indem es die Passion Christi vorbildet und menschliche Anfechtung durch den Teufel, sagt er: „Ich halte, Hiob habe zur Zeit Salamonis gelebt, und halte sein Buch für eine rechte Historie; daß aber Alles also sollte geschehen und gehandelt sein, glaube ich nicht; ich halte, daß etwa ein feiner, frommer, gelehrter Mann habe es in solche Ordnung also gebracht und sei zur Zeit Salamonis geschrieben." Den Prediger hat Salomon nicht selber geschrieben, sondern Sirach zur Zeit der Makkabäer. Man lernt daraus, wie man sich im Hausregiment halten soll. Auch die Sprüche Salomonis sind von Andern zusammengebracht und aus des Königs Munde, wenn er sie über Tische oder sonst geredet, gefaßt und wohl verzeichnet, in welchen die königliche Majestät und Weisheit gesehen wird."

Im Neuen Testament ist die Liebe Gottes in Christo als Sündenvergebung und Erlösung offenbar geworden. Die Bücher, welche diese Gnade recht treiben, stehen darum am höchsten. Das sind die paulinischen Briefe, zumeist der an die Römer. Das Evangelium ist eines, aber unter den vier Evangelisten stehet Johannes am höchsten; das seine ist das einige, zarte, rechte Hauptevangelium. „St. Johannes der Evangelist redet mit sehr einfältigen Worten majestätisch. Was ein solcher Mann redet, da soll man aufmerken. Ein jeglich Wort im Johanne gilt einen Centner.“ Er ward gefragt, was man für Bücher der heiligen Schrift vornehmlich predigen sollte? Antwortet er: „Den Psalter, St. Johannis Evangelium und St. Paulum für die, so streiten müssen wider Ketzer; aber für den gemeinen Mann und junge Leute die andern Evangelisten.“ Von den rechten Hauptbüchern des Neuen Testaments trennt er die folgenden vier: den Hebräerbrief hat Paulus nicht geschrieben; Apollos, ein Jude, in den paulinischen Briefen erwähnt, mag ihn wohl geschrieben haben. Darum nennt er den Verfasser ohne Namen den Meister dieser Schrift. Aber es ist ihm eine ausbündig feine Epistel, weil sie so meisterlich vom Priesterthum Christi redet. Jakobus weiß nichts vom Glauben, er treibt nur die Werke, darum will Luther nichts von ihm wissen. Sein Brief ist „eine recht stroherne Epistel.“ Es sind viel gute Sprüche drinnen, so mag man sie lesen, aber sie streitet mit Paulus. Einst sagte er über Tisch: „Viele haben gearbeitet und geschwitzt über der Epistel

St. Jakobi, daß sie dieselbige mit St. Paulo verglichen. Wer die zusammen reimen kann, dem will ich mein Barett aufsetzen und will mich einen Narren schelten lassen." Die Epistel des Judas stammt nicht von einem Apostel, sie ist aus dem Petrusbrief genommen. Doch ist der Inhalt trefflich, soll auch ausgelegt und darüber gepredigt werden. In die Offenbarung Johannis konnte sein Geist sich nicht schicken; es mag wohl nicht apostolisch oder prophetisch sein; es ist ein dunkel und ungewisses Buch. Auch treibt es Christum nicht; auch haben viele Väter das Buch verworfen. Aber das Reich Christi wird schön darin geschildert. Auch gefällt ihm das Buch, weil es zeigt, daß der Papst der Antichrist sei. Darum soll man es lesen in den Stürmen der Kirche zur Tröstung und Warnung.

Der große und freie Geist Luther's bewährt sich auch darin, daß er, wie fest sein Leben in der heiligen Schrift gewurzelt ist und gegen alle Menschensatzungen der römischen Kirche allein auf den gewissen Fels des Evangeliums gestellt, dennoch in einer Zeit, wo die biblische Kritik noch eine ganz unbekannte Wissenschaft war, diese kühn begann und mehr dem christlichen Gefühl als wissenschaftlichen Hülfsmitteln folgend doch meist das Richtige traf; und trotzdem hat er an der Göttlichkeit der Schrift nie gezweifelt und ist in seinem Kinderglauben nicht wankend geworden. „Ich, wiewohl ich ein alter Doctor der heiligen Schrift bin, so bin ich doch nicht aus der Kinderlehre kommen und verstehe die zehn Gebote Gottes,

den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht; ich kann's nicht ausstudieren noch auslernen; aber ich lerne noch täglich daran und bete den Katechismus mit meinem Sohn Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalenen. — Ich habe etliche Mal gedacht nachzutrachten den zehn Geboten, und wenn ich an dem ersten Wort hab' angefangen, das da lautet: Ich bin der Herr dein Gott, so bin ich schier in dem Wörtlein „Ich" blieben und kann das Ich noch nicht verstehen. Die Bibel soll man mit andern Augen ansehen, denn sonst der Juristen Bücher und andere Künste. Ach, lieber Gott, wir dürfen nicht so freventlich in deinem Heiligthum handeln und deine Schrift und Wort uns also unterwerfen, daß wir es wollen meistern, deuteln und lenken nach unserer Vernunft. — Lasset uns die Bibel nur nicht verlieren, sondern sie mit Fleiß in Gottes Furcht und Anfechtung lesen und predigen; denn wenn die bleibet, blühet und recht gehandelt wird, so steht Alles wohl und gehet glücklich von Statten. Darum ist die Theologie das Haupt und die Kaiserin unter allen Facultäten und Künsten. — Laß dein Dünkel und Fühlen fahren und halte von diesem Buch als von dem allerhöchsten, edelsten Heiligthum, auch als von der allerreichsten Fundgruben, die nimmermehr ganz ausgegründet noch erschöpft werden mag. In diesem Buche findest du die Windeln und Krippen, darinnen Christus lieget, dahin auch der Engel die Hirten weiset. Es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber theuer ist der Schatz Christus, so darinnen liegt. — Ach daß ich ein

guter Poet wäre, so wollt ich gern ein köstlich Lied von dem Nutz, Kraft und Frucht des göttlichen Wortes schreiben; denn ohne Gottes Wort ist Alles nichts und vergebens."

Auf die heilige Schrift war die Kirche der Reformation gegründet, darum ward der Mittelpunkt ihres Gottesdienstes die Predigt des göttlichen Worts.

Inniges Leben in und mit der Schrift, das sich bis zur Begeisterung erhob, Gelehrsamkeit und doch durchaus volksthümliche Art machten Luther zu einem mächtigen Prediger. Er kannte das Evangelium, darum konnte er es verkündigen; er kannte das Leben, darum wußte er, was der Mensch bedarf; er kannte das Menschenherz und sprach von Herzen, darum drang es zu Herzen. Nur der kann überzeugen, der, selbst überzeugt ist, und das war Luther im tiefsten Innern; eine gewaltige Persönlichkeit, klare Gedanken und eine einfache, dabei bildliche, oft derbe Ausdrucksweise machten ihn zum Volksredner. Er hat einmal geklagt, er habe eine leise Stimme. „Aber", sagte Melanchthon, „sie schallt weit hin." Auch im unfigürlichen Sinne war sie ohne Anstrengung ausreichend auch für die Wittenberger Stadtkirche. Seine Predigten sind nicht Kunstwerke, aber sie belehren und erbauen, immer frisch und voll Gedanken, immer das Alte predigend und doch stets neu. Ihm mangelte nie an Stoff, oft ist er zu reich. Den Gegenstand beherrschend, bereitet er nur den Hauptartikel vor, die Ausführung der Stunde und der augenblicklichen Eingebung überlassend.

Neben den Vorlesungen des Professors, den Amtsgeschäften, Rathschlägen und Bedenken, um die er fortwährend angegangen wurde, dazu den lebhaften Briefwechsel mit den Freunden, hat Luther viel, nach der Rückkehr von der Wartburg eine Woche lang täglich gepredigt. Er predigte, zumal in Kränklichkeit, auch zu Haus vor seiner Familie und seinem Gesinde, wie die Erzväter. Veit Dietrich, sein Famulus, Haus- und Tischgenosse, hat diese Predigten ohne Luther's Wissen nachgeschrieben. Es sind die Predigten der „Hauspostille." Eine andere Sammlung Predigten für das ganze Jahr, von Luther in der Kirche gehalten, enthält die „Kirchenpostille." Oft war über Tisch mit den Freunden vom Predigen die Rede. „Christum predigen ist gar ein schwer und gefährlich Amt, hätte ich's gewußt, so wollt ich mich nimmermehr dazu begeben haben, sondern gesagt mit Mose: sende, wenn du senden willst." Als Stupitz ihn zuerst zum Predigen nöthigte, da meint er wohl, das Predigen würde ihm das Leben kosten. Später tröstet er kleinmüthige Prediger mit dem eigenen Beispiel. „Wenn Einer zum ersten Mal auf den Predigerstuhl kommt, Niemand glaubt, wie bange Einem dabei wird: er siehet so viel Köpfe vor sich. Wenn ich auf den Predigerstuhl steige, so sehe ich keinen Menschen an, sondern denke, es seien eitel Klötzer, die da vor mir stehen und rede meines Gottes Wort dahin. — Wenn ihr wollt predigen, so redet mit Gott und sprecht: Lieber Gott, ich will dir zu Ehren predigen, ich will von dir reden, dich loben, deinen Namen preisen, ob ich's wohl

nicht kann so gut machen, als ich's wohl sollte. Aber man soll auch nicht gleich so geschickt sein wollen, wie der liebe Paulus und Petrus." — Vor Allem soll man für das Volk predigen und darum einfach und leicht verständlich. „Es kommen in die Kirche arme, kleine Kinder, Mägdlein, alte Frauen und Männer, denen ist hohe Lehre nicht nütze, fassen auch nichts davon, und wenn sie schon sagen: er hat köstlich Ding gesagt und eine gute Predigt gethan. Da man sie aber fraget: was war es denn? so sagen sie, ich weiß es nicht." Darum mißfiel ihm gar sehr, daß Zwingli, als er zu Marburg predigte, so viel Sätze in fremden Sprachen einmischte, die nur Gelehrte verstanden. „Wenn ich in meiner Predigt sollte Philippum und andere Doctoren ansehen, so machte ich nichts Gutes; sondern ich predige auf's einfältigste den Ungelehrten und es gefällt Allen. Kann ich griechisch, hebräisch, das spare ich, wenn wir Gelehrte zusammenkommen; da machen wir's so krause, daß sich unser Herr Gott darüber verwundern mag." Als Bucer nach Abschluß der Concordia in Wittenberg gepredigt hatte, sagte Luther zu ihm: „Ich weiß keine so scharfsinnige und gelehrte Predigt zu thun wie ihr. Aber wenn ich auf die Kanzel trete, so sehe ich, was ich für Zuhörer habe, denen predige ich, was sie verstehen können, denn die meisten unter ihnen sind arme Laien und schlichte Wenden; ihr aber suchet eure Predigt gar zu hoch und schwebet in Lüften, im Gaischt; darum gehören eure Predigten nur für die Gelehrten." — „Meinen Landsleuten thue ich wie eine getreue Mutter

ihrem weinenden Kindlein. Sie stillt es, zappelt und spielt mit ihm, schenkt ihm aus dem Busen ihre Milch, darf ihm weder Wein noch Malvasier geben."

Aus der Natur nahm er gern die Bilder, und so macht er gegenüber einem flachen Verstande die Auferstehung der Todten anschaulich: „Darum, lieber Hans Pfriem, thue die Augen auf, siehe den Kirschbaum an. Derselbige wird dir predigen von der Todten Auferstehung und dich lehren, wie das Leben aus dem Tode kommt. Wenn der Kirschbaum reden könnte, würde er sagen: Lieber, siehe doch mich an zur Winterzeit, wie dürr, wie kahl, wie unfruchtbar, wie gar todt ich bin. Da findest du an mir weder Laub noch Frucht, weder Saft noch Leben. Aber komme wieder nach Ostern, so habe ich Saft und Leben, bin weiß von Blüthen und grün von Blättern. Komm um Margarethen wieder, so habe ich reife Kirschen und ist mir alle Welt hold. Wer mich ansieht, verwundert sich über mich und spricht: Siehe dort! voll hänget der Kirschbaum, wie eine wunderbare Creatur Gottes ist das?"

Er ermahnte auch die Pfarrer immer am rechten Ort das Rechte zu predigen, nicht wie der Pfarrer, der eitel armen Radspinnerinnen gebot, ihren Kindlein keine Ammen zu halten, oder der im alten Weiberspital von rechter Führung der Ehe und ihren Segen sprach und sie dazu ermahnte. Mit sich selbst nahm er es gar ernst. „Ich habe mich nie entsetzt, daß ich nicht wohl predigen kann. Darüber habe ich mich oft entsetzt und gefürchtet, daß ich vor Gottes Angesicht also habe sollen und müssen

reden von der großen Majestät und göttlichem Wesen. Auch geschieht mir oftmals, daß ich mich meiner Predigt schäme, bald wenn sie aus ist und meine, sie sei sehr kalt gewesen.“ Mitunter geschah ihm, daß er ganz anders redete, als er sich vorgenommen. Doch ermahnte er, man soll auf dem Predigtstuhl bedächtig sein, nicht reden, was einem in den Sinn kommt. Frau Käthe hatte den Johann Polnern, einen Hausgenossen, in der Pfarrkirche predigen hören, und er hatte ihr wohl gefallen, besser als Doctor Bugenhagen. Darauf sagte Luther: „Johann Polner predigt, wie ihr Weiber pflegt zu reden, denn was ihnen mit einfällt, das sagen sie auch. Man soll die Kriegsknechte nicht alle ansprechen, die Einem begegnen.“ Ueber die Dauer einer Predigt war seine Meinung: „Maß ist in allen Dingen gut; man soll die Zuhörer nicht martern und aufhalten mit langen Predigten. Es ist um das Gehör ein gar zärtlich Ding, wird bald überdrüssig und müde. Eines guten Redners Zeichen ist, daß er aufhöre, wenn man ihn am liebsten höret. Zum nächsten kommen die Leute um so lieber wieder.“

Man kann Luther kaum anders darstellen als die Bibel in der Hand.

Siebzehntes Kapitel.

Luther im Hause.

Thaten von weltgeschichtlicher Bedeutung haben Luther zum größten Mann seiner großen Zeit und zum Helden seines Volks gemacht. In gewaltigen Umrissen und Zügen erhebt sich sein Bild, ein Heldendenkmal, auf den Höhenpunkt seiner Zeit gestellt, weithin sichtbar. Sein Leben in der Familie als Gatte und Vater, als Tischgenoß und Freund, sein inneres Leben mit den Anfechtungen und seinem Troste, sein Singen nud Beten fügt den großartigen Umrissen die kleineren, ausmalenden Züge hinzu, die ihn uns verständlicher aber nicht kleiner machen und ihn herzlich der Nachwelt näher rücken. Im öffentlichen Leben zeigt sich der beherrschende Blick, der klare Gedanke, edler Muth, unbeugsamer Wille: im inneren Leben der Familie zumeist offenbart sich das Gemüth; und gerade dem Deutschen ist vor allem das Gemüth eigen. Dieses sinnige, deutsche, tiefsinnige Gemüth ist im Leben Luther's der von Gott gelegte Grund, auf dem er in eigner Arbeit sein Leben aufgebaut hat, und ohne diesen Grund ist dieses Leben nicht zu verstehen.

Erst in der Familie, im Zusammenleben mit Weib und Kind vollendet sich das Leben eines Mannes: dieser Gedanke ist in der Seele Luther's als Pflicht und als Wunsch sehr allmälig erst lebendig geworden. Auch der Priester ist ein Mann. Wird ihm diese Vollendung seines Lebens versagt, so geschieht es wider die Natur. Schon vor Jahren hatte Luther dargethan, wie das kirchliche Verbot der Priesterehe nicht in der heiligen Schrift und nicht in den wahren Bedürfnissen der Kirche begründet, dem kirchlichen Alterthum unbekannt, ein willkürlich päpstisch Gebot sei. Man soll daher ferner ein solches Gelübde nicht leisten, und wer es geleistet hat, als im Irrthum befangen, er ist nicht dadurch gebunden. Viele evangelische Priester hatten bereits der gewonnenen edlen Freiheit sich gebraucht eine Familie zu begründen. Aber Luther selbst schrieb noch im November 1524: „Wie mein Herz bisher gestanden, wird nichts daraus werden, daß ich ein Weib nehmen soll. Nicht als ob ich mein Fleisch und Geschlecht nicht empfände, denn ich bin nicht von Holz und Stein, sondern mein Sinn steht nicht auf's Heirathen, weil ich täglich den Tod erwarte." Im Gegensatz des willkürlichen Gelübdes eine reformatorische Verpflichtung, was er durch's Wort gelehrt hat, durch die That zu bekräftigen, und bei seinem hohen Ansehen nicht nur ein Vorbild, sondern dem ehelichen Stande der Geistlichen fast eine Weihe zu geben, kommt ihm doch bereits in den Sinn, davon er nachmals erzählt hat: „Das hatte ich bei mir, ehe ich ein Weib nahm, ganz und gar beschlossen

dem Ehestand zu Ehren, wenn ich unversehends hätte sterben sollen und auf dem Todbette wäre gelegen, so wollt' ich mir ein frommes Mägdlein ehelich haben antrauen lassen, derselben wollt ich darauf zwei silberne Becher zur Morgengabe gegeben haben."

An Churfürst Albrecht von Mainz schrieb er vom 2. Juni 1525: „Ist kürzlich meine Meinung, daß sich Ew. Churf. Gnaden in den ehelichen Stand begeben, das Bisthum zum weltlichen Fürstenthum machen und den falschen Namen und Schein geistlichen Standes fahren lassen. Ew. Churf. Gnaden wär' ein großes Exempel, als die gleichsam mitten in deutschen Landen der größten Häupter eins ist: das würde viel Leute stillen und gewinnen und andere Bischöfe hernach ziehen. Ew. Churf. Gnaden wag' es frisch heraus aus dem lästerlichen und unchristlichen Stande in den seligen und göttlichen Stand der Ehe: da wird Gott sich gnädiglich finden lassen." In dem Begleitschreiben an den churmainzischen Rath Rühel, seinen Schwager, schreibt er: „Und ob seine Churf. Gnaden abermal würde sagen, warum auch ich nicht ein Weib nähme, der ich Jedermann dazu reize, sollt ihr antworten, daß ich immer noch gefürchtet, ich sei nicht tüchtig genug dazu. Doch wo meine Ehe dem Churfürsten eine Stärkung sein möchte, wollt ich gar bald bereit sein zum Exempel vorher zu traben."

Einige Monate vorher hatten neun Nonnen, unterrichtet durch Luther's Schriften, unter ehrsamer Bürger Schutz und Hülfe das Kloster Nimtschen verlassen und

waren obdachlos nach Wittenberg gekommen. Nach Kräften hatte Luther für ihr Unterkommen gesorgt. Unter ihnen Catharina von Bora, aus meißnischem Adel, ein armes Fräulein. Luther wollte ihr einen Mann und somit ein Haus verschaffen. Catharina aber hatte das abgelehnt und mit seltsamem Doppelsinn geäußert, nur Amsdorf oder Luther würde sie heirathen. Auch Luther hatte eine Neigung zu ihr. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; nichts will ich beibehalten von meinem papistischen Leben." „Die ganze Welt, ja der Teufel selbst, wird in Hohngelächter ausbrechen", rief Freund Schurff. „Sei's drum, ich thue es, der Welt und dem Teufel zum Possen, meinem alten Vater zur Freude."

Am 13. Juni 1525, ohne Wissen des größeren Freundeskreises, läßt er sich mit Catharinen von Dr. Bugenhagen trauen. Nur zwei Zeugen waren zugegen, unter ihnen Lucas Cranach, der treue Gevatter. Am folgenden Tag schickte der Rath der Stadt Wittenberg mit seinem Glückwunsch ein Geschenk an Wein. Darnach hat Luther auch die auswärtigen Freunde zum Kirchgang und feierlichem Hochzeitmahl eingeladen: „So ihr wolltet oder könntet sammt meinem lieben Vater und Mutter kommen, wär' mir's eine besondere Freude." Ein Freund am Hofe schickt das Wildpret dazu, und ein fröhliches Fest wurde gefeiert.

Von einem freien Standpunkte aus ist doch gegen Luther geltend gemacht worden, nicht daß er die Unverbindlichkeit des Gelübdes gelehrt, sondern daß er diese

Lehre sich selbst zu Nutz gemacht und das Gelübde gebrochen habe: er wäre größer gewesen ohne Weib. Er aber wollte nicht groß sein, sondern fromm, und Gottes Willen thun.

Das Augustinerkloster zu Wittenberg war leer geworden, nur der Prior und Luther waren zurückgeblieben, auch der erstere wohl zumeist des letzteren wegen. Da bat Luther den Churfürsten, als den jüngsten Erben, vom Kloster Besitz zu nehmen. Dieser aber gab es Luthern zum Eigenthum. Dort im Augustinerkloster, mit Räumen weit genug, Familie und Freundesbesuch aufzunehmen, wohnte der Doctor, wie man ihn kurzweg in Wittenberg nannte. Seine äußere Erscheinung war einfach und würdig. In den mittleren Jahren seines Lebens verlor er die auffallende Magerkeit seiner Mönchs- und Jugendjahre. Seine Gestalt ward stark und behäbig. Sein Gesicht zeigte keine geistreichen, scharfen Züge, aber sein Blick war freundlich und wohlwollend, in der Begeisterung leuchtete es aus seinen Augen. Der Churfürst hatte ihm Tuch zu einem Kleid geschickt, zu einem bürgerlichen Rock, zum Priesterrock oder zur Kappe, wie er wolle. Die Kapuze wollte Luther nicht mehr tragen, sie gehörte dem Mönch an. Doch behielt er den Rock seines Ordens bei: ein schwarzes Obergewand mit weiten Aermeln, wie jetzt der Predigerrock, vorn offen, darunter ein schwarzes anliegendes Gewand, dazu das Doctorbarett. So hat ein Schüler Lucas Cranach's ihn gemalt auf einem Bild in drei Feldern: links den Mönch in Kutte, nacktem Hals

und großer Tonsur, das Gesicht mager und klein; rechts den Junker Georg im schwarzen Wamms von Sammet, mit buschigem dunklem Haar und vollem Bart; in der Mitte den Doctor Luther im Predigerrock: die Weise, wie sein Bild volksthümlich geworden ist.

Aus dem Jahr 1526, ein Jahr nach der Verheirathung, in dem 43. Lebensjahr Luther's ist uns sein Bild von Lucas Cranach erhalten. Es zeigt die Höhe der männlichen und geistigen Kraft Luther's. In demselben Jahre malte derselbe Luther's Ehefrau. Ein offenes, freies Gesicht, große, verständige Stirn; das Haar blond und unter die enge übliche Haube zurückgestrichen, die Augen groß und freundlich, das Kinn rund, der Ausdruck edel und ansprechend. Ihre Kleidung modisch nach damaliger Zeit, doch einfach und bürgerlich: ein schwarzes Kleid mit engen Aermeln bis auf die Mitte der Hand, vorn geschnürt, läßt es den weißen, zierlich gestickten Brustlatz sehen, ein hoher, stehender Kragen umschließt den Hals. Ihre Bildung war die ihrem früheren Stand und ihrer Zeit übliche; was ein armes Edelfräulein, für das Kloster erzogen und dort ihre erste Jugend verlebend, zu lernen pflegte; später voll inniger Theilnahme für die großen Ereignisse ihrer Zeit, zumeist wie sie sich im Leben ihres Gatten darstellten. Aber gelegentlich fragt sie auch, ob der Hochmeister von Preußen und der Markgraf Brüder wären, und es war doch ein und derselbe; doch berichtet ihr Luther vom Religionsgespräch zu Marburg und von den Verhandlungen auf dem Reichstag zu Augs-

burg; fügt aber auch Einiges über die Witterung und die ersten Weintrauben hinzu. Sie war vor allem eine gute Mutter, eine tüchtige Hausfrau; sie versteht zu wirthschaften; am Tisch nehmen zahlreiche Kostgänger Theil, arme Studenten, die den trockenen Tisch, das heißt ohne Getränke, für 5 Groschen die Woche haben.

Als sie heiratheten, war Luther 42, Catharina 26 Jahr alt. In herzlicher Liebe und Treue haben sie 21 Jahr viel Freude und viel Leid mit einander erlebt. Als er seine Verheirathung einem Freunde meldete, schrieb er: „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenschaft, aber ich bin ihr herzlich gut.“ Immer tiefer gründete sich die herzliche Liebe zugleich mit der behaglichen Freude an seiner Häuslichkeit. „Die größte Gottesgabe ist eine fromme, liebliche, gottesfürchtige Frau, die ihr Haus liebt, mit der man in Frieden lebt, der man vollkommen vertrauen kann.“ Gleichsam dem Papst zum Trotze hatte er geheirathet. Nun, da er so reich geworden ist durch sein Weib, bemitleidet er die römischen Priester. Als ihm Cranach das Bild seiner Frau bringt, sieht er es wohlgefällig an und spricht: „Ich will einen Mann dazu malen lassen und solche zwei Bilder gen Mantua auf die Kirchenversammlung schicken und die heiligen Väter, allda versammelt, fragen lassen, ob sie lieber haben wollen den Ehestand oder ehelos Leben der Geistlichen.“ Und zu seiner Frau spricht er: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum, wie andere fromme Weiber, bist du eine Kaiserin, erkenne es und danke Gott.“

Von der Epistel Pauli an die Galater, die ihm besonders werth war, sagt er: „Die ist meine Epistel, mit der ich mich verlobt habe, sie ist meine Catharina von Bora.“ Im ersten Jahre der Ehe lag manchmal eine geheime Trauer auf Catharinen; das Gespött der Welt über diese Ehe zwischen Mönch und Nonne mag ihr zu Ohren gekommen sein und ihr selbst Zweifel erregt haben. Luther tröstet sie: „Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewiß halten und keinen Zweifel daran haben; laß die blinde gottlose Welt darüber sagen, was sie will; richte du dich nach Gottes Wort und halte fest daran, so hast du ein gut Gewissen, beständigen Trost wider den Teufel und alle seine Lästermäuler.“

Nach einem Jahre ist große Freude im alten Klosterhause. „Mir dem glücklichsten Mann ist von der besten Frau ein Söhnchen Johannes Lutherchen geboren worden, den Gott segnen möge, nachdem ich durch seine wunderbare Gnade zum Vater geworden bin.“ Dem Großvater Hans Luther zu Ehren hat er dem ersten Sohne den Namen gegeben. Das folgende Jahr 1527 brachte ein Töchterchen Elisabeth; die ist ihm bald genommen worden. „Es ist mein Töchterchen, Elisabethlein, gestorben und hat mir ein gar wundes, beinahe weibisches Gemüth zurückgelassen, so gar jammert mich ihrer. Ich hätt' das zuvor nie geglaubt, daß ein väterlich Herz über ein Kind so könne weich werden.“ In demselben Jahre fiel Luther, oft schon leidend, in schwere Krankheit. Er hatte gebeichtet, da überkam ihn eine Ohnmacht. Als er wieder

zu sich kam, betete er laut: „Mein allerliebster Gott, wenn du es so willst haben, daß dies die letzte Stunde sei, die du mir vorgesehen hast, so geschehe dein heiliger Wille. Allerliebster Gott, ach wie gerne hätt' ich mein Blut vergossen um deines Wortes willen, das weißt du; aber ich bin's vielleicht nicht werth gewesen. Willst du es so haben, so will ich gerne sterben, allein daß dein heiliger Name gelobet werde, es sei durch mein Leben oder Tod. Ich danke dir von Herzen, daß du gewollt hast, daß ich auf Erden soll arm und ein Bettler sein, kann derhalben weder Haus, Acker, Geld und Gut meinem Weib und Söhnlein nach mir lassen. Wie du sie mir gegeben hast, so bescheide ich sie dir wieder, du reicher, treuer Gott, ernähre sie, lehre sie, wie du mich bisher ernähret, gelehret und erhalten hast!"

Durch warme Tücher belebte man wieder den schon erkaltenden Leib. Da rief der Doctor: „Wo ist mein liebstes Hänsichen? O du gutes armes Kindlein, nun ich befehle meine allerliebste Käthe und dich armes Waislein meinem lieben, frommen, treuen Gott. Ihr habt Nichts, Gott aber, der ein Vater der Waisen ist, der wird euch wohl versorgen." Catharine verbarg ihren Schmerz und sprach: „Mein liebster Herr Doctor, ist's Gottes Wille, so will ich euch bei unserm lieben Herr Gott lieber denn bei mir wissen, es ist nicht allein um mich und mein Kind zu thun, sondern um viele fromme christliche Leute die euer noch bedürfen. Wollet euch, mein allerliebster Herr, meinethalb nicht bekümmern, ich befehle euch seinem

göttlichen Willen, ich hoffe und traue zu Gott, er werde euch gnädiglich erhalten!“ — Gott erhielt ihn seinem Weib und Kind, seinem großen Werk.

Dasselbe Jahr brachte neue Sorge. Zu Wittenberg war die Pest, der Churfürst verlegte die Universität nach Jena und forderte Luther auf, mit den Seinen dorthin zu gehen. Er aber blieb mit Dr. Bugenhagen und den Diaconen in Wittenberg. Darüber, ob man vor dem Sterben fliehen möge, achtete er: Wider Gottes Wort und Befehl dürfe man nicht fliehen, Prediger und Seelsorger seien schuldig zu stehen und zu bleiben in Sterbensnöthen, denn da bedürfe man des geistlichen Amts am allerhöchsten. Ebenso seien die, so in weltlichen Aemtern stehen, schuldig zu bleiben und die Gemeinen nicht ohne Haupt und Regiment zu lassen. Dasselbe gelte von allen andern Personen, so mit Dienst oder Pflicht einander verbunden seien; ja es dürfe kein Nachbar vom andern fliehen, wo nicht Andere da seien, die der Kranken warten und pflegen. Wo aber solche Noth nicht sei, da stehe es frei, beides, zu fliehen und zu bleiben. Als die Gefahr an seinem Hause glücklich vorüberging, war er der Meinung: „Gott hat sich unser wunderbar erbarmet und damit bewiesen, daß ihm unsre Predigt des Evangeliums sehr wohl gefalle, wiewohl wir Sünder sind.“

Die Familie wuchs, 1529 wurde Magdalene, 1531 Martin geboren, dann noch Paul und das Jüngste 1534 Margarethe. Paul war ein besonders kräftiger Junge, der Vater meinte, der müsse einmal ausziehen wider die

Türken. Muhme Lehne, seiner Schwester Tochter, war auch mit im Hause, half der Mutter, trug und wartete die kleinen Kinder. Wenn dann der Doctor von angestrengter Arbeit in die Kinderstube kam, ging ihm das Herz auf. Auch die Kinder lehren ihn die Schrift verstehen. Auf dem Tisch steht Obst, die Kinder stehen herum und sehen sehnsüchtig hinauf. „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei. Ach daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten!" Wenn er die Kindlein so fröhlich und unschuldig sieht, meint er: „Die Kinderlein haben so feine Gedanken von Gott, daß er im Himmel ihr lieber Vater sei. Ich wollt, ich wär' im Kindesalter gestorben, da wollt ich alle Ehre umgeben, die ich habe in der Welt." Er spricht zu seinem Kinde, da es zu seinen Füßen lärmt und spielt: „Du bist unsres Herrgotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts, wie du es machst, so ist's unverderbt. — Die Kinder wissen von keinem Unglauben, von keiner Sünde, sind deßhalb fröhlich, haben ein gut Gewissen, fürchten sich vor keiner Gefahr und was sie hören, glauben sie einfältiglich und werden fröhlich davon. Das Wesen der Kinder ist fürwahr Glaube und heitere Zuversicht. Darum hat sie auch der Herr Jesus so lieb gehabt. Wir alten Narren aber haben das Herzeleid und höllische Feuer, disputiren noch lange vom Wort, welches die Kinderlein ohne Disputiren schlecht glauben."

Der Mann, der im Treiben der Welt so derbe Worte sprechen konnte, wird in der Familie mild und zart. Da er sein jüngstes Kind herzt, denkt er: „Wie muß Abraham zu Sinne gewesen sein, da er seinen jüngsten und liebsten Sohn wollte opfern; er wird der Sarah nichts davon gesagt haben. Dieser Gang wird ihm sauer angekommen sein. Ich wollte wahrlich mit Gott disputirt haben, wenn er mir solches vorgelegt und angemuthet hätte.“ Auch Käthe mag's nicht in ihren Kopf bringen, daß Gott solch grausam Ding begehren sollte. Da mahnt sie Luther, an Gott zu denken, der auch seinen eigenen Sohn um unsertwillen nicht verschont hat.

Als die Kinder ein wenig heran wachsen, läßt er sich zu ihrer kindlichen Weise herab. Hänschen war vier Jahre, da schrieb ihm sein Vater von Coburg: „Gnade und Friede in Christo mein liebes Söhnchen. Ich höre gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thue also mein Söhnchen und fahre fort. Wenn ich heimkomme, so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldne Röcklein an und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen und singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragte ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären. Da sprach der Mann: Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther, möchte er nicht auch

in den Garten kommen, daß er solche schöne Aepfel und Birnen essen möchte und solche feine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: Wenn er gern lernt, betet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen und Lippus und Jost auch; und wenn sie alle zusammen kommen, so werden sie auch Pauken, Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Darum, liebes Söhnchen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr miteinander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lehnen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

In seiner Kindheit hatte er erfahren, was hart strafen heißt, und darum mied er es; doch braust er wohl einmal auf: „Ich will lieber einen todten, denn einen ungezogenen Sohn haben!" Gelegentlich stecken sich die Buben hinter die Mutter: „Ich erfahr's doch nicht, man zeigt mir nichts an, hält's heimlich vor mir." Am Abend erzählt er den Kindern Geschichtchen und Fabeln.

In Allem, was das Hauswesen anging, ließ er seiner Frau die Herrschaft. Zuweilen ging es knapp her. Später besaßen sie einen Garten vor dem Thore, und Luther hatte von seinem Schwager, der es nicht halten konnte, das kleine Landgut Zeulsdorf, einige Stunden von Leipzig, angenommen. Dort wirthschaftete Frau Catharine nach Herzenslust, nach Luther's Dafürhalten nicht immer zu

großem Gewinn. Aber wenn die Frau Zeulsdorferin, wie Luther sie gern darum nannte, aus dem Teiche des Gutes Karpfen auftragen konnte, freut sich das Eine über die Freude des Andern an den Fischen. Eine kluge, rüstige Frau, hatte Catharine ihren festen Willen. Darum spricht Luther neckend von Herrn Käthe, seinem Dominus. Sie wußte auch nach Frauen Art Etwas durchzusetzen, und Luther dachte wohl an seine Frau, als er sagte: „Zur Wohlredenheit sind sie geboren, aber was sie damit nicht können zu Wege bringen, das erlangen sie mit Weinen.“ Dafür verlangt er wiederum Gehorsam, einmal scheint es jedoch vergeblich: „Wenn ich noch einmal freien sollte, so wollte ich mir ein gehorsam Weib aus einem Stein hauen, sonst hab' ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam.“ War Luther krank, dann war sie eine unermüdliche Pflegerin. Doch sorgte sie sich allzusehr, und der Doctor mußte es ihr manchmal gar ernstlich verweisen.

Magdalene, das älteste Mädchen, war 13 Jahr alt, der Liebling des Vaters, ein stilles, frommes Kind. Mit ihren Gedanken war sie viel bei Gott und den lieben Engelein. Sie war zart und blaß; in dichten, langen, hellblonden Flechten hing ihr das Haar über die Schultern herab. Da ward sie krank und kränker. In der Nacht erscheinen ihr zwei glänzende Jünglinge, wie Engel zu schauen, die wollen sie zur Hochzeit führen. Als Melanchthon den Traum hört, denkt er bei sich: ja zur rechten Hochzeit in den Himmel. Und am Abend lag das Kind

am Tode. Da sitzt Luther an ihrem Bette. „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, weil es dein Wille ist, daß du sie hinnehmen willst, so mag ich sie auch gerne bei dir haben.“ Dann wendet er sich zum kranken Kind und spricht: „Lehnchen, mein Kind, du hast noch einen Vater im Himmel, zu dem willst du gehen. Du bliebst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater, nicht wahr?“ Sie gibt ihm die Hand und spricht: „Ja Herzer Vater, wie Gott will.“ Er wandte sich ab, weinte sehr und sprach: „Ich hab' sie zu sehr lieb, aber wir leben oder wir sterben, so sind wir des Herrn.“ Da starb das Töchterchen. Er fiel auf seine Kniee nieder, weinte bitterlich und bat Gott, daß er sie selig werden lasse. Dann stand er auf und tröstete die Mutter: „Liebe Käthe, bedenke, wo sie hinkommt, ihr ist ja wohl. Ich hätte sie auch gern behalten, denn ich habe sie ja sehr lieb, wenn sie mir unser Herr Gott hätte lassen wollen. Doch geschehe sein Wille.“

Als nun das Kind im Sarge lag, sah er sie noch-einmal an: „Du liebes Lehnchen, wie wohl ist dir geschehen. Du wirst wieder auferstehen und leuchten wie ein Stern. Ich bin ja fröhlich im Geist, aber nach dem Fleisch bin ich sehr traurig. Wunderding ist es, wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig sein.“ Da kommen die Leute, den Sarg zu holen, auch viele, mit ihm zu klagen. „Lasset es euch nicht leid sein, ich habe eine Heilige gen Himmel geschickt, ja eine lebendige Heilige. O hätten wir einen

solchen Tod, den wollt ich auf diese Stunde annehmen. O sie ist wohl gefahren."

Da sie heim kamen vom Begräbniß, sprach er: „Meine Tochter ist nun beschickt, beide an Leib und Seele. Wir Christen haben nichts zu klagen, wir wissen, daß es also sein muß. Wir sind ja des ewigen Lebens auf das allergewisseste, denn Gott, der es uns durch und um seines lieben Sohnes willen zugesagt hat, der kann ja nicht lügen."

Diese Grabschrift hat er ihr gesetzt:

„Hier schlaf ich, Lehnichen, Dr. Luther's Töchterlein,
Ruh' mit allen Heiligen in meinem Bettelein,
Die ich in Sünden ward geboren,
Hätt' ewig müssen sein verloren;
Aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut."

Zur Familie gehörte auch das Hausgesinde. Am Morgen und am Abende fand sich die ganze Familie zur Andacht ein. Man sang ein Lied, Luther legte ein Schriftwort in einfacher Weise aus, bald kürzer, bald länger. Seine Diener waren ihm treu, und er verkehrte freundlich mit ihnen. Eine Zeitlang drechselte er in Gemeinschaft mit seinem Diener Wolfgang zur Leibesbewegung, auch um der Welt dienen zu können, wie Paulus ein Zeltmacher war, wenn sie ihn nicht mehr um der Predigt willen ernähren wolle. Freund Link schickte ihm für einen Goldgulden Handwerksgeräthe aus Nürnberg, weil sie dort wohlfeiler sind, auch bei den Barbaren zu Wittenberg darin keine Kunst und Einsicht ist.

Als jener Wolfgang einst einen Vogelheerd errichtet hatte, thaten die armen Vöglein dem Doctor leid, doch weiß er es seinem Diener nicht zu wehren. Da setzte er an sich selber im Namen der Vögel eine scherzhafte Bittschrift auf, solch Unternehmen dem Diener zu wehren. Darin thun die Drosseln, Amseln, Finken, Hänflinge, Stieglitzen, sammt andern frommen, ehrbaren Vögeln, so diesen Herbst über Wittenberg reisen wollen, ihrem günstigen Herrn, Doctor Martin Luthern, Prediger zu Wittenberg, zu wissen: wie sie glaublich berichtet seien, daß Wolfgang sein Diener sich unterstanden habe, einen Vogelheerd anzurichten, damit er allen Vögeln die Freiheit zu fliegen in der Luft und auf Erden Körnlein zu lesen, die Gott gegeben hat, zu wehren sich vornimmt, so sie doch gegen ihn gar nichts verschuldet haben. Darum bitten sie, demüthig und freundlich, der Herr Doctor möge seinen Diener weisen, zwar am Abend Körner zu streuen, aber am Morgen nicht vor acht Uhr aufzustehen oder doch nach dem Heerd zu gehen. Wird er nicht ablassen, so wünschen sie ihm Ungemach, hoffen auch seine Klugheit zu Schanden zu machen. „Gegeben in himmlischem Sitz unter den Bäumen, unter gewöhnlichem Siegel und Federn."

Da ihm sein Diener Johannes Ritschmann Jahre durch redlich gedient hat und 1530 wegzieht, gibt er ihm ein ehrend Zeugniß, damit es ihm gut gehe in Zukunft; will auch gern noch ein Uebriges thun. Er schreibt deßhalb von Coburg an seine Frau, nachdem er den treuen Diener gelobt hat: „So greif dich nun hier an und laß

einem solchen frommen Gesellen nicht mangeln, da du weißt, daß es wohl angelegt und Gott gefällig ist. Ich weiß wohl, daß wenig da ist, aber ich gäb ihm gern zehn Gulden, wenn ich sie hätte. Aber unter fünf Gulden sollst du ihm nicht geben, weil er nicht gekleidet ist. Was du drüber kannst geben, das thue. Es möchte zwar der gemeine Kasten mir zu Ehren einem solchen meinem Diener wohl etwas schenken, angesehen, daß ich meine Diener muß halten auf meine Kost zu ihrer Kirchen Dienst und Nutz; aber, wie sie wollen. Laß du ja nichts fehlen, es ist ja ein Becher da. Denke, wo du es kriegest. Gott wird wohl Anderes geben, das weiß ich." Dem Diener Wolfgang, als er kränklich wurde, wollte er für seine alten Tage ein Häuschen kaufen, damit er wisse, nach des Doctors Tod wo bleiben. Oft hat er selbst nichts, das wird ihm schwer um der Anderen willen. Wie er mit seinen Einnahmen auskomme, begreift er selbst nicht recht, wenn er es überschlägt, es kann nicht reichen. Aber es reicht doch; er meint, „das macht, weil ich eine solche Frau habe." Aber für sein Predigen, für seine Bücher selbst, wollte er kein Geld nehmen. Umsonst habe er das Evangelium empfangen, umsonst wolle er es auch geben. Man macht ihm oft bedeutende Anerbietungen, die er zurückweist. Gelegentlich kommt ein Geschenk von einem Unbekannten: das machte ihm Freude. Aber Geldgeschenke liebt er nicht. Einst schickte Einer 50 Goldgulden. „Was soll ich mit so vielem Geld! Ich fange an zu fürchten, Gott wolle mich hier belohnen; ich habe

meinem Prior die Hälfte gegeben und den Mann sehr fröhlich gemacht. — Ich habe Gottlob genug, der mir Weib und Kinder, den schönsten Segen und einen Churfürsten bescheert hat, welcher mir aus freien Stücken 200 Gülden jährlich angeboten hat. Sonst hatte ich beschlossen, als ich ein Weib nahm, daß ich für Geld lesen wolle. Aber da mir Gott zuvorkam, habe ich mein Lebelang kein Exemplar verkauft, noch für Geld gelesen. Will auch, will's Gott, den Namen in's Grab nehmen." — „Ja hätte mein Herr einen anderen Sinn gehabt", meinte einst Frau Käthe, „so wäre er sehr reich geworden." Melanchthon erwiederte, daß er dann aber nicht der Luther geworden.

Armen Studenten schaffte er gern Stipendien vom Churfürsten, Freitische bei begüterten Bürgern, für Pfarrer, die zu gering besoldet sind, fordert er Mehrung des Einkommens. Gefangene, die er allzu hart gestraft meint, empfiehlt er der Gnade seines Fürsten. Er meinte, ihm sei Niemand Etwas schuldig als Nahrung und Kleidung, er aber sei Allen Alles schuldig. Einem Studenten, der fromm und fleißig und in gar großer Noth ist, gibt er, da er selbst kein Geld hat, einen silbernen Becher, ein Ehrengeschenk, den soll er verkaufen. Ja, auf eine andere Zeit, da wieder ein Armer kommt, und er wieder keine Baarschaft hat, macht er sich über das Pathensilber der Kleinen her.

Unter den Feinden Luther's gingen wunderliche Gerüchte über sein Leben und seine Sitten. König Ferdinand

schickte einst im Geheim einen Boten nach Wittenberg, um zu sehen, ob Luther wirklich mit seinen Spießgesellen, die Waffen in der Hand, die Straßen durchziehe und ein lustig, liederlich Leben führe. Luther erfuhr es und lächelte. Ja ein Jahr vor seinem Tode kam ihm aus Italien ein Schriftstück zu, darin geschildert war, wie Luther kurz vor seinem Tode das h. Sacrament empfangen und sich auf einen Altar habe setzen und anbeten lassen. Dann sei in seinem Grab ein entsetzliches Getümmel gehört worden; man hat es geöffnet, da war der Körper verschwunden, und ein schwefliger Gestank hat sich erhoben. Er gab das Schreiben mit Anmerkungen heraus, darin es heißt: „er habe solch zornig Gedicht von seinem Tode fast gern und fröhlich gelesen, ausgenommen die Gotteslästerungen, da solch Lügen der hohen göttlichen Majestät wird zugeschrieben."

Seine Lebensweise war einfach bürgerlich, die Mahlzeit erwünschte Erholung. Zuweilen in der Gewohnheit seiner Mönchsjahre fastet er tagelang oder hat genug mit einem Stück Brot und einem Häring. Als er einen schweren Bußpsalm übersetzen wollte, schloß er sich auf die Zeit mit ein wenig Brot und Wasser in seine Kammer, ließ seine bekümmerte Frau klopfen und arbeitete bis zum Ende. Aber insgemein kam bei den Mahlzeiten seine ganze heitere behagliche Natur zu Tage. Zu Tisch kommt er oft mit einem Buch, die Familie, Freunde und Kostgänger erwarten ihn. Er betet vorher, zuweilen auch während des Essens. Das Buch legt er bald zur Seite

und beginnt das Gespräch etwa mit launiger Frage: „Ihr Prälaten, was Neues im Lande?“ Dr. Wolf Severus, der bei König Ferdinand's Söhnen Präceptor gewesen und ein gewandter Hofmann war, auch oben an neben Luther saß, nahm dann das Gespräch auf, das sich in behaglicher, oft scherzender Weise verbreitete. „Unser Herr Gott mag ziemliche und ehrliche Fröhlichkeit wohl leiden, die der Teufel den Menschen nicht gönnet.“ Solche „Tischreden“ Luther's sind von den Genossen ohne sein Wissen aufgezeichnet worden. Kirche und heilige Schrift bilden den Mittelpunkt: Erzählungen aus dem eigenen Leben, Entscheidungen über absonderliche Fälle; von dem Größten und Kleinsten ist die Rede. Nichts Menschliches und was irgend einem deutschen Mann zu dieser Zeit anging, ist ihm fremd. Frei urtheilt er auch über weltliche Dinge: ihm will das Comödiespielen wohl gefallen, zumal von Knaben; auch zur Uebung in lateinischer Sprache. Man lernt aus der Comödie das Leben kennen. „Wenn Alles ehrlich zugeht, wirst du mit den Uebrigen wohl auch tanzen können.“ Nur den Mißbrauch soll man meiden. „Daß Sünden und Böses begangen wird, ist nicht dem Tanzen zuzuschreiben.“ Als einst eine Mummerei von ehrlichen Schieferhauern vor die Thür kommt, spricht er: „Die laßt mir herein, das sind meine Landsleut' und meines lieben Vaters Schlegelgesellen. Den Leuten, weil sie die ganze Woche unter der Erde stecken in bösem Wetter und Schwanden, muß man ihre ehrliche Ergötzung und Erquickung gönnen.“

Er liebt kurze, körnige Rede: „Schweig', leid', meid' und vertrag', deine Noth Niemand klag', an Gott nicht verzag', deine Hülfe kommt alle Tag. — Iß', was gar ist, trink', was klar ist, red', was wahr ist." Ueber seine Thür an die Wände schreibt er manchen Bibelspruch. Seine Studierstube war ihm besonders lieb, einst war er besorgt, öffentlicher Anlagen wegen sie zu verlieren. „Lebe ich noch ein Jahr, so muß mein Stüblein weg, daraus ich doch den Papst gestürmt habe, daß es um der Ursach willen werth wäre, daß es ewig bliebe stehen." Sinnige tiefe Gedanken faßt er in einen Reim. So sein Wahlspruch, der um das Petschaft, ein Kreuz in einer offenen Rose, geschrieben steht: „Das Christenherz auf Rosen geht, wenn's mitten unter'm Kreuze steht."

Da Einer traurige Neue Zeitung bei Tisch erzählt, spricht Luther: „Das Evangelium bringt gute Neue Zeitung und die sind gewiß als von Jesu Christo, sonst weiß ich wenig guter Neuer Zeitung in der Welt." Sind aber Hofleute, auch berühmte Männer aus fremden Ländern zugegen, dann nimmt das Gespräch, wenn auch in heiterer Form, mitunter hohen Aufflug, und es zeigt sich der große Blick, mit dem Luther die ganze Bedeutung dieser reformatorischen Zeit umfaßte. „Wir müssen Himmel und Erde reformiren helfen, denn es will doch nun die große Reformation schier angehen, damit die Päpste den frommen Kaisern und Königen eine lange Zeit das Maul aufgesperret. Die großen Prälaten greifen dem Herrn Christus in den Bart, und wollen Rahm fangen, Glaub'

und Treue wird seltsam zu Hofe, Finanz nimmt allenthalben überhand. Doch lachet jetzt Christus der großen Prälaten und wird bald bei ihnen anklopfen, daß Thür und Thor aufspringen, Bastei und Wall über'm Haufen liegen wird." Ein ander Mal bringt ein Vater seinen Sohn zur Universität und empfiehlt ihn dem Doctor, dann bleiben Vater und Sohn zu Tisch. Der Vater führt mit dem Doctor ein ernsthaftes Gespräch; während dessen macht sich der junge Mensch, wie er glaubt unbemerkt, über eine aufgetragene Gans, zieht ihr die braune Haut ab und verspeist sie. Fragt Luther den Vater: „Was würdet ihr euern Sohn haben lernen lassen, wenn er nicht Lust und Geschick zum Studieren gehabt hätte?" Die Kaufmannschaft, antwortete dieser. Spricht Luther: „Mit nichten, das Gerberhandwerk hätte er lernen müssen, denn er hat wahrlich das Gänseleder ganz wohl verarbeitet." Und Alle lachten, außer Einem. Doch tranken Luther wie Melanchthon bald freundlich dem jungen Musensohne zu.

Meist ernst waren die Gespräche mit Melanchthon, oft nicht ohne Widerspruch, zumal, wenn die Rede auf Melanchthon's Liebhaberei, die Astrologie, kam, und Melanchthon von künftigen Zeiten sprach, und daß in den Sternen stehe, 1584 werde Kaiser Karl sterben. „So lange steht die Welt gar nicht mehr! rief Luther. Der jüngste Tag ist gewißlich vor der Thür."

Zumeist war es die Musik, welche ihn vor Schwermuth schützte. Er hatte schon in seiner Jugend ihre

wohlthuende Macht erfahren. Freunde kamen, Studenten, die gute Stimmen hatten, wurden zugezogen, und eine Cantorei ward aufgerichtet, geistliche Lieder zu singen, einfache Choräle als Volksgesang, so wie Motetten, „da um einen frommen Tenor die andern Stimmen hüpfen und spielen als die fröhlichen Kinder um den Vater." Er selbst spielte die Laute und sang Tenor, manchmal blies er auch die Flöte. Sinnvoll hat er der geistlichen Musik den Weg gezeigt. Er hat bestimmt, mit welcher Stimme die Worte der Episteln und des Evangeliums vorgetragen werden sollen. „Christus werde im hohen Ton gesungen, denn er ist ein freundlicher Herr, und seine Reden sind lieblich. St. Paulus im tiefen Ton, weil er ein ernster Apostel ist. Die Musika soll alle ihre Noten auf den Text richten." Man merkt es seinen Kirchenliedern an, daß derselbe Mann sie gedichtet und gesungen hat. Mit manchem Musikmeister seiner Zeit steht er darum in freundschaftlicher Beziehung und rühmt ihre Gabe als die edelste der Künste. „Ich bin nicht der Meinung, daß durch's Evangelium alle Künste zu Boden geschlagen werden und vergehen, wie etliche Abergeistliche vorgeben: sondern ich wollte alle Künste, sonderlich die Musika gern sehen im Dienste Deß, der sie gegeben und geschaffen hat. — Ich gebe nach der Theologie der Musika den nächsten Platz und die höchste Ehre. Wer diese Kunst kann, der ist guter Art und zu Allem geschickt. — Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist

die Musika, der ist der Satan sehr feind, damit man viel Anfechtung und böse Gedanken vertreibt; sie verjagt den Geist der Traurigkeit, wie man am Könige Saul sieht." Darum gibt er Einem, der gleich Saul vom Trübsinn angefochten war, den Rath: „Wenn ihr traurig seid und will überhand nehmen, so sprecht: Auf! ich muß unserem Herrn Christo ein Lied singen, und greifet frisch in die Saiten und singet drein bis die Gedanken vergehen, wie auch David that. — Kommt der Satan wieder, so macht es wie jener Ehemann: wenn seine Ehefrau anfing zu nagen und zu beißen, nahm er die Pfeifen unter dem Gürtel hervor und pfiff getrost; da ward sie zuletzt so müde, daß sie ihn zufrieden ließ: also greift ihr auch in die Saiten oder nehmt gute Gesellen und singet, bis ihr lernet ihn spotten. — Es gefallen mir die zwo Uebung und Kurzweil am allerbesten, Musika und Ritterspiel: die erste vertreibet die Sorgen des Herzens und melancholische Gedanken, das andere macht feine geschickte Gliedmaßen am Leibe und erhält die Gesundheit."

Fromm und fröhlich macht ihn auch Gottes schöne Natur. Bewundernd versenkt er sich darein, liebevoll umfaßt er sie. Da erscheint ihm auch das Kleinste groß und preist seines Schöpfers Güte. „Die allerkleinsten und unachtsamsten Creaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Creatur als in einem Baumblatt oder Gräslein. Und wie reich und weise verwaltet Gott Alles: niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu

ernähren; die kosten ihm in einem Jahr allein mehr als der König von Frankreich Einkommen hat, und nun denke man das Andere!" Er ist gern unter freiem Himmel und freut sich am Garten, in dem er selbst mitpflanzt und arbeitet. Von Freunden werden ihm gute Sämereien geschickt, und er ist ein wenig stolz auf die Erzeugnisse seines Gartens. Der Herzogin von Braunschweig schickte er ausgewählte Früchte. Er zieht von den berühmten Erfurter Riesenrettigen. Als ihm einst ein Schüler noch nie gesehene Apfelsinen schickt, staunt er, beneidet die Cardinäle, die in einem solchen Land wohnen und hofft, daß Gott den Andern auf andere Weise das vergelten werde. Als er mit Dr. Eck in Leipzig disputirte, nahm er immer ein Nelkensträußlein mit auf das Katheder.

Aber auch die Natur seufzt; sie ist nicht mehr, die sie war im Paradiese. „Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die schönste Creatur, freundlich und holdselig, noch trägt sie ihr Krönlein, aber nach dem Fall hat sie Füße und schönen Leib verloren. Ach, wie würde ein Mensch, wenn Adam nicht gesündigt hätte, Gott in allen Creaturen erkannt, gelobt, geliebt und gepreiset haben!" Er merkt doch, wie zu dieser Zeit die Naturkunde anhob sich loszumachen vom Traumleben des Mittelalters. „Wir sind jetzt in der Morgenröthe des künftigen Lebens, denn wir fangen an wiederum zu erlangen die Erkenntniß der Creaturen, die wir verloren hatten." Als der Früh-

ling wieder einmal gekommen war, Alles knospet, grünet und blüht, da geht er in seinem Garten auf und ab: „Gelobt sei Gott, der Schöpfer, der aus todten verstorbenen Creaturen im Lenzen Alles wieder lebendig macht! Da haben wir ein schön Bild der Todten Auferstehung. Der Winter ist der Tod, der Sommer aber die Auferstehung der Todten, da denn Alles lebendig wird und wieder grünet. Es wird noch viel schöner werden, wenn die alte Welt erneuert wird und ein ewiger Lenz angehen und für und für bleiben wird." Da er ein Vöglein sich des Abends niedersetzen sieht, spricht er: „Dies Vöglein hat sein Nachtmahl gehalten und will hie fein sicher schlafen, bekümmert sich gar nicht, noch sorget für den morgenden Tag; es sitzet auf seinem Zweiglein zufrieden und läßt Gott sorgen." Ein ander Mal, als ein Thierchen, das Körner pickt, fortfliegen will, sagt er zu ihm: „Ach du liebes Vöglein, fleuch nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest." Und seufzend setzt er hinzu: „Also vertrauen und glauben wir unserem Herrn und Gott auch nicht, der uns doch alles Gute gönnet und erzeiget; er will uns ja nicht todt schlagen, der seinen Sohn für uns gegeben hat."

Achtzehntes Kapitel.

Anfechtung und Gebet.

Aber trotz natürlichem Frohsinn und Freude an seiner Familie, trotz Gesang und Gottes schöner Natur lag doch ein Weh und geheimes Leiden auf Luther's ganzem Leben. Nicht Kränklichkeit und leiblicher Schmerz ist es, obwohl der es ihm manchmal bringt oder doch krankhaft steigert. Es ist dasselbe im Kloster, auf der Wartburg, in den letzten Tagen seines Lebens. Es ergreift ihn bald als Wehmuth und bald als Schmerz; bei der Arbeit kommt es über ihn, treibt ihn fort aus heiterem Freundes-kreise; in der Einsamkeit ringt es mit ihm und wirft ihn nieder auf die Knie. Das Edelste, was in ihm ist, wird davon ergriffen, es scheint ein Widerspruch, ein Kampf. Er flieht diese Stunden und doch sind sie heilige. Sein innerstes, eigenstes Wesen hat daran Antheil; nicht eine einzelne Neigung, ein Wunsch, ein Fürchten, ein Hoffen, immer das Ganze. Bald klingt's wie Hohngelächter und bald wie süßes Geflüster; an keinen Ort ist es gebunden, keine Zeit scheut es, aber es liebt die Nacht; heute sieht er es kommen und morgen überfällt es ihn; verschieden

sind die Waffen, mit denen er es bekämpft, und dennoch es ist immer das Gleiche.

So war Luther's Gemüth geartet und das sonderte ihn von dem Haufen der gewöhnlichen Menschen, daß er tiefer als die Meisten, tief wie kein Mensch im Alterthum und nur wenige in christlicher Zeit, den Widerspruch im Leben des Menschen empfand, für den das Wort Sünde manchmal zu weit, oft zu eng erscheint. Die Welt als gottgewollte Harmonie erkennen und nur den Menschen, zum Ebenbild Gottes geschaffen, als Mißlaut hören und sich selbst als Sünder wissen, das ist für einen klaren Geist und ein edles Herz ein namenloses Leid. Und die Sünde liegt auf dem Menschengeschlecht von Adam her; die nur einmal durch Christus unterbrochene Kette der Missethaten, unvermeidlich, wie eine Naturnothwendigkeit; und doch ist sie es nicht und darf es nicht sein. In diesem Widerspruche, der ein Kampf ist, und darum so furchtbar ist, weil er zugleich ein Räthsel ist, das unsern Geist umnachtet, so daß er den Feind, gegen den er kämpfen muß, nicht sieht, quält sich der Mensch und der edle leidet am meisten, und auch der Sieger bleibt traurig.

Wenn dieser tiefe Schmerz über die Sünde ihn sondert von der Menge, so gibt das, was ihn über diese erhebt und ihn zu dem gewaltigen, weltbedeutenden Mann macht, ihm neue Schmerzen, und diese zumal sind es, die tragisch sein Leben begleiten. Seit der Zeit, da Luther der eifrige und sich selbst quälende Mönch im Kloster zu

Erfurt erkannte, daß die Wahrheit nicht allein an die römische Kirche gebunden sei, und die Kirche irre, wo sie der heiligen Schrift widerspricht; zumal seit jenem Tage, an dem der kühne Professor zu Wittenberg die 95 Thesen an die Thür der Schloßkirche schlug und die Bannbulle in das Feuer warf, hat er sein Lebelang im Kampf gestanden. Aber nicht dieser Kampf macht ihn traurig, denn er kämpft für die Wahrheit und für seinen Herrn Christus. Kein Zweifel kam in seine Seele, daß dieser Kampf gekämpft werden müsse.

Die vor ihm Aehnliches gewagt, Alle sind unterlegen. Als er zuerst seine Stimme gegen den Ablaß erhob, stand er ganz allein; wohl schaaren sich sofort Gleichgesinnte um ihn; die Studentenschaft, die Jugend fällt ihm zu; ernste Gelehrte, einzelne rechtschaffene Männer. Aber welch' ein Feind steht ihm gegenüber! Doch nicht die Gefahr schreckt einen Luther; er kann ja nichts verlieren als sein Leben, und die Wahrheit wird doch siegen. Auch die Freunde des Evangeliums werden zu einer Macht. Da erhebt der böse Feind mitten unter ihnen sein Haupt. Ein neuer Kampf beginnt mit den Bilderstürmern, den Sacramentirern, den Schwarmgeistern, mit den aufrührerischen Bauern. Sie alle berufen sich auf Luther, und er muß sie bekämpfen; und all das Unheil, das sie bringen, wird ihm zur Last gemacht. Ja, als eine schwere Last lag es auf seinem Leben. Daß auch gegen diese zu kämpfen sei, deß war er gewiß. Ob er nicht zu Boden treten müsse, was er selbst gesäet, das quält ihn. Aber er konnte seinen

Gegnern immer das lautere Wort der heiligen Schrift entgegen halten, das gab ihm wieder Muth.

Er ehrte das Kaiserthum als die höchste von Gott eingesetzte Obrigkeit: und er hat die Auflehnung gegen dasselbe gebracht. Mit allen Gefühlen eines deutschen Mannes hing er an seinem großen mächtigen Vaterlande: und er hat dasselbe gespalten. Das Werk war von Gott gewollt, aber mußte er denn das Werkzeug sein? Hatte er nicht eigenwillig sich angemaßt, was eines Menschen Leben zu leisten nicht im Stande ist; und all das Unheil seine Schuld?

Noch ein Anderes lag auf ihm. Kein tragischeres Geschick ist zu denken, als Treue brechen müssen. Und wie die Treue der Deutschen Ruhm, so lag sie tiefbegründet in Luther's Natur. Ihn stellte das Geschick auf die Grenze zweier Zeitalter, Kind des einen, Vater des andern. Er liebte die Vergangenheit, und er sollte eine ganz andere Zukunft schaffen; er stand fest gewurzelt in seiner Kirche, und er sollte sie bekämpfen und sie ihn verfluchen. Sie war ein Stück von ihm selbst, seine Jugend; nicht bloß was außer ihm war, bekämpft er, sondern was in ihm ist und das Gebilde seiner Jugend muß er in Stücke schlagen. Das ist das geheime Weh, welches auf Menschen von weltgeschichtlicher Bedeutung gelegt ist. Wer es trägt, ahnet es wohl, nicht immer begreift er es. Eigenthümlich nach der Zeit und dem Gedankenkreise, in dem Einer aufgewachsen ist, gestaltet sich ihm der Widerspruch seines Lebens.

Für Luther kam noch seine gewaltige bilderreiche Phantasie hinzu. Was ihn quält, sind Anfechtungen; diese aber können nicht von ihm selbst kommen, auch kann Gott sie nicht schicken, denn sie schrecken den Menschen mit dem Gesetz und widerstreben dem Evangelium. Was ihn anficht, ist eine unheimliche, gottfeindliche, höllische Gewalt — es ist der Teufel. „Er ist der Fürst der Hölle, wie die Engel, so dienen ihm die bösen Geister. Unglück und Krankheit kommen von ihm, auch Sturm und böses Ungewitter ist sein Werk. Alle Traurigkeit, Seuchen und Schwermuth kommen vom Satan, Gott betrübt nicht, er schreckt nicht, tödtet auch nicht, weil er ein Gott der Lebendigen ist. Was zum Leben dienet, ist seine Gnade. Zwar tödtet auch er, aber zum Leben wie Hanna singt: Der Herr tödtet und macht wieder lebendig. Aber seine größte Lust hat der Teufel an der Sünde. Darum versucht er die Menschen, nicht nach Fleisch und Blut, sondern durch geistliche Anfechtungen, welche die schwersten und gefährlichsten sind. Zumal will er sie irre machen im Glauben an die Gnade Gottes. Der Kampf ist am schwersten und gefährlichsten, denn Fleisch und Blut nimmt nur weg Leib, Weib und Kind, was zeitlich ist, aber die geistliche Bosheit nimmt weg die Seele, ewiges Leben und Seligkeit."

Wenn Luther nun über der Arbeit und in tiefen Gedanken sitzt, so führt seine aufgeregte Phantasie ihm den Teufel leibhaftig her: dann soll er zornig das Dintenfaß gegen ihn geworfen haben; ein andermal, auch auf

der Wartburg, hört er ihn poltern auf der Treppe, wie wenn Säcke voll Haselnüsse herunterfallen. Die Gestalt des Teufels beruht auf volksthümlicher Ueberlieferung; im Dorfe Abends am Heerd erzählte man sich seine unheimlichen Besuche. Und in einer Zeit, wo man so viel an Gott dachte und von ihm sprach, konnte man den Teufel nicht vergessen. Dem deutschen Volke ist neben tiefem Ernst gemüthliche Schalkheit eigen. Sie ist auch gegen den Teufel heilsam. Kommt er des Nachts, verspottet ihn Luther: „Teufel, ich muß jetzt schlafen; denn das ist Gottes Befehl und Ordnung: des Tags arbeiten und des Nachts schlafen. Wenn er nun anhält, dringet hart und klagt mich an als einen Sünder, so verachte ich ihn und spreche: heiliger Teufel, bitt' für mich! Lieber Teufel, bitt' für mich, denn du hast nie übel gehandelt, bist allein heilig. Aber geh' hin zu Gott, erwirb dir selbst Gnade. Arzt hilf dir selber!" Will er auch dann nicht weichen, so verhöhnt ihn Luther gelegentlich auch durch unanständige Geberde, er meint, mit großem Nutz. „Wer mit dem Geist der Traurigkeit geplagt ist, der hüte sich, daß er nicht allein sei. Darum gehe zu deinem Bruder und rede mit ihm von Gottes Wort, da heißt es denn: Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen. Eins allein ist ihm wahrlich zu schwach. Ich bedarf's oft wohl, daß ein Kind mit mir redet. — Der Teufel plagt uns allezeit an dem Ort, da wir am schwächsten sind; also griff er im Paradies Adam nicht an, sondern

Eva. Er ist ein Sophist und will allezeit mit uns disputiren. Er ist zwar nicht ein promovirter Doctor, aber hochgelehrt und wohl erfahren; er hat seine Kunst betrieben und sein Handwerk prakticirt bis schier sechstausend Jahr. Er ist ein solcher Tausendkünstler, daß er uns in der Anfechtung Christum verbirgt und das Wort der Gnaden aus dem Herzen reißt." Aber auch der Teufel hat seine Schwächen, da muß man ihn fassen. „Er ist ein trauriger Geist und kann Fröhlichkeit nicht leiden. Darum fleucht er vor der Musika auf's weiteste. Die beste Waffe aber ist das Wort Gottes, da man saget mit Christus: es steht geschrieben. — Ich kann nicht leugnen, mir wird oft angst und bang darüber, daß der Teufel mir ein Gewissen macht, als hab' ich unrecht gelehrt und die Kirchen, so unter dem Papstthum still und friedsam war, zerrissen. Aber sobald ich das Wort ergreife, hab' ich gewonnen." Auch ist es gut, wenn man sich auf göttlichen Auftrag berufen kann. Darum rühmt sich Paulus, ein Apostel Christi zu sein und trotzt damit allen Feinden. „Auch mir hätte der Satan viel mehr zu schaffen gegeben, wenn ich nicht wäre ein berufener Doctor gewesen." Man weiß nicht immer, welcherlei Art die Anfechtungen sind: so, da Paulus von dem Pfahl in seinem Fleisch redet. Doch meint Luther, es müsse wohl eine geistliche Anfechtung gewesen sein, sie sei zu schwer gewesen. Auch wozu die Anfechtungen dienen, wissen wir nicht immer. „Unser Herr Gott ist wie ein Drucker, der die Buchstaben rückwärts setzt. Seinen Satz sehen

wir und fühlen ihn wohl; aber den Abdruck werden wir dort sehen; indeß müssen wir Geduld haben.“ Schon im Kloster zu Erfurt überfiel ihn solche Anfechtung. Sein Beichtiger gab ihm den schlechten Trost: „Ich verstehe dich nicht!“ und Niemand verstand ihn. „Da gedacht ich, die Anfechtung hat Niemand denn du. Da ward ich als eine Leiche.“

Auch in Luther selbst erheben sich die Gedanken darüber nicht zu voller Klarheit. Einst dachte er zum Trost der Andern davon zu schreiben: er hat es nicht gethan. Ein Zeitgenosse sagte: „Die Welt ist es wohl nicht werth gewesen.“

Eins aber wissen wir, wie er gekämpft und was ihm allezeit geholfen hat, — das Gebet. Alles religiöse Leben drängt zum Gebet, im Gebet gipfelt es, ja in gewissem Sinn ist es Gebet. So meint es Luther, wenn er sagt: „Wie ein Schuster einen Schuh machet und ein Schneider einen Rock, also soll ein Christ beten. Eines Christen Handwerk ist beten. Niemand glaubet, wie kräftig und stark das Gebet sei und wie viel es vermag, denn der, den es die Erfahrung gelehrt hat. Aber es ist ein groß Ding, wenn einer fühlet die große Noth, die ihn dringet, daß er alsdann kann das Gebet ergreifen. Das weiß ich, so oft ich gebetet habe, daß mir's recht ernst gewesen ist, so bin ich je reichlich erhöret worden und habe mehr erlangt, denn ich gebeten habe. Es geschehe Gut's, was da wolle, so geschieht's und wird ausgericht durch's Gebet, welches allein die allmächtige Kaiserin ist.“ Luther ist

des Glaubens, daß jedes rechte Gebet erhört wird; denn nur das Gebet ist recht, welches will, was Gott will und das geschieht. Er setzt hinzu: „Wohl hat Gott bisweilen verzogen, aber er ist dennoch gekommen.“ Ein ander Mal: „Unser Herr Gott gibt alle Mal mehr als wir bitten. Wenn wir recht um ein Stück Brot bitten, so gibt er uns einen ganzen Acker. Als meine Hausfrau krank lag, da bat ich Gott, er sollte sie mir leben lassen; so gibt er ihr noch das Gut Zeulsdorf dazu und bescheert uns sonst ein reich, fruchtbar Jahr.

Das Gebet ist ihm ein Wunder: „Gott muß große Ohren und ein scharfes, leises Gehör haben.“ Damit hat er weit nicht genug, daß das Gebet nur Segen wirke im Herzen des Betenden durch Sammlung und Trost. Besonders wirksam hält er das Gebet für Andere. Zumal das Gebet der Gemeinde: „Das Kirchgebet thut große Miracula. Es hat zu unserer Zeit ihrer drei von den Todten auferweckt: mich, der ich bin todtkrank gelegen, meine Hausfrau Käthe, die auch todtkrank war und M. Philippum, Anno 1540 zu Weimar.“ Eigentlich hat er Melanchthon's Rettung seinem eigenen Gebet zugeschrieben. Große Kümmerniß lag auf Melanchthon, der als Zeuge zur Trauung der Doppelehe des Landgrafen listig zugezogen worden war. Auf der Reise durch Weimar fiel er in schwere Krankheit, man meinte, zum Tode. Eilend kam Luther von Wittenberg herbei. „Behüt' Gott, wie hat mir der Teufel dies Organon geschändet!“ rief er, stellt sich an's Fenster und betete. Ungestüm fordert er

von Gott; das Gebet klingt wie Vermessenheit. Er erzählt davon: „Allda mußte mir unser Herr Gott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thüre und rieb ihm die Ohren mit allen Versprechungen, daß er wolle Gebet erhören, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, daß er mich erhören mußte, wo ich anders sollte seinen Verheißungen trauen." Dann tröstet er Melanchthon, um dessen Gewissensangst er wußte, mit der Gnade Gottes: „Seid getrost, Philippe, ihr werdet nicht sterben. Gebet dem Trauergeist nicht Raum und werdet nicht euer eigener Mörder." Melanchthon kommt zu sich und bittet, man solle ihn hinziehen lassen; er sei jetzt auf guter Fahrt. „Mit nichten, Philippe, ihr müßt unserm Herr Gott noch weiter dienen." Da Luther nun verlangt, er soll etwas Nahrung nehmen, weigert er's wieder. Luther aber droht ihm: „Hörst du Philippe? Kurzum, du mußt mir essen, oder ich thue dich in den Bann." Und Melanchthon aß und war gerettet. Auch er hat nach Jahren die Ueberzeugung ausgesprochen, durch Luther von Gott erbetet zu sein. Aber zu solchem Gebet, meinte Luther, muß der Mensch ganz fest überzeugt sein, daß gut sei, was er bitte, und daß er erhört werden wird. Jeder Zweifel schwächt das Gebet: „Darum ist der Kinder Gebet gut, denn sie haben noch reine Stimmen und haben noch keinen Opponenten gehabt."

Gelegentlich macht er im Gebet Gott wohl auch Vorschläge: „Lieber Gott, behüte uns vor Krieg, der das Land und alle Städte wüste macht. Gib uns lieber eine

starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm sind und die Religion, Polizei und Oeconomie, die Kirche, weltlich und häuslich Regiment nicht so verwüstet, verstöret und verfälschet werden."

Beten will gelernt sein. Einem Freund gab er eine Anleitung dazu: „Ich geb's euch so gut, als ich's habe und wie ich mich selber mit Beten halte. Erstlich, wenn ich fühle, daß ich durch fremde Geschäfte oder Gedanken bin kalt und unlustig zu beten worden, nehme ich mein Psalterlein, laufe in die Kammer, oder so es der Tag ist, in die Kirche und hebe an die zehn Gebote, den Glauben und darnach ich Zeit habe, etliche Sprüche Christi, Pauli oder Psalmen mündlich bei mir selbst zu sprechen, wie Kinder thun. Darum ist's gut, daß man früh Morgens lasse das Gebet das Erste und des Abends das Letzte sein. Zuletzt merk', daß du mußt das Amen allweg stark machen und nicht zweifeln, Gott höre dir zu gewißlich mit allen Gnaden und sage Ja zu deinem Gebet; und denke ja, daß du nicht allein da knieest und stehest, sondern die ganze Christenheit bei dir in einmüthigem Gebet, welches Gott nicht verachten kann; und gehe nicht vom Gebet, du habest denn gesagt oder gedacht: das weiß ich gewiß und fürwahr, das heißt, Amen."

So hat Veit Dietrich, Luther's Genosse auf Coburg, ihn beten hören und schreibt davon: „Es vergeht kein Tag, daß er nicht zum wenigsten drei Stunden, so zum Studieren am bequemsten, auf's Gebet verwendet. Einmal

glückte es mir, daß ich ihn beten hörte. Guter Gott, welch ein Glaube war in seinen Worten. Mit solcher Ehrfurcht betete er, daß man sah, er redete mit Gott und doch wieder mit solchem Glauben und solcher Hoffnung, daß es schien, als rede er mit einem Vater und Freunde. Das Herz brannte mir, da er so vertraulich, so ernst und andächtig mit Gott redete und unter'm Gebet also auf die Verheißungen in den Psalmen drang, als der gewiß war, daß es geschehen werde, was er bat." Darum hoffte Veit Dietrich auch Großes von solchem Gebet in der verzweifelt bösen Sache dieses Reichstags.

Einst bekümmert an einem Mondscheinabend erging sich Luther bis in ein benachbartes Dorf. Da hörte er, wie eine Bauernfrau in der Hausflur ihre Kinder vor Schlafengehen beten lehrte für Doctor Luther und seine gute Sache. Er kehrte fröhlich um und rief Melanchthon noch an's Fenster. „Philippe, seid guten Muth's, die Kinder beten für uns! ihr Gebet nennt das Wort Gottes eine Macht."

Neunzehntes Kapitel.

Luther's letzte Lebensjahre.

Im Jahr 1543 war Luther 60 Jahr alt, aber er war älter als seine Jahre. Die wenigen Jahre, die ihm noch blieben, waren voll Kämpfe und rastloser Arbeit, wie sein vergangenes Leben, ohne den frischen Muth desselben. In ihm wogen noch immer große Gedanken und der Schwung des Geistes: aber die Begeisterung seiner Zeit, die im Anfang hohe Wellen geschlagen hatte, war zurückgekehrt zum ruhigen Strom des Gewöhnlichen. Die Hoffnungen seiner Jugend schienen ihm unerfüllt. Das Evangelium sollte die ganze Welt umgestalten und neu beleben. Aeußerlich war es noch immer, wenn auch langsamer und mit Gefahren umgeben, im Fortschreiten, aber die es angenommen, sind darum nicht neue Menschen geworden in lauterer Gottseligkeit; mancherlei selbstische Interessen haben sich in den Siegeslauf der Reformation eingemischt. „Die Welt bleibt die Welt." Mitunter meint er, in Gottes Sachen so gar nichts gefördert zu haben, quälende Gedanken beschleichen ihn und trüben ihm den Blick. Wie Hiob ausruft: Ich wollte, daß ich nie geboren wäre! so möcht'

er auch schier sagen: Ich wollte, daß ich mit meinen Büchern nicht gekommen wäre! „Wenn man die Teufel und falschen Brüder ansieht, so wär' es besser, nichts gepredigt, geschrieben, gethan, sondern nur bald gestorben und begraben." Aber dann faßt er sich wieder: „Um der Frommen willen, so da selig werden wollen, muß ich leben und predigen, Alles thun und leiden. Auch Christus hat geklagt: Umsonst habe ich gearbeitet und meine Mühe ist verloren. Der Teufel stirbt nicht vor dem jüngsten Tage. Ich und du müssen sterben, und wenn wir todt sind, ist er gleichwohl derselbe, so er allezeit gewesen." So klagt er, ist aber unermüdlich, immer und Jedem bereit zu rathen und zu helfen. Gutachten und Bedenken in Ehesachen, bei Streitigkeiten, über Zulassung zum Abendmahl, über Einrichtungen und Abstellungen werden fortwährend von ihm gefordert und gegeben. Mit Melanchthon war er noch immer der Ruhm und die Stütze der Universität. Bald dieses, bald jenes will er noch zu Ende führen, ehe es mit ihm selbst zu Ende geht.

Er ließ 1539 den ersten Theil seiner gesammelten deutschen Schriften ausgehen. Er that's auf vielfache Bitte, sonst möcht' er sie lieber in sich zurücknehmen, wie Saturn seine Kinder. Dann sagt er: „Ich kann kein's meiner Bücher mehr ganz und gar anerkennen." Nur am Katechismus wußte er gar nichts zu bessern und seltsam genug an dem Buch wider Erasmus vom knechtischen Willen. Der erste Theil seiner lateinischen Schriften erschien 1545. In seinen Büchern sah er auf das Werk

seines Lebens zurück, auf das, was er gewesen und was er geworden war. Doch blieb er voll Demuth. Um Christi willen möge der Leser diese Schriften bedächtiglich und mit großem Mitleiden lesen und wissen, daß er vor dieser Zeit ein Mönch und der rechten, unsinnigen Papisten Einer gewesen sei; aber auch damals habe er mit Ernst sich der Sachen angenommen, als der sich vor dem jüngsten Tag gefürchtet und doch von Herzensgrund begehrt hätte, selig zu werden. Darum werde der Leser in diesen seinen ersten Schriften finden, daß er dem Papst viel und große Artikel eingeräumt habe, die er hernach für die größten Gotteslästerungen gehalten habe und noch halte. Das wolle man der Zeit und seiner Unwissenheit zumessen. Denn anfangs sei er gar allein und ungeschickt gewesen, solch schwere Sache zu handeln.

Als ob er auch mit seinem Leben noch ein Mal beginnen müßte, erhob sich in diesen letzten Jahren noch ein Mal der unnatürliche, daher so bittere Streit über das heilige Abendmahl.

Die Zwinglianer, die Sacramentirer bekannten wieder laut die Lehre, daß im heiligen Abendmahle nichts gereicht werde als Brot und Wein zu einem dankbaren Gedächtniß an den Tod des Herrn. Calvin, zum Gelehrten und zum Herrscher gereift, stand jetzt an der Spitze der Schweizer Kirche, und hatte mit neuem Geist, in tieferem Verständniß als Zwingli, die Lehre vom Abendmahl durchdrungen. Luther hatte 1540 Schriften Calvin's gelesen und ihn, der damals aus Genf verbannt, in

Straßburg lebte, durch Bucer grüßen lassen. Die Gegenwart des Herrn im Abendmahl war doch auch für Calvin nur eine geistige, der Genuß wahrhaft nur für die Gläubigen. Luther sah jetzt nichts als das Drohen des alten Satan, vergessen war der brüderliche Händedruck zu Marburg und die Concordia von Wittenberg. Sie Alle, meint er, haben es nicht ehrlich gemeint, im Herzen sind sie immer zwinglisch geblieben. Zu Augsburg, über dessen Beitritt zur Concordia Luther sich so sehr gefreut hatte, entsetzte man Joh. Förster, der von Wittenberg empfohlen worden war, seines Amtes, weil er einem dortigen zwinglischen Pfarrer, seinem Collegen, widersprochen hatte. Die Schweizer rühmten sich gelegentlich, sie seien immer treu bei ihrer Lehre verharrt, Luther habe nachgegeben. Das beweise auch die erst kürzlich erfolgte Abstellung der Erhebung der Hostie im Abendmahl, ein stilles Bekenntniß, daß Christi Leib im Abendmahl doch nicht gegenwärtig sei. — Die Erhebung der Hostie war in Wittenberg beibehalten worden gegen das stürmische Verfahren Carlstadt's. Nun war sie doch als päpstlicher Lehre entsprechend schon seit Jahren auf Bugenhagen's Betreiben abgestellt. Luther schrieb an den Buchhändler Froschauer zu Zürich als Dank auf die ihm übersendete Bibelübersetzung Leo Judä's. „Ich habe die Bibel, so ihr habt mir zugeschickt und geschenkt, empfangen und eurethalben weiß ich euch guten Dank. Aber weil es eine Arbeit ist eurer Prediger, mit welchen ich, noch die Kirche Gottes, keine Gemeinschaft haben kann, ist mir

leid, daß sie so fast sollen umsonst arbeiten und doch dazu verloren sein. Ich will ihrer Verdammniß und lästerlichen Lehre mich nicht theilhaftig, sondern unschuldig wissen, wider sie beten und lehren bis an mein Ende. Gott bekehre doch etliche und helfe der armen Kirchen, daß sie solcher falschen, verführerischen Prediger einmal los werde. — Sie lachen des Alles, aber einmal werden sie weinen, wenn Zwingli's Gericht, dem sie folgen, auch sie finden wird."

Nächst dem Vorwurf, selbst von seiner Lehre gewichen zu sein, mag Luthern nichts tiefer zu Herzen gegangen sein als die Stimmen, welche hie und da und immer wieder laut wurden, auch Melanchthon stehe nicht mehr zu ihm. Ueber zwanzig Jahre lang durch das gleiche Werk und gleichen Glauben verbunden in herzlicher Freundschaft hatten sie einander vertraut. Wohl waren ihnen Verschiedenheiten in ihren Ansichten nicht entgangen, wie sie begründet waren in ihren so verschiedenen natürlichen Anlagen; aber sie trafen doch nicht Luther's Lieblingsmeinungen. Nun ward er bedenklich auf Anlaß des Reformationsentwurfs, den Melanchthon zugleich mit Bucer 1543 für das Erzbisthum Cöln aufgesetzt hatte. Darin ist der Artikel vom Abendmahl in der freien, nur dem frommen Gefühl entsprechenden Weise der oberländischen Theologen dargestellt, so daß auch die Schweizer sich denselben gefallen lassen konnten. Amsdorf las die Artikel mit Entrüstung. Luther meinte, es werde zwar vom Gebrauch und Nutzen des heiligen Mahls darin

viel geredt, aber von der Substanz desselben nur gemummelt, daher hab' er diese Schrift satt, denn überall hör' er Bucer's Klappermaul darin. Schon machte Melanchthon sich bereit, Wittenberg auf immer zu verlassen. Zweierlei ist gewiß: Melanchthon theilte nicht durchaus die Lehre Luther's vom Abendmahl, und Luther kann sich hierüber nicht getäuscht haben. Fest gewurzelt stand Luther in dieser seiner liebsten Lehre vom Fleisch und Blut des Herrn, er hätte sein eignes Herzblut dafür gegeben. Hier waren seinem Geiste Schranken gezogen, über die er nicht hinaus sehen konnte. Melanchthon wollte nicht mit Zwingli gehen, er hielt einen scharfbestimmten Lehrbegriff über dieses göttliche Geheimniß für bedenklich, war eben deßhalb schweigsam und hat nach Luther's Abscheiden für hinreichend erklärt, nur zu glauben, daß bei der heiligen Feier Christus zugegen und wirksam sei. Luther hat ihm gegrollt, und es mag wohl in ihm gekämpft haben; doch hat die alte Treue zum Freunde immer wieder die Oberhand behalten.

Unerbittlich aber brach der Sturm los wider die Schweizer. Damit alle Welt wisse, wie sehr Luther allezeit die Lehre der Sacramentirer verdammt habe, gab er 1544 sein „Kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer“ heraus. „Ich, als der ich nun auf der Gruben gehe, will dies Zeugniß und diesen Ruhm mit mir vor meines lieben Herrn und Heilandes Richtstuhl bringen, daß ich die Schwärmer und Sacramentsfeinde zu Zürich und wo sie sind mit ganzem Ernst ver-

dammt und gemieden habe. Ich will nicht zuerst meine Vernunft um Rath fragen, wie sich's reime oder möglich sei, daß ich seinen Leib und Blut mündlich empfange, und darnach als ein Richter über Gott seine Worte nach meinem Dünkel deuten. Nein, so will ich nicht schwärmen. Er hat's gesagt, da laß ich's bei bleiben. Verführt er mich, so bin ich selig verführt. Er hat noch nie kein Mal gelogen, kann auch nicht lügen. Wer nicht den Artikel vom Abendmahl glaubt, der glaubt gar nichts. Darum heißt's rund und rein, ganz und Alles glauben oder nichts glauben. — Alle Ketzer sind der Art, daß sie an einem Artikel anfangen, hernach müssen sie allesammt verleugnet sein. Wo die Glocke an einem Ort berstet, klingt sie auch nicht mehr und ist ganz untüchtig. Auch sollen sie sich nicht rühmen des geistlichen Essens und Trinkens des Leibes Jesu Christi. Das sind eitel Feigenblätter, da sich Adam und Eva mit schmücken wollten, daß Gott ihre Sünde und Schande nicht merken sollte. Der heilige Geist läßt sich nicht trennen noch theilen." Aus Zwingli's Nachlaß hatten seine Freunde ein Buch herausgegeben, von dem sagt Luther: „Solch Büchlein's erschrak ich sehr, nicht um meinetwillen, sondern um seinetwillen. Denn nun ist's gewiß, daß er Alles zu Marburg gegen uns mit falschem Herzen und Munde gehandelt hat, und müßte an seiner Seelen Seligkeit verzweifeln, wo er in solchem Sinn gestorben ist. Weil Zwingli in diesem Buch zum Heiden geworden ist, und doch die Schwärmer, seine Gesellen, solch Büchlein loben

und ehren, habe ich alle meine Hoffnung von ihrer Besserung fahren lassen. Will auch nicht mehr für sie beten, denn einen Ketzer sollst du meiden. Wo Jemand hört oder beredet wäre, daß ich's mit den Schwärmern hielte, den bitte ich lauterlich um Gotteswillen, er wolle das ja keineswegs glauben. Sie nennen unsern Gott einen bröternen Gott. Also möchten sie ihn auch einen tüchern, eingenähten Gott nennen, weil er in Rock und Kleidern gegangen ist, item einen wässerigen, weil er im Jordan getauft ward. Darum wollt ich sagen, daß sie ein eingeteufelt, durchteufelt, überteufelt lästerlich Herz und Lügenmaul haben und will damit die Wahrheit gesagt haben. Darum soll Niemand von den Christen für die Schwärmer beten. Von den Meistern rede ich. Dem armen Volk, so unter ihnen ist, helfe der liebe Herr Christus von solchen Seelenmördern."

Nach solchen Worten war an erneutem Frieden nicht mehr zu denken. Auch die Schweizer, zumal Bullinger, ließen sich hart wider Luther vernehmen; nannten und verdammten ihn als einen unglückseligen Menschen von unglückseligem Verstande. Luther aber freute sich darüber. „Ich hab's gern, daß mich solche Lästermäuler schänden, das hab' ich eben gewollt mit meiner Schrift, sie sollen öffentlich bezeugen, daß sie meine Feinde wären. Ich allerunglückseligster unter den Menschen habe an dieser Seligkeit des Psalm's genug: Selig ist der Mann, der nicht wandelt im Rath der Sacramentirer, noch tritt auf

den Weg der Zwinglianer, noch sitzet da die Züricher sitzen."

Durch solchen Streit gespalten, hinterließ Luther die evangelische Kirche. Zwar wird auch durch die Verschiedenheit ihrer beiden Kirchen der Reichthum christlichen Geistes offenbar. Doch hat durch Jahrhunderte die Zwietracht Unheil über beide gebracht. Das Geschlecht allein, welches beide Theile hört und versteht, kann Frieden machen. Daß solcher Friede möglich, ist vorgebildet in Melanchthon und Luther's bewährter Freundschaft.

Wie der Apostel, so sehnte sich Luther abzuscheiden. Die Welt schien ihm arg. Auch ihr wünschte er das Ende, und sein Wunsch läßt es ihm nahe erscheinen. Er sieht alle Anzeichen des kommenden jüngsten Tages. Im Propheten Daniel steht es geschrieben. Alles was in der Offenbarung St. Johannis vorhergesagt ist, jetzt trifft es ein. Der Papst ist der Antichrist, und niemals war sein Drohen furchtbarer. Ueberall Unglaube auf Erden. Da ein Freund ihn hinweist auf das Evangelium, das doch lauter in Wittenberg und mancher Orten gepredigt werde, ruft er aus: „Denkt an Afrika, an Asia! das kleine Flecklein, das Haus von Sachsen, wird den jüngsten Tag nicht hindern. Die Welt wird nicht lange mehr stehen, ob Gott will, nicht über hundert Jahr." Mitunter meint er auch: „Alle großen Zeichen sind geschehen, der Antichrist ist offenbaret und die Welt tobt: der Tag ist nicht weit, und wir wollen ihn noch erleben." Er meint, zu Ostern sei die Welt erschaffen, zu Ostern sei

Pharao im rothen Meer ertrunken, zu Ostern sei unser Herr auferstanden, so werde auch zu dieser Zeit der jüngste Tag anbrechen. „Der Himmel wird trübe sein und donnern. Da werden die Leute sagen, siehe, du Narr, hast du nie keinen Donner gehört. Und wird also plötzlich die Welt überfallen.“

Sollte er sich nicht auf die Zeit freuen, die dem Gerichte folgen wird? „Da wird ein neuer Himmel und eine neue Erde werden, da werden die Blumen, Laub und Gras so schön, lustig und lieblich sein, wie ein Smaragd, und alle Creaturen auf's allerschönste. Wenn wir nur Gottes Gnade haben, so lachen uns alle Creaturen Gottes an. Was wir jetzt gern sein wollen, das werden wir dort sein. Die Augen und Wimpern werden glänzen wie fein Silber. Die Gliedmaßen, so wir jetzt haben, werden wir wieder haben, aber in einer andern Gestalt, auf's allerklärste. Selbst neue Hündlein wird Gott schaffen. Die Thiere sind dort nicht mehr giftig, wie sie hier sind um der Erbsünde willen. Sie werden uns nicht allein unschädlich, sondern auch lieblich, lustig und angenehm sein, daß wir werden mit ihnen spielen.“ — So malt sich Luther den Himmel aus, doch sagt er auch: „Als ich war meiner Mutter an der Brust gehangen, da hätte ich viel gewußt, wie ich hernach essen oder trinken oder wie ich leben würde. Also verstehen wir auch viel weniger, was jenes für ein Leben wird werden. Ich gedenke ihm oft nach, ich kann's aber nicht verstehen, womit wir dort werden die Zeit zubringen. Da wird keine

Veränderung, keine Arbeit, weder Essen, noch Trinken, oder zu schaffen sein. Ich halte aber, wir werden Dinge genug haben anzuschauen. Da sagte Philippus gar fein: „(Joh. 14, 8) Herr zeige uns den Vater, so genügt's uns."

Aber ehe der jüngste Tag anbrechen wird, muß das Wüthen des Antichrist zum höchsten steigen. Dieses Wüthen sah Luther in der Ausschreibung des Concil von Trient 1545. Noch immer hatte der Kaiser ein Concil verlangt, und nun hat es Paul III wirklich, ernsthaft angekündigt. Wohl gehörte Trient zum deutschen Reich, doch liegt es jenseit der Alpen Italien zu. Sollte dies das langersehnte, freie, allgemeine, deutsche, christliche Concilium sein, auf welches sich Luther berufen, von dem er das Heil der Christenheit gehofft hatte! Aber schon lange hatten die Protestanten aufgegeben von einem Concil etwas zu hoffen, das vom Papste gehalten wird. Zwar forderte der Kaiser die Theilnahme der Protestanten, der Papst aber wollte sie nur als Angeklagte vorladen.

Deutschland war in Trient fast gar nicht vertreten. Die Protestanten verweigerten jede Beschickung, von den katholischen Fürsten und Bischöfen Deutschlands waren anfangs nur Gesandte des Bischofs von Augsburg und des Erzbischofs von Mainz eingetroffen; auch diese nicht deutsch dem Herzen nach. Es war eine Versammlung italienischer Prälaten und Häupter der Mönchsorden; dazu einige Spanier, aus dem neu gegründeten Jesuiten-

orden: Alle gekommen, nicht zu versöhnen, sondern zu verdammen.

Als das Concil dort eröffnet wurde, wollte Luther noch einmal dem alten bösen Feind, wie er einst sagte, in's Maul treten, und er schrieb sein Buch: „Wider das Papstthum vom Teufel zu Rom gestiftet." Dieses Buch, das schrofffste von Allem, was Luther wider das Papstthum geschrieben hat, ist eine Zornschrift, verfaßt im Bewußtsein des unversöhnlichsten Bruchs, in heiligem Zorn. Ein Strom von Hohn und Schmähung ergießt sich über das Papstthum, dazwischen geistvolle Schriftauslegung und großartige Gedanken. Kein Wort erscheint ihm zu gemein, daß nicht im Papstthum eine Sache wäre, die noch gelinde damit bezeichnet würde. Der Papst St. Paulus Tertius ist ihm der allerhöllischste Vater. „Ich bitte dich, wer du bist, ein Christ, ja auch wenn du nur natürliche Vernunft hast, sage mir doch, ob ein Concil sein könne, wo der greuliche Greuel zu Rom, der sich Papst nennt,' Recht hat Alles, was im Concilio beschlossen wird, zu zerreißen und zu nichtigen. Dünkt dich nicht, daß solch Concilium müsse nichts denn ein Gaukelspiel sein, dem Papst in der Fastnacht zur Kurzweil zubereitet. Will der Papst Gewalt haben Alles zu verdammen, so wäre es besser, Unkost zu vermeiden, zu sagen: Allerhöllischster Vater, wir wollen euch glauben und anbeten, sagt uns nur zuvor, was wir thun sollen. Wir wollen eurer Höllischheit singen den fröhlichen Gesang: ihr seid die reine Jungfrau Maria, die nicht ge-

sündiget hat, noch hinfort sündigen kann. — Diese drei Worte, frei, christlich, deutsch, sind dem Papste nichts denn eitel Gift, Tod und Teufel. Zum Concil ist auch der heilige Geist nicht zugelassen, denn er ist ein Erzketzer, nur wenn er vor dem Papste auf die Knie fallen, ihm die Füße küssen, bereuen und widerrufen wollte, kriegte er eine Ablaßbulle. Dieweil mag er sich ducken und bergen in seiner eigenen ketzerischen Kirchen, daß ihn Paula Tertius, die heilige Jungfrau Päpstin, nicht ergreife, er müßte sonst gewißlich als ein Erzketzer mit Feuer zu Aschen verbrannt werden. — Wenn's gleich wäre, daß sie in einem Concilio reformirt würden und der Papst sammt seinen Cardinälen es mit Blut verschrieben zu halten, so wäre das Concil doch verlorene Kost und Arbeit, sie würden hernach doch ärger denn zuvor, wie nach dem Constanzer Concil geschehen ist. Die Sonne selbst ist müde hinfort zu scheinen über das, was zu Rom geschieht, und das Land, wie sie selbst sagen, nicht mehr tragen kann, denn so hab' ich's zu Rom selbst gehört sagen." Darnach will Luther drei Stücke erweisen. „Zum ersten, daß der Papst nicht sei das Haupt der Christenheit oder Herr der Welt, über Kaiser, Concilia und Alles, wie er leuget, lästert, flucht und tobt in seinen Decretalen." Aus der Geschichte weist er nach, wie das Papstthum durch Lug und Trug entstanden sei. Auch soll die römische Kirche sich nicht auf den Ausspruch des Herrn berufen: Ich will meine Kirche auf diesen Fels bauen. Christus spricht: Meine Worte sind Geist und

Leben. „Also muß Bauen ein geistlich, lebendig Gebäu sein, Fels ein lebendiger, geistlicher Fels. Bauen heißt Glauben, Christus ist der Fels. — Ist die römische Kirche nicht zugleich auf diesen Stein mit allen andern Kirchen gebaut, so ist sie des Teufels Kirche: ist sie aber zugleich mit allen andern Kirchen auf diesen Stein gebaut, so kann sie nicht über die andern Kirchen Herr oder Haupt sein. Denn Christus der Eckstein weiß nicht von zweierlei ungleichen Kirchen, sondern allein von einer Kirche. — Sie lügen und dichten unter einander von St. Peter das Hundert in's Tausend, daß ich den Wahn habe gekriegt, daß weder St. Peter noch St. Paul habe den ersten Stein an der Kirchen zu Rom gelegt, sondern sei etwa ein Jünger der Apostel von Jerusalem oder Antiochia gen Rom gekommen und habe den Glauben Christi in etlichen wenigen Häusern gepredigt oder, wie zu der Zeit Gewohnheit, es sind etliche Juden zu Rom wohnhaftig als Aquila und Priscilla auf Ostern und Pfingsten gen Jerusalem gereist, haben daselbst den Glauben gelernt und mit heimgebracht gen Rom unter ihre Freunde. Das ist der römischen Kirche keine Schande: denn hernach, da St. Paulus hingekommen ist, hat er's gewißlich Alles recht angericht und gebessert." Weil nun der Papst sich rühmt, weder von weltlicher Gewalt, auch nicht von geistlicher zu stammen, denn Christus ist nicht in seiner Kirchen, — auch aus Schluraffien kann er nicht kommen, wer wollte sich so hoch versündigen am Papstthum — so sage ich nach wie vor, er kommt vom Teufel;

solches will ich also mächtiglich beweisen, daß auch die Höllenpforten nichts dawider sollen vermögen. Des Papstes Wesen und seine Werke ist nichts denn des Teufels Werk und Wesen. Darum ist ein jeglich Kind in der Taufe, nicht allein zum Richter über den Papst, sondern auch über seinen Gott, den Teufel gesetzt. Dazu ihm geboten, daß es solle den Papst, Teufel und all sein Wesen richten, verdammen, meiden und fliehen. — Aber hie muß ich's lassen, will's Gott in andern Büchlein will ich's bessern. Sterbe ich indeß, so gebe Gott, daß es ein andrer tausendmal ärger mache, denn die teuflische Päpsterei ist das letzte Unglück auf Erden und das nächste, so alle Teufel thun können mit all ihrer Macht. Gott helfe uns. Amen."

Ueber dieses wilde Buch schrieb er einem Freunde: „Ich danke euch für euer ausgezeichnetes Lob, das ihr meinem Buch wider das Papstthum gegeben. Nicht Allen gefällt es gleichermaßen; dem Fürsten aber gefällt es so wohl, daß er für 20 Gulden Exemplare verbreiten hat lassen. Aber ihr kennet meine Gewohnheit, daß ich nicht darauf sehe, ob etwas Vielen gefällt, wenn es nur gottselig und nützlich ist und wenigen Frommen gefällt."

Zu Luther's frühem Alter kamen körperliche Leiden; die alten Steinschmerzen stellten sich wiederum ein, dazu Herzbeklemmungen, häufig ein Brausen und Stürmen im Kopfe. Das eine schon lange kranke, etwas schief gestellte Auge hatte alle Kraft verloren. „Ich habe diese ganze Nacht nicht geschlafen wegen der Schmerzen meines

Henkers und Satans, des Steins; darum bin ich auch jetzt am Tage unbrauchbar. — Doch wenn es der Wille des besten Vaters im Himmel ist, daß ich unter so großen Martern abscheide, so wird er mir die Gnade verleihen, sie zu tragen, und wenn gleich nicht sanft, doch muthvoll zu sterben."

Bereits 1542 hat er sein Testament gemacht. „Ich Martinus Luther Dr. bekenne mit dieser meiner eigenen Unterschrift, daß ich meiner lieben und treuen Hausfrauen Catharinen gegeben habe zum Leibgeding auf ihr Lebelang das Gütlein Zeulsdorf, wie ich dasselbe gekauft und zugerichtet habe. Zum andern das Haus Bruno zur Wohnung, so ich unter meines Wolf's Namen gekauft. Zum dritten die Becher und Kleinode, als Ringe, Ketten, Schenkgroschen, güldene und silberne, welche ungefährlich bei 1000 Gulden werth sind. Das thue ich darum: 1) daß sie mich als ein fromm, treu, ehrliches Gemahl allezeit lieb, werth und schön gehalten und mir durch reichen Gottes Segen fünf lebendige Kinder, die noch vorhanden, Gott gebe lange, geboren und gezogen hat; 2) daß sie die Schuld, so ich noch schuldig bin, wo ich sie nicht bei Leben ablege, auf sich nehmen und bezahlen soll, welche mag sein, ungefähr mir bewußt, 450 Gulden; mögen sich vielleicht wohl mehr finden; 3) und allermeist darum, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder sollen ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat. Und ob sie nach meinem Tod genöthigt oder sonst verursacht

würde — denn ich Gott in seinen Werken und Mitteln kein Ziel setzen kann — sich zu verändern, so vertraue ich doch, sie werde sich mütterlich gegen unser beider Kinder halten und Alles treulich, wie recht ist, mit ihnen theilen. Und bitte auch hierum unterthäniglich meinen gnädigsten Herrn Herzog Johann Friedrichen, Churfürstl. Sächs. Gnaden wollen solche Begabung gnädiglich schützen und handhaben. Auch bitte ich, alle meine guten Freunde wollen meiner lieben Käthen Zeugen sein und sie entschuldigen helfen, wo etliche unnütze Mäuler sie beschweren oder verleumden wollen. Dies bitt' ich darum, denn der Teufel, so er mir nicht konnte näher kommen, sollte er wohl meiner Käthen allein der Ursachen halber allerlei Weise suchen, daß sie des Mannes Dr. Martin eheliche Hausfrau gewesen ist. Zuletzt bitte ich auch Jedermann, weil ich in solcher Begabung nicht gebraucht der Juristen Form und Wörter, man wolle mich lassen sein die Person, die ich doch in Wahrheit bin, nämlich öffentlich im Himmel, auf Erden und in der Hölle bekannt; sonderlich weil hier ist meine Hand fast wohl bekannt." Der Churfürst bestätigte das nach dem Tode Luther's eröffnete Testament.

Immer ärger erschien ihm die Welt. „Ausgenommen gar Wenige, die es mit Ernst meinen und das Evangelium dankbarlich annehmen, so ist der andere Haufe so undankbar, so frech, so muthwillig, und leben nicht anders, denn als hätte Gott sein Wort darum gegeben und vom Papstthum erlöset, daß wir möchten frei thun und lassen, was uns gelüstet. — Der Adel will Alles haben, was

Bauer und Bürger hat, ja sie wollen Fürsten sein. Der Bauer steigert neben dem Adel Korn und Gerste und machen muthwillige Theuerung, da sonst Gott genug hat wachsen lassen. — Dazu kommen etliche Junker, Städte, ja auch kleine Dreckstädtlein und Dörfer, wollen ihren Pfarrherrn wehren, daß sie nicht sollen auf der Kanzel die Sünden und Laster strafen. — Die unaussprechliche Verachtung des Wortes und das unaussprechliche Seufzen der Frommen zeigen, daß die Welt dahin gegeben sei, damit der Tag ihres Verderbens und unsrer Erlösung beschleunigt werde. So war die Welt vor der Sündfluth, so vor dem Untergang Sodomas, so vor der babylonischen Gefangenschaft, so vor der Zerstörung Jerusalems, so vor der Verwüstung Roms: so wird sie auch sein und ist vor dem Ende Deutschlands. — Wir haben für Babylon gesorget, aber sie ist nicht gebessert. Lassen wir sie fahren!"

In solchem Unmuth verließ der Doctor Wittenberg, das ihm nicht besser schien als Babylon. Es war Ende Juli 1545. Wenige Tage nach seiner Abreise schrieb er seiner Frau: „Gnade und Friede liebe Käthe. Wie unsere Reise ist gangen, wird dir Hans Alles wohl sagen. Ernst von Schönfeld hat uns zu Löbnitz schön gehalten, noch viel schöner Heinz Scherla zu Leipzig. Ich wollt's gerne so machen, daß ich nicht dürft wieder gen Wittenberg kommen. Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, wollt auch, daß du verkaufteſt Garten und Hufe, Haus und Hof, so wollte ich meinem gnädigen Herrn

23*

das große Haus wieder schenken, und wäre dein Bestes, daß du dich gen Zeulsdorf setztest, weil ich noch lebe und könnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gütlein zu bessern; denn ich hoffe, mein gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden, darum wäre es besser bei meinem Leben gethan, was dann zu thun sein will. Vielleicht wird Wittenberg, wie sich's anläßt, mit seinem Regiment nicht St. Veit's Tanz, noch St. Johannis Tanz, sondern den Bettler-Tanz oder Belzebubs-Tanz kriegen, wie sie anfangen, die Frauen und Jungfrauen sich zu entblößen, und Niemand ist, der da strafe oder wehre, und wird Gottes Wort dazu gespottet. Nur weg und aus dieser Sodoma. Ich habe auf dem Lande mehr gehört, denn ich zu Wittenberg erfahre; darum ich der Stadt müde bin und nicht wieder kommen will, da mir Gott zu helfe. Uebermorgen werde ich gen Merseburg fahren, denn Fürst Georg hat mich sehr darum lassen bitten. Will also umherschweifen und eher das Bettelbrot essen, ehe ich meine armen, alten, letzten Tage mit dem unordigen Wesen zu Wittenberg martern und verunreinigen will mit Verlust meiner sauren, theuren Arbeit. Magst solches dem Dr. Pomer und M. Philipps wissen lassen, und ob Dr. Pomer wollt Wittenberg von meinetwegen gesegnen; denn ich kann des Zorns und Unlusts nicht länger leiden. Hiemit Gott befohlen. Amen."

Das hatte man nicht erwartet in Wittenberg: als der Brief bekannt wurde, entstand allgemeine Aufregung und Bestürzung. Was sollte aus der evangelischen Sache werden, wenn Luther so öffentlich mit seiner Gemeinde brach! Was würde die Welt davon denken, wie würden die Feinde jubeln. Auch war es die alte Liebe zum Vater Luther, die gerade gegenüber seinem unbilligen Zorne mächtig hervorbrach. Melanchthon erklärte, er werde immer nur leben, wo Luther lebe. Universität und Rath der Stadt beschlossen, ihn bitten zu lassen, daß er sein Gemüth und guten Willen nicht von ihnen abwenden wolle. Hätte der ehrwürdige Herr und liebe Vater an Jemandes Lehre und Leben in dieser Universität oder Stadt Mißfallen, so wollten Alle dazu helfen, daß solch Aergerniß abgestellt werde. Canzler Brück meldet dem Churfürsten, man müsse Alles thun, um Luther zur Rückkehr zu bewegen. Man wisse wohl, daß die evangelische Lehre aus Gott sei und Niemand werde sie dämpfen, aber so sich der vornehmste Hirte von dieser Kirche wende, so wäre dennoch weitere Zerstörung zu besorgen. Der Kummer sei so groß, daß er mit Worten nicht zu beschreiben sei. Der Churfürst möge Luthern zurückführen. Dieser sendete eine Botschaft an Luther mit diesem Schreiben: „Unsern gnädigen Gruß zuvor, Ehrwürdiger, Achtbarer und Hochgelehrter, lieber Andächtiger. Uns gelanget glaublich an, daß ihr euch vor etlichen Tagen gegen Zeitz zu dem ehrwürdigen unserm lieben andächtigen Herrn Niclausen, Bischof zu Naumburg begeben, welches wir

eures Leibes Gesundheit und Recreation halben ganz gern gehört haben; wie wohl wir uns zu euch gnädiglich versehen hätten, ihr sollet uns solche fürhabende Reise vor eurem Auffein zu erkennen gegeben haben, auf daß wir euch mit lebendigem Geleit, auch Zehrung hätten versehen mögen. Dieweil uns aber, als wir gestern zu unserem Hoflager gen Torgau kommen, angelangt, als sollte euch zu Wittenberg allerlei beschweren, darum ihr daselbst hinfort nicht gern solltet sein wollen, so mögen wir euch in ganz gnädiger Meinung nicht bergen, daß wir solches in Wahrheit mit rechter Bekümmerniß und Mitleiden vernehmen; denn hätten wir die Ursachen eurer Beschwerung in dem sollen vermerken, so wollten wir ja nicht unterlassen haben, für uns selbst das Einsehen und Verschaffung zu thun, soviel uns durch Gottes Hilfe immer möglich gewesen, damit wir es hätten abwenden mögen. Dieweil aber, wie wir vermerken, davon ein Gerücht auf jetzigem Reichstage zu Worms auch sonst zuförderst bei des göttlichen Worts Widerwärtigen und Feinden zu großer ihrer Frohlockung entstehen wird, so haben wir nicht unterlassen mögen den hochgelehrten unsern lieben getreuen Matthias Ratzenbergern, der Arzenei Doctoren und unsern Leibarzt, mit dieser unserer Schrift auch Nebenwerbung zu euch zu verordnen. Und begehren an euch ganz gnädiglich, ihm gleich und selbst seiner Anzeigung gänzlichen und vollständigen Glauben zu geben, euch auch darauf willfährig zu erzeigen, wie wir uns dann dessen und alles guten Willens zu euch ganz gnädiglich versehen. Daran thut

ihr uns ein besonderes gnädiges Wohlgefallen und sind euch mit Gnaden und allem Guten geneiget. Datum Torgau Mittwochs den 5. August 1545."

Zur großen Freude Aller kehrte Luther heim nach Wittenberg. Der Unmuth wich doch nicht von ihm. Immer mehr verlangt er nach dem Ende dieses Lebens. Er gedachte seines Todes, und was in der Welt nun bald geschehen werde, in fast Allem, was er damals schrieb; in Büchern und Briefen, er sprach davon bei Tisch, selbst bei heiteren Festen. So als an seinem Geburtstag die besten Freunde bei ihm saßen. „So lange ich lebe, wird's, ob Gott will, keine Gefahr haben und guter Friede in Deutschland bleiben. Wenn ich aber sterbe, so betet. Es wird wahrlich Betens brauchen, und unsere Kinder werden müssen nach den Spießen greifen und wird in Deutschland übel stehen. Darum sage ich, betet fleißig nach meinem Tode. — Ich bitte um ein gnädiges Stündlein und begehre des Wesens nicht mehr. Ihr unsere Nachkommen betet mit Ernst und treibet Gottes Wort fleißig; erhaltet das arme Windlicht Gottes; seit gewarnt und gerüstet, als die alle Stunden gewarten müssen, wo euch der Teufel etwa eine Scheibe oder Fenster ausstoße, Thür oder Dach aufreiße, das Licht auszulöschen." Der Churfürstin Sibylla schrieb er: „Daß ich am Haupt zuweilen untüchtig bin, ist nicht Wunder, welches an ihm selber alt und kalt und ungestalt, krank und schwach ist. Ich habe lange genug gelebt. Gott bescheere mir ein selig Stündlein. Achte auch wohl, ich hab' das Beste gesehen,

was ich auf Erden sollen sehen. Denn es läßt sich an, als wollte es böse werden, Gott helfe den Seinen, Amen."

Und doch lag ihm so viele Arbeit ob. „Ich alter, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann schreibe an euch. Und da ich gehofft, man sollte mir abgelebten Mann nunmehr Ruhe gönnen: so werde ich dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geschrieben, geredet oder gethan hätte." Auch fing er an, Abschied zu nehmen. An Amsdorf schrieb er: „Gehabt euch wohl im Herrn, mein ehrwürdiger Vater. Wir beide sind Greise, die man vielleicht bald begraben wird."

Er hatte lange Jahre hindurch regelmäßige Vorlesungen über die Bücher Mosis gehalten. Cruciger und Rorarius hatten seine Erklärungen nachgeschrieben und baten Luther, sie zum Druck durchzusehen. Er hat das zu dem Ende vorgenommen, um der wittenbergischen Schule damit zu dienen, sich selbst in Gottes Wort zu üben und nicht mit einem faulen, unnützen Alter das Absterben seines Leibes, so er an sich täglich fühle, zu beschließen. Am Ende des ersten Buches Mosis mußte er abbrechen, am 17. November 1545: „Dies ist nun die liebe Genesis. Unser Herr Gott gebe, daß es Andere nach mir besser machen. Ich kann nicht mehr, bin schwach. Bittet Gott, daß er mir ein gutes Stündlein verleihe." Trotz der Schwäche gab er noch in Druck seine Auslegung der Propheten Hosea und Joel, die letzte alttestamentliche Arbeit, und fügte seinem Gebetbüchlein und

Kalender eine Sammlung Sprüche vom Leiden Christi bei, „Passional“ genannt, „allermeist um der Kinder und Einfältigen willen, welche durch Bilder und Gleichniß besser bewegt werden, die göttliche Geschichte zu behalten; denn in dem kleinen Häuflein der Unmündigen, aus welcher Mund Gott sich Lob zugerichtet, mag er am liebsten erfunden werden, wenn er von hinnen gegangen sei.“ Auch schrieb er eine Vorrede zu den Christlichen Gesängen zum Begräbniß und zum Traubüchlein. Dazu auch noch eine Zeittafel, „eigentlich hatte ich mir diese Jahrrechnung allein zu meinem Gebrauche verzeichnet, nicht daß es sollte eine Chronik oder Historie sein, sondern nur wie eine Tafel, die ich stets vor Augen haben und darinnen besehen möge die Zeit und Jahre der Historien, so in der heiligen Schrift beschrieben werden, wenn ich wollte wissen, wie viele Jahre die Erzväter, Richter, Könige und Fürsten gelebt und regiert haben.“ Noch immer hat er fleißig gepredigt. Zwischen Ermahnungen für die, welche er bald zu verlassen gedenkt, und seinen Sorgen um die Kirche klingt es auch zuweilen hindurch wie Sehnsucht abzuscheiden. „Bisher habt ihr das rechte, wahrhaftige Wort gehört, nun vor euren eigenen Gedanken und Klugheit sehet euch vor. Ich sehe vor Augen, wenn uns Gott nicht wird geben treue Prediger und Kirchendiener, so wird der Teufel unsere Kirche zerreißen und wird nicht ablassen, bis er es hat geendet.“ Am 17. Januar 1546 predigte er zum letzten Mal in Wittenberg. „Ich bin der Welt

satt und die Welt meiner, sind wir also leicht zu scheiden, gleich wie ein Gast die Herberge quittirt.“ Er bat die Wittenberger, wenn sie hören sollten, daß er krank geworden sei, sollten sie ja nicht um ein längeres Leben für ihn bitten, sondern nur um ein seliges Ende.

Zwanzigstes Kapitel.

Abscheiden.

Die Grafen von Mansfeld waren in Streit unter einander über eine Erbtheilung und mit ihren Unterthanen. Die Grafen wandten sich an Luther, ihren Landeseingeborenen, als Schiedsrichter; Alle versprachen, sein Wort anzuerkennen. Er ist deßhalb im Herbst 1545 nach Eisleben gegangen, doch ohne Erfolg. Da kam zu Anfang des nächsten Jahres Lauterbach, des Grafen Canzler und Luther's Freund, der verhieß, diesmal werde die Mühe nicht vergeblich sein. „Wiewohl nun Dr. Martinus sich in solche weltliche Händel einzulassen nicht gepflegt, sondern seines Berufs je und allerwegen wie predigen, lesen, schreiben höchsten Fleißes gewartet, so hat er doch seines Vaterlandes halben, damit dasselbige zur Einigkeit gebracht und die Grafen mit einander freundlich versöhnet und vertragen würden, diese Reise nicht weigern noch abschlagen wollen." Eisleben galt ihm noch immer als sein Vaterland und die Grafen von Mansfeld als seine gnädige Herren. Wiewohl krank, schwachen Leibes und zu dieser Winterzeit schrieb er doch zu: „Es muß um einige Tage nicht Noth haben, die ich daran wagen will, damit ich

mich mit Freuden in meinen Sarg legen möge, wo ich nur zuvor meine lieben Landesherrn vertragen und freundlichen einmüthigen Herzens gesehen habe.“ Am 23. Jan. reiste er ab, begleitet von seinen Söhnen Hans, Martin und Paul. In Halle wurde er von Dr. Jonas empfangen, dem alten Freund, und blieb bei ihm drei Tage, da durch plötzlich eingetretenes Thauwetter die Flüsse ausgetreten waren. Es waren trauliche Tage. Sie hatten viel mit einander erlebt, beiden schien die Zukunft für Deutschland und die Kirche drohend, wenn sie das Unglück selbst auch nicht mehr sehen sollten. Luther brachte auch ein Gastgeschenk mit, ein Glas mit dem Spruche drauf:

Dem alten Doctor Jonas
Bringt Luther ein schön Glas,
Das lehrt sie alle Beide fein,
Daß sie gebrechliche Gläser sein.

Von Halle aus schrieb er nach Haus: „Meiner freundlichen lieben Käthe Lutherin zu Wittenberg zu Handen. Gnade und Friede im Herrn, liebe Käthe! Wir sind heute um acht Uhr zu Halle ankommen, aber nach Eisleben nicht gefahren; denn es begegnete uns eine große Wiedertäuferin mit Wasserwogen und großen Eisschollen, die das Land bedeckte, die dräuete uns mit der Wiedertaufe. So konnten wir auch nicht wieder zurückkommen von wegen der Mulde, mußten also zwischen den Wassern still liegen: nicht daß uns darnach dürstete zu trinken, sondern nahmen gut torgauisch Bier und guten rheinischen Wein dafür, damit labeten und trösteten wir

uns dieweil, ob die Saale wollte wieder auszürnen. Denn weil die Leute und Fuhrmeister, auch wir selbst zaghaftig waren, haben wir uns nicht wollen in das Wasser begeben und Gott versuchen; denn der Teufel ist uns gram und wohnet im Wasser, und ist besser verwahret denn beklaget, und ist ohne Noth, daß wir dem Papst sammt seinen Schuppen eine Narrenfreude machen sollten. Ich hätte nicht gemeint, daß die Saale eine solche Sodt machen könnte, daß sie über Steinwege und Alles so rumpeln sollte. Betet für uns und seid fromm. Ich halte, wärest du hier gewesen, so hättest du uns auch also zu thun gerathen, so hätten wir deinem Rath auch einmal gefolgt. Hiemit Gott befohlen, Amen. Zu Halle am St. Pauli Bekehrungstag. Anno 1546. Martinus Luther."

Am 28. wurde die Reise fortgesetzt und Dr. Jonas fuhr mit. Noch ging die Saale hoch, nicht ohne Gefahr fuhren sie in einem Kahn hinüber, Luther sprach: „Lieber Dr. Jonas, wäre das dem Teufel nicht ein fein Wohlgefallen gewesen, wenn ich Dr. Martinus mit dreien Söhnen und euch in dem Wasser ersöffe." An der Grenze der Grafschaft erwarteten ihn die Herren von Mansfeld mit stattlichem Gefolge von 113 Berittenen.

Die Vergleichshandlungen, an denen auch Fürst Wolfgang von Anhalt und Graf Heinrich von Schwarzburg theilnahmen, wurden täglich im großen Saal abgehalten, doch blieben sie bei der Hartnäckigkeit der Parteien lange erfolglos.

Am 31. Januar hat Luther in Eisleben gepredigt, dann noch dreimal. Zwar schwach und viel leidend, aber es that ihm doch gar wohl in der alten Heimath zu sein. Jonas meldet darüber: „Er hat alle Mittag- und Abendmahl gehalten, über Tisch ziemlich wohl gegessen und getrunken. Speise und Trank auch sonderlich gelobet, wie es ihm wohlschmecke in seinem Vaterlande. Er hat auch alle Nacht ziemlich geschlafen und geruhet.“ Doch pflegten zwei seiner Söhne, oder Jonas und Michael Coelius, Pfarrer zu Mansfeld, und ein Diener bei ihm zu wachen; denn oftmals bedurfte er warmer Tücher und Kissen. Von Wittenberg hatte die Doctorin seine Stärkküchlein und allerlei Arznei nachgeschickt. Ihr schrieb er am 1. Februar: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doctorin, Zeulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann, Gnade und Friede in Christo und meine alte, arme Liebe zuvor. Liebe Käthe! Ich bin schwach gewesen auf dem Wege hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wenn du wärest dagewesen, so hättest du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewesen, denn wir mußten durch ein Dorf hart vor Eisleben, da viel Juden inne wohnen; vielleicht haben sie mich so hart angeblasen. Wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir ein solch kalter Wind hinten in Wagen ein auf meinen Kopf durch's Barett, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen. Solches mag nun zum Schwindel etwas haben geholfen, aber jetzt bin ich Gott Lob wohl geschickt.“ An Melanchthon schrieb er am

gleichen Tage: „Ich befinde mich nun wieder ziemlich wohl, aber wie lange, weiß ich nicht; denn es ist dem Alter nicht zu trauen, da nicht einmal die Jugend sicher ist.“

Die Verhandlungen gingen nicht vorwärts, das macht ihn ungeduldig. Wieder am 6. schrieb er an Melanchthon: „Ich bitte euch, ihr wollet es bei dem Fürsten dahin bringen, daß er mich um dringender Ursachen willen durch ein Schreiben nach Hause zurück rufe; vielleicht kann ich sie auf diese Weise nöthigen, daß sie die Vergleichsverhandlung beschleunigen. Denn ich denke, sie werden nicht zugeben, daß ich unverrichteter Dinge abziehe. Ich will ihnen noch diese Woche willigen, dann aber mit einem Schreiben des Fürsten drohen. Heute ist ungefähr der zehnte Tag, daß wir die neue Stadt zu ordnen begonnen haben. Ich glaube, sie hätte mit weit leichteren Sorgen erbauet, als von uns zur Ruhe gebracht werden können.“ Zugleich an seine Frau: „Der tiefgelehrten Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg. Gnade und Friede, liebe Käthe. Wir sitzen hie und lassen uns martern und wären wohl gern davon: aber es kann noch nicht sein, als mich dünkt in acht Tagen. M. Philipps magst du sagen, daß er seine Postille corrigire, denn er hat nicht verstanden, warum der Herr im Evangelio die Reichthümer Dornen nennt; hie ist die Schule, da man solches verstehen lernet. Aber mir grauet, daß allerwege in der heiligen Schrift den Dornen das Feuer gedräuet wird, darum ich desto größere Geduld habe, ob ich mit Gottes Hülfe etwas Gutes

möchte ausrichten. Deine Söhnchen sind noch zu Mansfeld. Sonst haben wir zu essen und zu trinken genug und hätten gute Tage, wenn der verdrüßliche Handel nicht wär. Mich dünkt, der Teufel spotte unser, Gott wolle ihn wieder spotten. Amen. Bittet für uns."

So vergingen die Tage, die Abendmahlzeit wurde meist heiter in der großen Stube gehalten. Dann ging der Doctor um acht Uhr, manchmal auch früher, in sein Stüblein. Dort hat er jeden Abend eine gute Weile am Fenster gestanden und sein Gebet gehalten. Darnach hat er sich aus dem Fenster umgewandt und gemeiniglich noch eine kurze Weile mit den Freunden geredet, dann ist er zu Bett gegangen.

Man erkennt aus den flüchtigen Briefen dieser letzten Tage an Frau Käthe, daß doch nichts in seinem Geist erloschen war. In der ernsten Innigkeit ihres ehelichen Lebens scheint immer auch der Scherz sein gutmüthiges Recht geübt zu haben, in diesen Briefen waltet er wohl mit unbewußter Absichtlichkeit vor, um die mit Grund über des Mannes Gesundheit besorgte Frau zu ermuthigen. Aber zwischen diesen einfachen Scherzworten, da er sie etwa Frau Saumärkterin nennt, weil das Augustinerkloster am Saumarkte liegt, erheben sich die hohen, frommen Gedanken dieses großen Herzens. Da schreibt er vom 7. Februar: „Meiner lieben Hausfrauen Katharin Lutherin, Doctorin, Selbstmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Füßen. Gnad und Fried im Herrn. Lies du liebe Käthe den Johannem und den

kleinen Katechismum, davon du einmal sagtest: es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, gerade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder im Ofenloch oder auf Wolf's Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hänget an einer Jungfrauen Zitzen; aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden, Amen. — Betet, betet, betet und helft uns, daß wir's gut machen. Denn ich heute im Willen hatte, den Wagen zu schmieren in meinem Zorn, aber der Jammer, so mir vorfiel, meines Vaterlandes hat mich gehalten." Vom 10. Februar: „Gnade und Friede in Christo. Allerheiligste Frau Doctorin. Wir bedanken uns gar freundlich für eure große Sorge, dafür ihr nicht schlafen könnt; denn seit der Zeit ihr für uns gesorget habt, wollt uns das Feuer verzehret haben in unserer Herberg hart vor meiner Stubenthür; und gestern ohne Zweifel aus Kraft eurer Sorge hat uns schier ein Stein auf dem Kopf gefallen und zerquetscht wie in einer Mausfallen. Der hatte im Sinn eurer Sorge zu danken, wo die lieben heiligen Engel nicht gehütet hätten. Ich sorge, wo du nicht aufhörest zu sorgen, es möchte uns zuletzt die Erde verschlingen und alle Elemente verfolgen. Liesest du also den Katechismum und den Glauben? Bete du und laß Gott sorgen. Es heißt: Wirf dein Anliegen auf

den Herrn, der sorget für dich. Wir sind Gott Lob frisch und gesund, ohne daß uns die Sachen Unlust machen, und Dr. Jonas wollte gern einen bösen Schenkel haben, daß er sich an einem Laden ungefähr gestoßen; so groß ist der Neid, daß er mir nicht wollt gönnen allein einen bösen Schenkel zu haben. Hiemit Gott befohlen. Wir wollten nun gerne los sein und heimfahren, wenn's Gott wollte, Amen, Amen, Amen. Euer Heiligen williger Diener Martinus Luther."

Endlich vom 14. Februar: „Gnade und Friede im Herrn, liebe Käthe. Wir hoffen, diese Woche wieder heim zu kommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hie erzeigt, denn die Herrn durch ihre Räthe fast Alles verglichen haben bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zween Brüder Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen und will sie zu mir zu Gast bitten, daß sie auch miteinander reden, denn sie bis daher stumm gewesen und mit Schriften sich hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herrn fröhlich, fahren zusammen mit den Narrenglöcklein auf Schlitten und die Fräulein auch, bringen einander Mumschanz und sind guter Dinge. Also muß man greifen, daß Gott ist ein Erhörer des Gebets. Ich schicke dir Forellen, so mir die Gräfin Albrecht geschenkt hat; die ist von Herzen froh der Einigkeit. Deine Söhnichen sind noch zu Mansfeld. Jacob Luther will sie wohl versorgen. Wir haben hie zu essen und zu trinken als die Herrn, und man wartet unser gar schön

und allzu schön, daß wir euer wohl vergessen möchten zu Wittenberg. — Hie ist das Gerücht herkommen, daß Dr. Martinus sei weggeführt, wie man zu Leipzig und zu Magdeburg redet. Solches erdichten die Naseweisen, deine Landsleute. Etliche sagen, der Kaiser sei dreißig Meilen Wegs von hier bei Soest in Westphalen. Aber laß sagen und singen; wir wollen warten, was Gott thun wird. Hiermit Gott befohlen." An diesem Tage hat er auch zum letzten Mal gepredigt und zwei Prediger ordinirt.

Die Grafen kamen bei Luther noch einmal zusammen. Bei der Verhandlung sprach er: „Wenn man einen Baum mit viel knörrigen Aesten und Zweigen hätte abgehauen und wollte ihn in ein Haus bringen, da muß man ihn nicht vorne bei dem Wipfel fassen, denn da würden sich die Aeste sperren und zurücklegen: sondern am Stamme müßte man den Baum ergreifen, da er abgehauen ist, da denn alle Aeste von der Thür wegstünden, so könnte man den Baum ohne Mühe in's Haus bringen. Also soll's auch zugehen, wenn man will Einigkeit machen, da muß einer dem andern nachgeben und nachlassen. Sonst wenn ein Jeglicher will Recht haben und Keiner dem Andern weichen und fein zusammen rücken, da wird nimmermehr Einigkeit, denn die Aeste sperren sich und stehen gegen die Hausthür, man kann sie also nicht hineinbringen." Weiter sagte er: „Wir wollen Alle gern Einigkeit, aber das Mittel zur Einigkeit sucht Niemand, welches ist Liebe unter einander. So suchen wir auch Alle Reichthum:

aber das rechte Mittel reich zu werden, nämlich durch Gottes Segen, das sucht Niemand. So wollen wir selig werden, aber das Mittel, dadurch wir selig werden, als den Mittler, Jesum Christum, das will die Welt nicht haben." Der vollständige Vergleich kam auch diesmal nicht zu Stande, doch vertrugen sich die Grafen mit der Gemeinde über Patronatsrechte, Bestellung und Besoldung der Geistlichen, Erhaltung der Schule und des Hospitals.

Am nächsten Tag, den 17. Februar, erschien Luther sehr matt, die Grafen selbst baten, er möge heute nicht zur gemeinsamen Berathung kommen. Die letzten Athemzüge eines verlöschenden großen oder doch geliebten Lebens, obwohl bedingt durch die Art der Krankheit, üben ihr Recht auf eine besondere Theilnahme, und es liegt uns hier ein genauer Bericht von Augenzeugen, von Dr. Jonas und Coelius vor.

Der Doctor ruhte den Tag über meist auf einem ledernen Bettlein, er sprach: „Ich bin hier zu Eisleben getauft, wie wenn ich hie bleiben sollte?" Als der Abend kam, meint er: „allein sein bringt nicht Fröhlichkeit" und ging herunter in die große Stube zur Abendmahlzeit. Er war heiter, dabei gelten seine Gedanken dem Tod und er redete vom künftigen Leben. Ob wir in jener seligen, künftigen Versammlung und Kirchen auch einander kennen werden? Wie that Adam? er hatte Evam sein Lebtag nie gesehen, lag da und schlief. Als er aufwachte, da saget er nicht, wo kommst du her? was bist du? sondern: dies Fleisch ist von meinem Fleisch und dies Bein von

meinem Bein genommen. Woher wußte er das, daß dies Weib aus keinem Stein gesprungen wäre? Daher geschah es, daß er des heiligen Geistes voll und im wahrhaftigen Erkenntniß Gottes war. Zu dem Erkenntniß und Bild werden wir in jenem Leben wiederum in Christo erneuert, daß wir Vater, Mutter und uns unter einander kennen werden von Angesicht besser, denn wie Adam und Eva."

Nach der Mahlzeit ging er in sein Stüblein und legte sich an's Fenster, um zu beten. Dann sagt er zu den Freunden: „Mir wird weh und bange wie zuvor um die Brust." Einer läuft und holt etwas Einhorn, wie die Gräfin bei Uebelsein ihren Kindern gibt. Man reibt ihn mit warmen Tüchern. Graf Albrecht kommt auch herbei, schabt das Einhorn und spricht: „O lieber Herr Doctor, wie geht es?" Der Doctor antwortete: „Es hat keine Noth, gnädiger Herr, es beginnt sich zu bessern." Er legte sich auf's lederne Ruhebettlein und schlief ein. Um 10 Uhr wacht er auf und spricht: „Siehe, sitzt ihr noch, mögt ihr euch nicht zu Bette legen?" Dann steht er auf und geht in die Kammer. „Walt's Gott, ich gehe zu Bett. In deine Hände befehl ich meinen Geist, du hast mich erlöset, Gott der Wahrheit!" gab Allen die Hand und gute Nacht und sprach: „Dr. Jonas und Herr Coelius betet für unsern Herr Gott und sein Evangelium, daß ihm wohl gehe, denn das Concilium zu Trient und der leidige Papst zürnen hart mit ihm." Er schlief bis nach Mitternacht. Da wacht

er auf und ruft seinem Diener: „Mache das Stüblein warm.“. Das war all bereit. Er geht hinein. „O Herr Gott, wie ist mir so übel, mich drückt's so hart um die Brust, o ich werde zu Eisleben bleiben.“ Dann fängt er an laut zu beten in unterbrochenen Absätzen: „Herr Gott, himmlischer Vater, ich rufe dich an in dem Namen deines lieben Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, den ich durch deine Gnade bekennet und gepredigt habe, du wollest mich nach deiner Zusage zu deines Namens Ehre gnädiglich auch in diesem erhören, nachdem du mir nach deiner großen Barmherzigkeit geoffenbaret hast den großen Abfall, Blindheit und Finsterniß des Papstes, vor deinem heiligen Tage, welcher nicht ferne, sondern vor der Thür ist, du wollest doch die Kirche meines lieben Vaterlandes bis zum Ende ohne Abfall in reiner Wahrheit und Beständigkeit, rechter Bekenntniß deines Worts gnädiglich erhalten, auf daß die ganze Welt überzeugt werde, daß du mich darum gesandt hast. Ach lieber Herr Gott, Amen, Amen. — Mein himmlischer Vater, du hast mir deinen lieben Sohn unsern Herrn Jesum Christum geoffenbaret, den habe ich gelehret, den habe ich bekannt, den liebe ich, den ehre ich für meinen lieben Heiland und Erlöser, welchen die Gottlosen verfolgen, schänden und schelten, ich bitte dich, mein Herr Jesu Christe, nimm meine Seele zu dir. O himmlischer Vater, ob ich schon diesen Leib lassen und aus diesem Leben hinweg gerissen werden muß, so weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleiben und aus deinen Händen mich Niemand reißen kann.“

Dann sagt er einzelne Bibelsprüche für sich hin, wie in den Erinnerungen seiner Jugend meist lateinisch: Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gingen, sondern das ewige Leben haben. Dreimal wiederholt er die Worte: „In deine Hände befehle ich meinen Geist! Du hast mich erlöset, Gott der Wahrheit!“ Nun sammelten sich die Freunde, dazu die beiden Aerzte der Stadt, auch Graf Albrecht mit seinem Gemahl und der Graf von Schwarzburg. Er ward still und that die Augen zu. Man rief ihn laut bei seinem Taufnamen Dr. Martin, er hörte nichts. Da sprach Dr. Jonas mit starker Stimme: „Ehrwürdiger Vater, wollet ihr auf Christum und die Lehre, wie ihr sie gepredigt, beständig sterben?“ Alle, die weinend ihn umstanden, hörten sein „Ja.“ Darnach wandte er sich auf die rechte Seite und schlief. So ist er eingeschlafen früh gegen drei Uhr am 18. Februar 1546.

Eine Stunde nach dem Entschlafen meldete Dr. Jonas dem Churfürsten, was geschehen war und bat ihn, gnädigst der Doctorin und Herrn Philippo sonderlich einen Trostbrief zu schreiben, auch des Begräbniß halben sein Gemüth erkennen zu geben; er konnte vor Thränen den Brief nicht selber zu Ende schreiben. Der Tag graute, da kam Herr Wolff Fürst zu Anhalt, alle Grafen von Mansfeld, viele Bürger kamen und umstanden trauernd den Todten. Man zog ihm ein weißes, leinenes, faltiges Gewand an: so hat ein Eisleber Maler ihn gezeichnet.

Da er schon im Sarge lag, zeichnete ihn noch einmal Meister Lucas Fortennagel, der von Halle gekommen war. Der entseelte Körper wurde am folgenden Tag in einen zinnernen Sarg gelegt und in der Hauptkirche ausgestellt; Dr. Jonas hielt unter dem Schluchzen des Volks eine Trostpredigt. Am Abend langte des Churfürsten Antwort an. Mit hoch betrübtem Gemüthe habe er die Trauerkunde empfangen; der Körper sollte nach Wittenberg geführt und dort in der Schloßkirche bestattet werden. Die Grafen hätten die Leiche „des hochtheuern von Gott mit unaussprechlichen Gaben begnadeten Mannes gern behalten, dieweil er allhie zu Eisleben geboren und getauft und von dem Allmächtigen aus diesem Jammerthal in das ewige Leben auch allhier mit großer Bekümmerniß aller christgläubigen Menschen erfordert ist worden." Doch fügten sie sich dem Willen des Churfürsten.

In Wittenberg war die Trauer groß. Die Theologen schrieben dem Churfürsten bekümmert und bestürzt, daß der ehrwürdige Vater und Präceptor Dr. Martinus aus dieser Kirchen und Schulen weggenommen, da die ganze Christenheit seiner annoch hätte so nöthig gehabt. „Wir sind nun einsam, verlassen und Waisen. — Dr. Martinus hat uns ja eine schöne Beilage und Kleinod hinterlassen, nämlich den reinen Verstand der christlichen Lehre. Diese wollten wir gerne unverdunkelt auf die Nachkömmlinge fortpflanzen und bitten hierzu um Gottes Gnade und den heiligen Geist." Melanchthon schloß seine Vorlesung mit

den Worten, nicht wissend, ob er nach dem großen Herzeleid sein Lehrgeschäft werde fortsetzen können: „Ach er ist dahin, der Wagen und Reiter Israels, der die Kirche in diesen letzten betrübten Zeiten regiert hat. Laßt uns sein Gedächtniß und die von ihm vorgetragene Lehre lieben, lasset uns demüthiger sein als bisher und aufmerksam auf die Trübsale und großen Veränderungen, welche auf diesen Fall folgen werden. Dich aber, o Sohn Gottes, du für uns gekreuzigter und auferstandener Immanuel, bitte ich, du wollest deine Kirche regieren, erhalten und schützen, Amen."

Wie Luther geahnet, daß bald nach seinem Tode großes Unglück hereinbrechen werde über die Kirche und das deutsche Vaterland, so empfanden sofort die Evangelischen die Leere, welche sein Weggang gelassen: eine ahnungsvolle Scheu, daß Großes bevorstehe, ergriff die Menschen. Der Rector der Academie sprach zu den Studenten: „Wie die Kinder Heth's zu Abraham sagten: du bist in Wahrheit ein Fürst Gottes unter uns, also ist auch wahrhaftig Dr. Martin Luther ein Fürst Gottes unter uns gewesen. Herzog Stilico hat oft von Ambrosio gesagt: wenn Ambrosius sterbe, werde Welschland zu Grunde gehen, und diese Weissagung hat auch eingetroffen, denn nach Ambrosii Tode haben gleich die Gothen und Vandalen Italien überall verwüstet. Also lasset uns gedenken, daß der Tod dieses unseres Lehrers Strafen bedeute, welche doch Gott mildern wolle."

Am 20. Februar verließ der Trauerzug unter christlichen Gesängen die Stadt Eisleben. Weit hinaus gab alles Volk ihm das Geleite. In allen Dörfern, denen der Zug sich nahte, ward mit den Glocken geläutet, und das Volk strömte ihm entgegen, es war wie ein langer Trauerzug bis Wittenberg. Um 5 Uhr langte man vor Halle an. Die Pfarrer und die Rathsherrn an der Spitze, auch die ganze Schule, waren die Einwohner entgegen gezogen. Mühsam bewegten sich die Wagen durch das Gedränge in den Straßen, es war Nacht geworden, als der Sarg in der Marktkirche niedergesetzt wurde. Das Volk strömte herein, und auf den Knieen haben sie den Psalm: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir", mit kläglicher, gebrochener Stimme mehr heraus geweinet, denn gesungen. Am nächsten Morgen ging der Zug weiter über Bitterfeld und Kemberg. An der sächsischen Grenze ward er von den Abgeordneten des Churfürsten empfangen, am 22. Februar Mittags kam er vor dem Elsterthor an, wo Universität, Rath und Bürgerschaft ihn erwarteten. Der feierliche Zug unter den Lauten aller Glocken bewegte sich durch die trauernde Stadt. Voran das Ehrengeleit der Grafen und Herrn auf 65 Pferden. Nach dem Trauerwagen auf einem kleinen Wagen Catharina mit etlichen Matronen, dann die Söhne und Verwandte des Gestorbenen; der Rector Magnificus mit den jungen Fürsten, die zu Wittenberg studirten, die Doctoren der Universität, die Studenten, der Rath und die Bürger, Frauen, Jungfrauen und Kinder. In der Schloß-

kirche wurde der Sarg niedergesetzt gegenüber der Kanzel. Bugenhagen hielt die Trauerrede, aber oft unterbrach ihn das Schluchzen der Menge, und die Stimme versagte ihm. Er faßt sich: „Wer soll euch trösten, so ich euer Pfarrherr nicht reden kann? — Ach wie können wir das Trauern und Weinen lassen! Wie können wir doch dem lieben Paulo hie gehorchen, da er saget: Ihr sollt nicht traurig sein über denen, die da schlafen. Aber er setzt gleich dazu: wie die andern, die keine Hoffnung haben. Wir aber, die wir glauben, wissen, daß die da entschlafen sind in Christo, zu einem besseren Leben erwecket werden, da wir wiederum werden mit ihnen zusammen kommen und ewig bei einander sein. Aber die Welt ist's nicht werth gewesen, daß sie den theuren Mann Gottes länger haben sollte, weiter ihn zu lästern und zu verfolgen, wie wohl doch diese undankbare Welt so viel Gutes durch diesen hohen Mann empfangen hat. Wir trauern nicht alleine, sondern viel tausend hin und wieder in der Christenheit mit uns. Die Widersacher sollen sich nicht lange über seinen Tod freuen: denn die Person ist wohl in Christo verschieden, aber die gewaltige, selige, göttliche Lehre dieses theuren Mannes lebt noch auf's allerstärkste. Er war ohne Zweifel der Engel, von dem Johannes schreibt: Ich sehe einen Engel fliegen mitten durch den Himmel, der hatte ein ewig Evangelium zu verkündigen, denen die auf Erden wohnen und sprach mit lauter Stimme: Fürchtet Gott und gebet ihm die Ehre!"

Auch Melanchthon sprach am Sarg in lateinischer Rede, nicht wie der Heiden Gewohnheit gewesen, allein des Verstorbenen Lob zu preisen, sondern zu mahnen und zu erinnern an die hohe wunderbarliche göttliche Regierung seiner Kirche. Er sprach von dem Amt Luther's in der Kirche, wie er sich würdig anschließe an die lange Reihe der größten und edelsten Geister, und von seinen Gaben, mit denen Gott ihn begnadet habe. „Ein Jeder, der ihn recht erkannt, muß dieses zeugen, daß er sehr ein gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Geberden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüth, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen sehr großen Muth und Mannheit erzeigt und sich nicht bald ein kleines Rauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schrecknis verzagt worden. Er ist auch von so hohem scharfen Verstand gewesen, daß er allein vor Andern in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln bald ersehen konnte, was zu rathen und zu thun war. Daß ein solcher theurer Mann hinweg gefordert und abgeschieden ist, tragen wir unsrerhalben mit Schmerzen. Wir gleichen armen, elenden Waisen, so einen theuren, trefflichen Mann zum Vater gehabt und deß beraubt sind. Aber seinethalben sollen wir Gott

danken und uns mit ihm freuen der fröhlichen, seligen, ewigen Gemeinschaft, so er jetzt hat mit Gott und dem Sohne Gottes unserm Herrn Jesu Christo. In Gottes gnädiger, liebreicher, tröstlicher Verheißung sollen wir uns selbst erwecken, sollen jetzt die ewige selige Gemeinschaft ansehen, die wir im zukünftigen Leben mit Gott, Christo und allen Heiligen haben sollen, dazu uns Gott aus grundlosen Gnaden berufen hat, der uns wahrhaftig und herzlich liebt."

Als der treue Freund gesprochen hatte, auch er oft mit thränenerstickter Stimme, ward das sterbliche Theil des Unsterblichen in die Gruft gesenkt und also zur Ruhe gelegt. Gesäet in Schwachheit, daß er aufgehe an jenem Tage in ewiger Herrlichkeit.

Gott hatte eine große weltgeschichtliche Aufgabe auf Luther gelegt, und er hat sie begriffen und erfüllt. In Hoheit und Demuth hat er das einst ausgesprochen: „Zu einem guten Werk gehört ein gewisser, göttlicher Beruf, und nicht eigene Andacht, welche man heißt eigene Anschläge. Es wird denen sauer, die gewissen Beruf von Gott haben, daß sie etwas Gutes ausrichten, obwohl Gott bei ihnen und mit ihnen ist. Wer aber ohne Gottes Beruf etwas vornimmt, der sucht seine eigene Ehre und Ruhm; er ist sein selbst Gott, bedarf Gottes und seines Wortes nicht. Ich aber Doctor Martinus bin dazu berufen und gezwungen, daß ich mußte Doctor werden, ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam: da hab' ich das Doctorat müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen

Schrift schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in den Weg gefallen und hat mir's wollen wehren. Darüber ist es ihm gegangen wie vor Augen, und soll ihm noch ärger gehen, und sollen sich meiner nicht erwehren. Ich will in Gottes Namen und Beruf auf den Löwen und Ottern gehen und die jungen Drachen mit Füßen treten; das soll bei meinem Leben angefangen und nach meinem Tode ausgerichtet sein. St. Johannes Hus hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß in Böhmerland schreibt: Sie werden jetzt eine Gans braten (denn Hus heißt eine Gans), aber über hundert Jahr werden sie einen Schwanen singen hören, den sollen sie leiden, da soll's auch bei ihnen bleiben, ob Gott will."

Die Kirchengeschichte hat das reiche Leben dieses Mannes und das Urtheil unserer Zeit in inhaltsschwere Worte zusammengedrängt:

„Der Zeiten Umschwung, an dessen Spitze er stand, ist als schroffer Gegensatz in sein Leben gefallen. Er hat den Papst für den allerheiligsten und für den allerhöllischsten Vater gehalten. In seiner leidenschaftlichen Erregung wechselten stürmisch die Gefühle. Sein Leben galt der Befreiung des Geistes, und er hat für den Buchstaben geeifert. Er hat mit der Geschichte gebrochen, über die Väter der Kirche verächtlich geurtheilt, und sich doch auf die kirchliche Ueberlieferung gesteift. Er hat mit seiner christlichen Einsicht sich selbst über die heilige

Schrift gestellt, und dann doch die Vernunft zu erwürgen geboten. Er ist im Vertrauen auf die alleinige Macht des Geistes dem Sturme der Revolution in die Zügel gefallen, und hat gelegentlich gerathen, den Papst sammt seinem Gesinde im tyrrhenischen Meer zu ersäufen. Aber allezeit hat er in unbedingter Redlichkeit seine Ueberzeugung ausgesprochen und war jedem irdischen Interesse fremd. Mit kräftiger Sinnlichkeit stand er festgewurzelt in der Erde, aber sein Haupt reicht in den Himmel. An schöpferischem Geiste war seiner Zeit keiner ihm gleich, seine Reden sind oft derber, als selbst seiner derben Zeit erlaubt schien, aber an volksthümlicher Beredtsamkeit ist nie seines Gleichen gewesen in deutschen Landen. Aus Angst und Zorn wuchs ihm die rechte Freudigkeit im Kampfe. Wo er einmal Unrecht erkannte, sah er nichts als Hölle. Aber seine Bedeutung besteht weniger in seinen losreißenden und zerstörenden Thaten, Andere konnten sich leichter und entschiedener von der alten Kirche losreißen, vielmehr in seiner auferbauenden Macht, in seiner begeisterten Glaubens- und Liebesfülle; obwohl er in trüben Stunden durch des Teufels Anfechtung Gott und Christum und alles mit einander zu verlieren meinte. Zumal Gegnern gegenüber hat er sich gefühlt und unbefangen ausgesprochen, daß er ein erwähltes Rüstzeug Gottes sei, im Himmel, auf Erden und in der Hölle wohl bekannt: doch mit seiner Persönlichkeit hatte das nichts zu schaffen, er wollte nichts wissen von lutherischer Lehre, und sein

hehres Gottvertrauen galt nicht seiner eigenen Rettung aus Gefahren, sondern dem Glauben, daß Gott alltäglich zehn Doctor Martinus erschaffen könne. Abgeschmackte Vorwürfe und beschränkte Rechtfertigungen sind verschollen, solch ein Mann gehört nicht einer Partei an, sondern dem deutschen Volke und der Christenheit."

Druck von Chr. Fr. Will. Darmstadt.





